

Das grüne Thor.

Roman von Ernst Wichert.

Jena, Hermann Costenoble, 1875.

I.

Der Zug brauste durch den letzten Tunnel der tunnelreichen, durch den wilden Apennin gebrochenen Bahnstrecke von Bologna nach Florenz.

In einem der Coupés zweiter Klasse war die wegen der häufigen und langen unterirdischen Durchfahrten bereits bei der Abreise angezündete, aber möglichst knapp mit Oel versorgte Lampe an der Decke im Verlöschen. Sie flammte nur noch von Zeit zu Zeit einmal blitzartig auf, gleichsam um zu inspiciren, ob im Waggon noch alles richtig sei, und dann wieder einzunicken. Jedesmal öffnete auch eine ziemlich beleibte Italienerin, die mit übereinandergeschlagenen Armen recht breit und behäbig mitten auf dem schwarzen Polster des Rücksitzes lehnte, zwinkernd ein wenig die Augen, um sie sogleich wieder zu schließen. Ihr gegenüber, möglichst zurückgezogen, die Kniee nach rechts und links weit abgestreckt, den Hut aus der Stirn gerückt und in den schlaff zwischen die Oberschenkel hineinhängenden Händen eine erloschene schwarze Cigarre mit Rohrspitze haltend, saß ihr um so schwächerer Mann. Nach der vor einer Stunde noch sehr lebhaft geführten Konversation zu schließen war er das. In einer Ecke kauerte ein Franzose, die Beine hochaufgezogen und mit den gefalteten Händen festgehalten, bunte Schlafschuhe auf den Füßen; das Gepäck zu seinen Häupten ließ den Handlungsreisenden erkennen. Aus der anderen Ecke blitzte eine Brille auf, wenn

das Leuchtfeuer sie traf, oder bewegte sich die glühende Kohle einer Cigarre langsam auf und ab, wenn wieder die Nacht einbrach. Der Herr war erst in Porretta eingestiegen und hatte aus seinen Taschen allerhand Steine in einen kleinen Reisesack gepackt, der zum großen Theil schon mit ähnlichem Material gefüllt schien. Nach seinem schwarzen Haar und Bart und dem ganzen Schnitte des Gesichts hätte man ihn für einen Sohn Italiens halten können, und er unterhielt sich auch geläufig in der Landessprache mit dem Schaffner, so lange der Zug stand. Gleich darauf aber hatte er den jungen Mann ihm gegenüber deutsch angedredet und einige knappe Antworten in derselben Sprache erhalten. »Ich irrte also nicht, einen Landsmann zu finden,« hatte er lachend gesagt. »Ja, so aufmerksam und sehnsüchtig zugleich sieht nur ein Deutscher während der drei oder vier Stationsminuten, die ein Aussteigen nicht rätlich erscheinen lassen, zum Fenster hinaus, um die Gegend zu überschauen. Gestehen Sie nur, die vielen Tunnel, die es darauf abgesehen haben, Ihnen die romantischen Partien des wilden Apennins in Felsennacht zu begraben, sind Ihnen sehr ärgerlich, und Sie stiegen lieber aus, um zu Fuß in die Berge zu wandern, Land und Menschen zu sehen.« Das hatte der Fremde bestätigt, mit dem Hinzufügen freilich, daß er sich wegen der sehr mangelhaften Kenntniß der Landessprache nicht weit von der großen Heerstraße entfernen dürfe, und daß man doch auch oft durch überraschend schöne Ausblicke in die Thäler und auf die

Berghöhen für die traurige Fahrt unter der Erde entschädigt werde; gerade der Gegensatz und plötzliche Wechsel wirke sehr eigenthümlich und immer anregend, ihm seien die Stunden noch selten so rasch hingeflogen. »Wir sind doch überall die Genügsamen,« hatte der andere bemerkt, »und nie um einen rationellen Grund in Verlegenheit.« Dann war die Unterhaltung bald ins Stocken gekommen.

Der ›Genügsame‹ behauptete während der ganzen weiteren Fahrt seine gegen das offene Fenster hin vorgebeugte Stellung; er hatte sich zur Seite gekehrt und den Ellenbogen aufgelehnt, jeden Augenblick bereit, ein schönes Landschaftsbild zu erhaschen. Und so saß er denn auch unbeweglich, so lange der Zug einen Tunnel passirte, immer auf die schwarze Felsenwand ausschauend, an der mitunter wie Sternschnuppen die Funken aus dem Schornstein der Lokomotive vorüberhuschten, und geduldig abwartend, bis sich ein Schimmer des einfallenden Tageslichts auf dem Gesteine bemerklich machte und dann plötzlich das Grab sich öffnete, um den blauen Himmel desto lichter erscheinen zu lassen. Dieses Abwarten, flüchtige Genießen und Wiederabwarten beschäftigte ihn so sehr, daß er zum Gespräch keine Zeit behielt. Als könnte ihm etwas entgehen, wenn er seine Aufmerksamkeit auch nur eine Minute abwandte, hatte er immer nur kurze Antworten gegeben und dabei kaum den Kopf ein wenig zur Seite gekehrt. Sein lebhafteres Gegenüber hatte aber doch schon erfahren, daß er in einer norddeutschen

Handelsstadt zu Hause und Kaufmann, oder der Sohn eines Kaufmanns sei, auch Italien zum ersten Mal sehe und bis Palermo zu gelangen hoffe. Man müsse gleich die weiteste Tour ins Auge fassen, hatte er gemeint, da man ja nie wissen könne, wann man sich wieder zu einer Reise bis jenseits der Alpen von Hause frei machen werde. Das war seine längste Auslassung gewesen, unmittelbar nach der Einfahrt in einen Tunnel, in dem es bald stockfinster wurde.

Und nun steckte man also im letzten. »Jetzt geben Sie Acht!« sagte der Herr mit der Brille und klopfte dem Gennügsamen leicht mit der Hand aufs Knie; »was jetzt zu sehen sein wird, ist wirklich des Sehens werth, wie ich mich von meiner letzten Reise her erinnere, wo ich ebenfalls die Bahn benutzte, weil ich Eile hatte. Ich ziehe sonst die alte Straße über Lojano, Pietramala und La Fiuta vor. Geben Sie Acht! Wir winden uns hier aus den Felsen heraus und haben sogleich zu unseren Füßen das schöne Arnothal. Die Sonne steht gerade tief genug, um ihm die richtige Beleuchtung zu geben. Da blitzen schon ein paar Lichtstreifen über das feuchte Gestein – nun!«

Er hatte Recht, der Anblick war zauberhaft. In der Nähe noch rings umher die schwarzgrauen zerklüfteten Felsen, ganz in der Tiefe das freundliche Städtchen Pistoja, weiter hinaus das breite Thal übersät mit Villen, und bald auch in der Ferne die Kuppeln und Thürme von Florenz. Selbst die Italiener warfen einen befriedigten Blick durch das Fenster, und der Franzose reckte neugierig den

Hals. Dem halboffenen Munde des Norddeutschen entschlüpfte ein leises »Ah!« weiter ließ er sich aber über seine Empfindungen nicht aus. Es war auch nur kurze Zeit zur Bewunderung dieses gewaltigen Panoramas; pfeilschnell schoß der Zug auf gewundenen Wegen an der Berglehne nieder.

Von Pistoja bis Florenz hat man nur noch eine gute Stunde Fahrt durch Oliven- und Obstgärten, an reizenden Villen vorüber, und immer mit der Aussicht auf die das Thal abgrenzenden Ausläufer der Apenninen, oder nach der anderen Seite über die fruchtbare Ebene des Arno. Der Norddeutsche schien sich nicht satt sehen zu können an allen diesen Herrlichkeiten. Erst ganz spät zog er ein Reisehandbuch hervor, ermittelte im Register Florenz, schlug das betreffende Blatt auf und vertiefte sich in das Verzeichniß der Gasthöfe, oder in die Droschkentaxe.

Der Zug lief in den Perron der Statione centrale ein und leerte sich bald. Die noch so eben den engen Raum eines Coupés getheilt hatten, nickten einander jetzt kaum flüchtig den Abschied zu; jedes war mit sich selbst und seinem kleinen Gepäck beschäftigt. Draußen in der Halle und auf den zum Platz hinabführenden Stufen standen rechts und links in ihren bunten Livreen die Abgesandten der Hotels, lockten die Vorübergehenden mit dem Zuruf: *Gran Bretagna – Italia – La Pace, signor – Porta Bossa – Bonciani – Nuova York, ponte alla carraja, signor – Roma, Roma . . . !*« und nahmen ihre Gäste in Empfang. In langer Linie hielt Omnibus an Omnibus, alle mit geöffneten

Thüren an der schmalen Rückseite, zum Einsteigen einladend.

Der ›Genügsame‹ schien jetzt sehr wählerisch geworden zu sein. Oder war es nur Unschlüssigkeit, daß er sich sämtliche Hotelnamen von Florenz aufsagen ließ und doch keine Wahl traf, und daß er dann langsam hinter den Fuhrwerken auf und nieder ging, die zierlichen Aufschriften las, stehen blieb, weiter ging und das Einsteigen vergaß? Als er am letzten Omnibus wieder Kehrt machte, sah er seinen Reisebegleiter langsam auf sich zukommen. Sein Gesicht erheiterte sich. Du willst sehen, wo der bleibt, dachte er, und ihm dann folgen.

»Nun, Signor,« redete der Herr mit der Brille ihn an, »hat Sie Ihr Bädeler im Stich gelassen? Da heißt's wirklich: wer die Wahl hat, hat die Qual! Alle diese hübschen Fuhrwerke scheinen aus derselben Fabrik hervorgegangen – sie sind spiegelblank lackirt, haben einen bequemen Tritt zum Einsteigen, und die rothen Plüschpolster sind am Ende so hübsch, wie die grünen. Es ist ihnen so gar nichts von der Beschaffenheit des Hotels abzumerken, vor dem sie den Unglücklichen absetzen werden, den sie einmal gefangen haben. Einen Fuß da hinauf, und es ist kein Entrinnen mehr. Nun? können Sie sich nicht entschließen?«

»Ich hätte gern ein Gasthaus gewählt,« antwortete der andere, »in dem man etwas Deutsch spricht, und auch deutsche Küche . . . «

»Ja, aber darüber geben diese Aushängeschilder doch keine Auskunft. Man ist übrigens in Italien in italienischen Wirthschaften allemal am besten aufgehoben. Ueberall nach den Sitten des Landes leben, ist meine Maxime.«

»Sie sind sicher hier bekannt, mein Herr! können Sie mir vielleicht . . . «

»Bekannt! Freilich sehe ich das schöne Florenz nicht zum ersten Mal, aber mein Aufenthalt ist immer nur sehr kurz gewesen, und ich habe das undankbarste Gedächtniß für die Stätten, die mich gastlich aufgenommen haben. Ueberall Roma – Italia – Gran Bretagna – wer merkt sich die spezifischen Unterschiede? Schließlic ist es ziemlich gleich, ob man da oder dort ›hineinfällt‹. Was meinen Sie, lassen wir's einmal auf den blinden Zufall ankommen? Er ist immer der beste Schutzpatron der Reisenden.«

»Ich bin's zufrieden,« rief der Genügsame schnell, offenbar froh, ins Schlepptau genommen zu werden.

»Nennen Sie also eine Zahl!«

»Eine Zahl?«

»Eine beliebige Zahl.«

»Zwölf.«

»Gut! Von rechts oder links?«

»Von rechts.«

»Einverstanden. Also Augen rechts. Eins – zwei – drei . . . « Er zählte die Wagenreihe entlang bis zwölf. »Der also! Vortrefflich! Grauer Plüsch, Spiegelscheiben, sauberer Fußsteppich. Da hinein, wir werden hoffentlich das

große Loos gezogen haben.« Er warf seine Reisetasche auf das Polster, daß die darin befindlichen Steine rasselten, und half seinem Begleiter beim Einsteigen. »Haben Sie Gepäck? Natürlich. Geben Sie mir Ihren Zettel. Wie viel Stücke?«

Der Conducteur sprang hervor und übernahm die weitere Besorgung. Einige Minuten später polterten die Koffer aufs Verdeck, der Gepäckträger hielt die offene Hand in den Wagen hinein, und fort ging's über die Piazza Sta. Maria Novella in die alte Stadt hinein, am Palazzo Strozzi vorüber, die Via Porta Rossa entlang und in eins der Seitengäßchen der Via Condotta hinein. Dort hielt der Wagen vor einem sehr alterthümlichen Gebäude mit geräumiger Einfahrt und mächtigem Balkon darüber; es sah mit seinen schwärzlichen Steinquadern und den kleinen, viereckigen, mit verrosteten eisernen Gittern versehenen Fenstern im unteren Geschoß eher wie ein Gefängniß, oder wie ein Kloster aus, als wie ein Logirhaus für vergnügungslustige Reisende. Der so keck das Schicksal herangefordert hatte, sah seinen vertrausamen Begleiter an und lachte verschmitzt.

»Wir konnten es nicht glücklicher treffen,« sagte dieser mit leuchtendem Gesicht, »ich liebe solche alte Häuser, und wohne in meiner Heimat selbst in einem ähnlichen. O! die Hansestädte bewahren auch noch ihre werthen Erinnerungen aus den Tagen, wo man gut that, sein Haus wie eine kleine Festung einzurichten. Hier in Italien ist freilich der Baustyl . . . «

Er hätte sich wahrscheinlich weitläufig über die Verschiedenheiten des norddeutschen und mittelitalienischen Baustyls ausgelassen, wenn nicht sein Mentor bereits aufs Pflaster hinausgesprungen und in Begleitung des würdigen Portiers und zweier Kellner unter den Balkon getreten wäre. »Um so besser, um so besser!« rief er ihm zu: »Soll ich gleich für Sie ein Zimmer behandeln?«

»Wenn Sie die große Güte haben wollen, mein Herr . . . « Er folgte langsam, warf einen befriedigten Blick über die Façade hin bis unter das weit vorspringende Gesims, betrachtete wohlgefällig die beiden Steinfiguren zu beiden Seiten des Einganges, von denen jede ein geflügeltes Rad in der Hand hielt, und schritt dann sogleich etwas gravitatisch an den in italienischer Sprache lebhaft Parlirenden vorüber auf den Hof, den in allen Stockwerken Galerien umliefen. In der Ecke plätscherte lustig ein kleiner Springbrunnen; dicht daneben und durch einen Gang von Topfgewächsen gleichsam vorbereitet, führte eine breite Steintreppe aufwärts, deren untere Stufen stark ausgetreten waren.

Die diplomatischen Vorverhandlungen schienen beendet; das Gepäck wurde aufgenommen und hinaufgetragen. »Wir können mit den Preisen zufrieden sein,« bemerkte der fremde Herr, indem er seinen Schützling unter den Arm faßte und fortzog. »Freilich für so ein altes Rauchnest . . . Innen soll's freundlicher aussehen; der jetzige Wirth, heißt es, nimmt sich der Sache kräftig an und wird in Jahr und Tag aus diesem mittelalterlichen Albergo ein modernes Hotel ersten Ranges hergestellt haben,

wovon *wir* freilich aller Wahrscheinlichkeit nach nichts mehr genießen werden. Signor Uccello ist übrigens – freuen Sie sich dessen – ein Deutscher von Geburt; wir würden ihn bei uns etwa ›Herr Vogel‹ nennen. Bei Tisch wird er die Ehre haben, sich vorzustellen. Sie essen doch? Es ist alles fertig.«

Inzwischen war man durch die obere, ganz mit ausgeglichener Wandmalerei bedeckte Gallerie und durch einen von Gaslampen erhellten Bogengang zu einer zweiten Treppe gelangt. »Hier ist der Speisesaal,« erläuterte der Kellner, auf eine breite Flügelthür mit Steineinfassung deutend, »wenn die Herren sich später hierher bemühen wollen. Ein herrlicher Saal, erst vor wenigen Monaten restaurirt. Ihre Zimmer liegen darüber.« Er schwebte voran, riß zwei Thüren auf und machte sich sofort mit den Fenstervorhängen zu schaffen. »Die Aussicht ist nicht weit,« sagte er, aber interessant. Wenn Sie sich ein wenig vorbeugen, sehen Sie den Thurm des Palazzo Vecchio; Sie sind hier mitten in der Stadt – eine bequemere Lage für den Fremden läßt sich kaum denken.«

Der Herr mit der Brille prüfte das Sopha und die Betten, ohne auf ihn zu achten; der ›Genügsame‹ hatte sofort sein Augenmerk auf die schwarzbraunen Holzschnitzereien geworfen, die ringsum bis zur halben Wandhöhe hinaufreichten. Das müsse jedenfalls deutsche Arbeit sein, meinte er; in Nürnberg seien ganz ähnliche Muster zu finden, doch zeigten sie sich in Olivenholz zierlicher. Der Kellner, der ihn gar nicht verstanden hatte, versicherte, Signor Uccello werde schon im nächsten Jahre

mit diesem alten Gerümpel gänzlich aufgeräumt haben; alle Zimmer würden ›restaurirt‹ und freundlich tapeziert, aber man müsse sich gedulden und vorläufig so vorlieb nehmen. »Vernichtet man auch hier in Italien so barbarisch den alten Zimmerschmuck?« rief der Fremde entsetzt. »Ich wäre glücklich, mein Leben lang in solchen Räumen wohnen zu können.«

»Ah! Sie sind ein Liebhaber von Antiquitäten,« bemerkte der andere Gast, den Waschtisch inspizierend. »Das scheinen Sie also gerade an den rechten Ort gekommen zu sein. Denn wenn mich nicht alles täuscht, befinden wir uns in dem Palazzo irgend einer ausgestorbenen oder ausgehungerten florentinischen Familie, die einmal hochberühmt war, und deren Namen jetzt vielleicht nicht mehr zehn Menschen kennen. Ist dieses Haus schon lange ein Hotel?« wandte er sich an den Kellner.

»Schon sehr lange,« versicherte derselbe, »aber es ist viele Jahre in schlechten Händen gewesen und deshalb etwas verfallen. Ein alter Palazzo, Signor.«

»Welcher Familie gehörig gewesen?« Der Kellner zuckte die Achseln: »Das weiß man nicht mehr. Es gibt hier viele Hotels, die einmal einen adeligen Besitzer gehabt haben, und in andern Städten Italiens auch. Man kümmert sich um die alten Geschichten nicht, außer wenn man ein gelehrter Professor oder dergleichen ist.«

»Da hören Sie's,« bemerkte der Herr. »Wer dies Haus baute, hat sicher nicht daran gedacht, daß es dereinst eine Herberge für Fremde werden würde, die nicht einmal

seinen Namen zu erkundigen vermöchten. *Tempora mutantur!*«

Eine Viertelstunde später saßen die beiden Fremden neben anderen Fremden im Speisesaal an der gedeckten Tafel. Das enthusiastische Lob des Kellners traf zwar nicht vollständig zu, gleichwohl ließen sich dem Saal sehr noble Verhältnisse keineswegs absprechen. Die gerühmte ›Restauration‹ hatte hier offenbar nur darin bestanden, daß man altes Bilderwerk mit Tapete überklebte und das Marmorgetäfel des Fußbodens nothdürftig ausflickte; an die schöne Decke, obgleich auch sie nur zu deutliche Spuren des Verfalls zeigte, hatte man sich zum Glück nicht gewagt. Der ›Genügsame‹ sah mehr da oben hinauf, als in seinen Teller.

Sein Nachbar mußte ihn anstoßen und mahnen, die Schüsseln nicht vorbeigehen zu lassen. »Wissen Sie,« sagte er lachend, »daß ich Lust bekomme, mit Ihnen Florenz zu besehen?«

»Sehr freundlich! Aber kennen Sie es denn nicht?«

»Ich meine, das mittelalterliche Florenz. In dem modernen bin ich so ziemlich zu Hause, und da könnten wieder Sie vielleicht einen Führer gut brauchen. Ich kenne von dem mittelalterlichen Florenz noch recht wenig.«

»Reist man nicht gerade deshalb hierher?«

»Nun, die Arnostadt hat auch sonst ihre Reize. Ich glaube, es läßt sich vortrefflich in ihr leben, auch wenn man nicht täglich in die Uffizien läuft. Uebrigens bedingte es bisher noch stets mein Reisezweck, die Städte eigentlich nur als Durchgangsstationen zu betrachten.

Bei der dereinstigen Hochzeitsreise meinte ich alles Versäumte gründlich nachholen zu können.«

»Sie genießen lieber Natur, als Kunst?«

»Hm! Was mich an der Natur interessirt, genießt man schwerlich in Ihrem Sinne. Ich studire die Geschichte der Natur, und dazu muß ich freilich in die Berge.«

»Darum füllten Sie auch Ihren Reisesack –«

»Mit Steinen. Freilich! Ich ziehe auch allerhand Wasser auf Flaschen. Sie begreifen nun, weshalb ich Porretta mit seinen sehr merkwürdigen Schwefelquellen eine Woche geschenkt habe, während ich in Florenz nur eine Nacht bleiben wollte. Nun hätte ich, wie gesagt, beinahe Lust, noch einen Tag zuzulegen.«

Der junge Mann neben ihm zog ein kleines Taschenbuch heraus und reichte ihm eine Visitenkarte. »Darf ich mich Ihnen bekannt machen?«

Der Schwarzbärtige verneigte sich lächelnd. »*Philipp Amberger*,« las er halblaut. »Ganz ohne Charakter? Ich witterte noch immer einen heimlichen Kollegen in Ihnen, muß ich bekennen. Denn für einen Kaufmann, wie Sie auf der Fahrt andeuteten . . . «

»Ich bin auch eigentlich nur ganz zufällig Kaufmann,« half Amberger ein. »In unserer Familie ist dieser Stand seit Jahrhunderten erblich, und mein verstorbener Vater wünschte dringend, daß seine beiden Söhne die Handlung übernähmen. Meine Neigungen bewegten sich schon früh in anderer Richtung.«

»Sie haben einen Bruder?«

»Moritz Amberger. Er ist der richtige Geschäftsmann, und wir lassen einander gewähren. Mein Vater hatte freilich an ein Zusammenarbeiten gedacht . . . Ah! ich danke bestens.« Diese Unterbrechung galt dem Kärtchen, das nun auch sein Nachbar frei gemacht und ihm präsentirt hatte. »Dr. *Xaver Schönrade*, Professor – Professor, dachte ich's doch gleich.«

Sie schüttelten einander die Hand. »Das Dessert wird uns jetzt um so besser schmecken,« bemerkte der Professor freundlich. »Wie denken Sie hinterher über einen Spaziergang durch die Stadt?«

Amberger war ganz einverstanden. »Im Mondschein!« fügte er hinzu, »es kann sich nicht besser treffen.«

Signor Uccello stellte sich, als sie aufstanden, als einen deutschen Landsmann vor. Er heiße eigentlich Vogelstein, sagte er, habe aber, als er flügge wurde und sich ein Nest im Süden suchte – vor länger als zwanzig Jahren schon – den Stein abgeworfen, um sich etwas zu erleichtern, und dann den Rest des Namens in die Sprache der neuen Heimat übertragen, als er heirathete. »So haben wir verwandte Schicksale,« äußerte der Professor. »Ich habe zwar keinen Stein abgeworfen und auch bisher nicht geheirathet, aber doch meinen Namen, nur umgekehrt, aus dem Italienischen ins Deutsche übersetzt – zum großen Leidwesen meiner Mutter, die sich nicht so willig acclimatisirte, obgleich sie, wie ich, jenseits der Alpen geboren ist.« Amberger kam sogleich wieder auf den alten Palazzo, der ihn höchlichst interessirte. Sein jetziger Besitzer wußte aber von seiner Vergangenheit nichts

mehreres, als daß die Familie, der er gehörte, schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausgestorben, oder in den unruhigen Revolutionszeiten um ihren Besitz gekommen und verschollen sei. »Es ist in Italien nicht anders, wie in Deutschland,« fuhr er fort. »Wo einmal der Adel gewirthschaftet hat, wirthschaftet jetzt die Industrie, oder die alten Stammhäuser verfallen zu Ruinen. Ich selbst bin in so einem Raubnest geboren, das gänzlich aufgegeben war. Meinem Vater, einem einfachen Gärtner, war es noch gut genug zur Wohnung. Es läßt sich eine Geschichte davon erzählen.« Man war nicht neugierig auf diese ›Geschichte‹. Amberger meinte, die Industrie sollte doch schonender verfahren und mit mehr Pietät das Alterthümliche konserviren. Er lobte das Holzgetäfel oben in den Zimmern. Die wenigsten Fremden seien Liebhaber einer so düstern Dekoration, meinte der Wirth, und man müsse dem Geschmacke der Gäste entgegenkommen. »Wenn Sie übrigens noch mehr von diesem alten Schnitzwerk sehen wollen, meine Herren,« setzte er hinzu, »und wirklich einige sehr merkwürdige, wenschon nicht besonders gut erhaltene Schildereien, so belieben Sie einmal freundlichst in meine Privatwohnung einzutreten. Ich habe da noch nichts restauriren lassen, und es hat auch Zeit damit. Meine Frau besitzt ein verständiges Einsehen, daß wir selbst zuletzt bleiben müssen, und meine Tochter behauptet sogar, ein großes Gefallen an diesem wunderlichen Schnickschnack zu finden, ja, sie hat einen Theil von dem alten Hausgeräth, das wir auf

dem Boden fanden, in ihr Zimmer tragen lassen. Sie werden Freude daran haben.«

Amberger nahm sein Anerbieten mit Dank an. Die Tochter gefiel ihm, bevor er sie gesehen hatte.

II.

Es war Abend geworden oder vielmehr, trotz der frühen Stunde, schon Nacht, als die beiden Männer auf die Straße hinaustraten. Der Mond stand am dunkelblauen Himmel und zeichnete die Umrisse der Façaden in tiefen Schatten auf das Pflaster von Quadern. Der Professor führte den jungen Mann, zu dem er schnell eine freundschaftliche Neigung gefaßt zu haben schien, die schöne Via Culzajoli hinauf nach dem Baptisterium und um den Dom herum, dann durch allerhand enge Gassen zurück zur Piazza della Signoria, wo Amberger staunend vor der im Mondlicht noch gewaltiger erscheinenden Steinmasse des Palazzo Vecchio und dem sich darüber schlank aufschwingenden Thurm stehen blieb, endlich unter den Arkaden der Ufficien hindurch nach dem wie Silber hingleitenden Flusse. Sie wanderten am Lungarno auf und ab, lehnten sich am Wehr über die vorspringende Kaimauer, dem Spiel des Wassers zuschauend, und nahmen dann unter dem Zeltdache einer Konditorei Platz, um Eis zu essen. Nun erst zeigte Amberger sich wieder zu einem Gespräch willig.

»Ich hielt Sie, als Sie ins Coupé einstiegen, für ein Kind dieses schönen Landes,« sagte er, »und Ihre Andeutung vorhin im Speisesaal beweist mir, daß ich mich nicht ganz

täuschte. Ich verstand doch recht, daß Sie Ihren Namen verdeutscht haben?«

»Den Namen meiner Mutter – allerdings,« antwortete der Professor, eine Cigarre aus dem Etui ziehend. Amberger legte die Hand darauf. »Versuchen Sie diese,« fiel er schnell ein, seine eigene Tasche präsentirend, »ich habe ein paar Kisten eingeschmuggelt.« Der Professor griff ohne Bedenken zu. »Dergleichen seltene Waare darf man sich nicht entgehen lassen. Ah! Man lernt die Heimat in der Fremde schätzen.«

»Den Namen Ihrer Mutter – sagten Sie?«

»Freilich! Die treffliche Frau, die ich liebe und verehere, hat den Eigensinn, mir den Namen meines Vaters vorzuenthalten, obgleich sie sich, wie ich überzeugt sein darf, desselben durchaus nicht zu schämen hat. Ich für mein Theil bin geneigt, einen Namen als etwas an sich sehr Gleichgültiges anzusehen, und der meiner Mutter ist mir gerade so viel werth als der meines Vaters. So viel ist übrigens unzweifelhaft, daß meine Mutter verheirathet war und von ihrem Manne geschieden ist. – Sagte ich, sie enthalte mir den Namen vor? Das ist eigentlich nicht ganz richtig. Sie spricht nur von diesen Verhältnissen gar nicht, die ihr wahrscheinlich sehr traurige Erinnerungen erwecken, und ich frage nicht danach. So lange ich sie kenne, ist sie Opernsängerin gewesen – o, zu ihrer Zeit einmal eine kleine Berühmtheit. Jetzt lebt sie schon seit Jahren von den Renten des geringen Capitals, das sie von ihren Gagen ersparte, und des größeren, das sie in mir angelegt hat, als sie mir eine gute Erziehung

geben ließ. In der That danke ich ihr alles, was etwa an mir schätzenswerth ist; warum sollte sie nicht dafür das Recht in Anspruch nehmen, mir ihren Namen zu vererben, der für viele tausende den allerbesten Klang hatte? Sie nennt sich *Kamilla Bellarota*.«

»Ah! Und Sie machten daraus –«

»Das deutsche *Schönrade*, das Sie von meiner Visitenkarte ablesen. Schon auf der Schule übersetzte man mich, und ich ließ mir das lieber gefallen, als die Verunstaltungen des italienischen Namens, zu denen die Jungen allemal bereit waren. Als ich mein erstes Buch in Deutschland und in deutscher Sprache herausgab, verstand es sich für mich schon von selbst, daß ich die Umwandlung als dauernd vollzogen ansah. Wenn nun mein Name in der Wissenschaft genannt wird, so kann ich mit einigem Recht behaupten, daß ich ihn mir selbst gegeben habe.«

»Mit bestem Recht!«

»Meine Mutter gewöhnte sich allerdings nur schwer daran. Sie ist nicht frei von Familienstolz und rühmt gern, die Bellarota seien ein Geschlecht von altem Adel gewesen. Davon spricht sie sehr gern, so wenig sie auch darüber zu sagen weiß. Sie war nämlich erst zehn Jahre alt, als ihr Vater starb, der ebenfalls den größten Theil seines Lebens in Deutschland zugebracht hat. Er war Kammeränger bei irgend einem deutschen Fürsten und nebenher Schauspieler, behauptete aber immer, aus altadeligem Geschlecht zu stammen, und heirathete auch ein armes adeliges Fräulein, übrigens von deutscher Geburt,

das zum Theater gegangen war. Die Frau starb ihm im ersten Wochenbett, er selbst war damals schon in vorgeschrittenen Jahren, verlor nicht lange darauf die Stimme, damit aber auch seine Anstellung, scheint mit seiner kleinen Tochter in dürftigster Lage von Ort zu Ort gezogen zu sein und ist im Spital irgend einer norddeutschen Stadt, in der er früher einmal glänzende Gastrollen gegeben hatte, verstorben. Carlo Bellarota hinterließ keine Legitimationspapiere, es stand nur fest, daß er diesen Namen jederzeit geführt hatte, so lange er in Deutschland lebte, das heißt, seit dem Anfang dieses Jahrhunderts. Meine Mutter sagte oft, freilich ohne nähere Motivierung, es sei ihr ganzes Unglück, daß sich ihres Vaters Taufschein nicht vorgefunden hätte. Nach seinen kurzen Aufzeichnungen auf dem Deckel eines alten Gebetbuches war ein Pietro Bellarota, der sich auch als Eigenthümer des Buches auf das Titelblatt geschrieben hat, sein Vater und er dessen einziger Sohn. Er sagt, derselbe sei im Gefängniß gestorben, nachdem man ihm wegen politischer Vergehen den Prozeß gemacht hatte. Er wollte die Republik wieder aufrichten, schreibt er, unter der seine Vaterstadt einst groß und mächtig gewesen war, und verlor darüber die Freiheit und den letzten Rest eines verschuldeten Familienbesitzes so daß sein Sohn ganz mittellos in die Fremde gehen mußte. Das Gebetbuch, in dem Pietro auf dem Krankenbette in seiner Zelle gelesen, nennt er sein einziges Erbe. Den Namen der Stadt, in welcher die Familie einst begütert gewesen, verschweigt er, aber er versäumt nicht anzuführen, daß ein Zweig in Rom und

ein anderer in Neapel zu hohem Ansehen in päpstlichen und königlichen Diensten gelangt sei und daß sein Vater wahrscheinlich auch ein besseres Loos gehabt hätte, wenn er nicht seiner republikanischen Gesinnung unwandelbar treu geblieben wäre.«

»Und haben Sie nicht weitere Nachforschungen auf Ihren Reisen durch Italien angestellt?« fragte Amberger mit der größten Theilnahme.

»Nur ganz beiläufig,« versicherte der Professor. »Ich muß gestehen, daß mir diese Dinge wenig Werth haben und daß ich meine Zeit allemal glaubte besser brauchen zu können, als zu Untersuchungen über eine Herkunft, die für mich ganz beziehungslos geworden ist. Meine Großmutter und mein Vater waren Deutsche; ich selbst gehöre, ganz abgesehen davon, Ihrer Nation durch Erziehung und Denkungsart an. Warum also eine ganz nutzlose Neugierde befriedigen wollen? Meiner guten Mutter wegen habe ich freilich in Rom und Neapel Nachfrage gehalten und in einigen alten Registern von Hofbeamten auch hin und wieder unseren Namen angetroffen, aber es hätte den größten Zeitaufwand erfordert, diesen Spuren nachzuforschen. Und was hätte es geholfen, wenn ich endlich auch auf einen Pietro Bellarota oder Bellaruota getroffen wäre? Es fehlte ja noch immer seines Sohnes Carlo Taufschein, nachdem, wie ich annehmen durfte, schon einmal ganz vergeblich gesucht war. Warten wir also ab, ob vielleicht der Zufall dieses Dunkel lichten will; und wenn nicht, so werde ich sicher als bürgerlicher Professor Schönrade so ruhig sterben, als wäre mir ein Platz

in der Familiengruft der Bellarota gewiß. Italien liebe ich deshalb nicht weniger, und um ihm einen Beweis meiner Achtung zu geben, habe ich bisher meine wissenschaftlichen Untersuchungen hauptsächlich auf seinen Boden gerichtet. Das ist alles, was ich für mein Großvaterland thun kann.«

Er winkte den Kellner heran und bezahlte. Es war spät geworden, als sie sich zur Rückwanderung nach ihrem Hotel anschickten. Amberger konnte nicht eintreten, ohne vor den Steinfiguren am Thor stehen zu bleiben und sie von allen Seiten zu betrachten. Schweigend und nachdenklich folgte er dem Professor, der eine bekannte Arie piff und oft zwei Stufen mit einem Schritt bewältigte, die zwei Treppen hinauf in die Schlafzimmer. Er konnte sich nicht zu Bett legen, ohne mit dem Licht an dem Wandgetäfel entlang zu gehen und einige der merkwürdigsten Arabesken mit Bleistift in ein Skizzenbuch zu zeichnen. Der Professor polterte nebenan mit seinen Steinen, kam aber früher zur Ruhe.

Am anderen Morgen beim Frühstück verfehlten sie sich. Professor Schönrade klopfte im Vorbeigehen bei Amberger leise an, merkte aber, daß er noch schlief, trank deshalb allein seinen Kaffee und hinterließ beim Portier, daß er in Geschäften einige Besuche zu machen habe, nach ein paar Stunden aber den Herrn abholen wolle. Philipp Amberger hatte vollauf Zeit, in dem alten Palazzo treppauf und treppab zu gehen, sämtliche Galerien abzuschreiten, die verblichenen Bildwerke in Augenschein zu nehmen und auf dem Hof das kühle Wasser

der kleinen Fontäne über seine von Italiens Sonne schon gebräunten Hände rieseln zu lassen. Dort gesellte sich Signor Uccello zu ihm und erkundigte sich höflich, wie er geschlafen habe. Er ließ Stühle herausschaffen, und das Gespräch über alle Sehenswürdigkeiten von Florenz war bald im lebhaftesten Gange. Unter drei bis vier Wochen sei selbst bei oberflächlichem Beschauen nicht fertig zu werden, meinte der Wirth und verwahrte sich sogleich dagegen, daß er als Gastwirth eigennützig Rathschläge gebe; er selbst habe noch nicht einmal alles gesehen. »Ich will aber von mir nicht sprechen,« fuhr er fort, »denn mein Geschäft läßt mich selten fort, aber meine Tochter Lucia weiß Bescheid wie der beste Cicerone und versichert doch noch immer Neues anzutreffen. Gemeinhin gehen die Reisenden zu flüchtig über Florenz hinweg, um nur eiligst nach Rom zu kommen.« Amberger erkundigte sich nach Antiquitätenhändlern; er selbst sammelte alte Bücher, Gläser, Mosaike, Münzen. Der Wirth nannte einige Namen, wollte sich aber die näheren Daten noch von seiner Tochter geben lassen, die selbst große Liebhaberei für dergleichen habe. Amberger glaubte nun an das gestrige Versprechen erinnern zu dürfen, ihn in seine Familienwohnung einzuführen. Dazu war jener sofort bereit. »Es ist am besten, Sie sprechen gleich mit meiner Tochter selbst über diese Dinge,« sagte er und schritt voran, den Weg zu zeigen.

Signora Uccello, eine ziemlich korpulente Dame, war noch im Negligé und bat wiederholt, die Dreistigkeit ihres Mannes zu entschuldigen, der so unwohnliche Räume für werth erachte, von einem weitgereisten Fremden besichtigt zu werden. Sie beklagte sich bitter über Mangel an Licht und Luft und versicherte, sie werde nicht lange leben, wenn ihr Mann das Quartier nicht gänzlich umbauere; sie wolle lieber in San Miniato begraben sein, als in diesem Gefängniß leben. Ihr Mann zuckte nur immer die Achseln oder lächelte diplomatisch; er kannte wahrscheinlich die ganze Litanei schon auswendig. Als sie nach der Küche abberufen wurde, meinte er: »Die Frauen müssen immer etwas haben, worüber sie ihren Aerger auslassen können; das beschäftigt sie angenehm. Wollte ich ihr heute im Ernst den Vorschlag machen, unsere besten, schon sauber restaurirten Gastzimmer zu beziehen, sie würde sofort opponiren und mich einen Verschwender schelten. Sieht sie auch wohl danach aus, als ob ihr Licht und Luft fehlten?« Er klopfte dabei an eine fast schwarze Thüre, deren Schnitzwerk schon längst Ambergers Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, und rief: »Lucia, Lucia! Kann man's wagen, bei Dir einzutreten?«

Die Thüre öffnete sich schwer und doch leise, und auf die breite Schwelle trat eine schlanke Mädchengestalt. Das Zimmer hinter ihr erhielt sein Licht von einer anderen Seite als das Gemach, in dem die beiden Männer

standen, und wurde bereits von der Sonne gestreift. Dadurch bildete sich ein lichter Goldgrund hinter der Figur, die selbst im Schatten des Thürrahmens sich um so kräftiger wie aus einem alten Bilde heraushob. Die Sonne spielte über das Holzgetäfel der Wand hin und über einige Stühle mit hohen gedrechselten Lehnen und gelben Lederpolstern; der abwechselnd gelbliche und bläuliche Marmor des Fußbodens schien wie durchsichtig, und die hohen venetianischen Gläser auf der Gesimsplatte des Kamins flimmerten vor dem aus kleinen Abschnitten zusammengesetzten Spiegel in etwas verblichener Gold-einfassung wie hingehaucht. Lucia trug ein dunkelblaues Kleid mit kurzer Miedertaille über der weißen Blouse mit Puffärmeln; an einem schmalen, mit silbernen Buckeln besetzten Ledergürtel hing ein kleines Täschchen von alter Arbeit herab, eine Korallenschnur hielt die Spitzenkrause um den Hals wie ein rothes Band zusammen. Sie hatte der Mutter schwarzes Haar und des Vaters blaue Augen. Philipp Amberger erinnerte sich nicht, schon jemals ein so anmuthiges lebendes Bild gesehen zu haben, und ließ seinen Führer mit aller Umständlichkeit den Zweck des Besuches erklären, um sich möglichst lange daran erfreuen zu können.

Lucia betrachtete den Fremden dabei von Zeit zu Zeit mit ihren großen ruhigen Augen, lächelte dann freundlich, trat zur Seite und ließ ihn ein. Sie hatte eben an einer Staffelei in der tiefen Fensternische an der Kopie eines alten Madonnenbildes gemalt. Das Zimmer war ganz

im Geschmack des sechzehnten Jahrhunderts eingerichtet, Möbel, Teppiche, Bilder, Tapeten durchweg alt. Lucia räumte vom Sopha die Laute fort, die in der Ecke lehnte, und nöthigte die Herren, sich zu setzen. Sie selbst nahm in einem Lehnstuhl Platz, den sie hinter der Staffelei vorzog. Signor Uccello entschuldigte sich mit dringenden Geschäften und entfernte sich; die beiden jungen Leute blieben allein.

Es dauerte einige Zeit, bis Philipp Amberger sich aus seiner Verzauberung frei machte; er sprach nur wenig italienisch und schien jetzt jedes Wort vergessen zu haben. Sie versicherte, daß sie deutsch verstehe, wenn auch nicht zu sprechen wage, und forderte ihn auf, ganz nach seiner Bequemlichkeit zu wählen, sie werde in ihrer Muttersprache antworten. Von dieser Erlaubniß machte er gerne Gebrauch, und nun kam die Unterhaltung bald in Gang. Lucia zeigte mit immer größerem Eifer alle ihre kleinen Sammlungen vor, freute sich, wenn er mit Kennerblick die werthvollsten Stücke herausfand, ertheilte Auskunft und erläuterte die allerdings stellenweise schon sehr defekten Arbeiten der alten Holzschneidekunst in dem Wandgetäfel. »Ich lasse nichts davon entfernen,« rief sie, »mag auch sonst das ganze Haus seinen schönen Schmuck verlieren, um langweilig für die Fremden modernisirt zu werden.« Er lobte diesen Entschluß und wies auf eine sich öfters wiederholende Figur im Schnitzwerk, einen Reif mit zierlichen radialen Durchkreuzungen, hin, die er auch in seinem Logirzimmer bemerkt habe. »Sie finden sie im ganzen Hause,« erklärte sie, immer

mit kleinen Abweichungen, die vor dem Erfindertalent des alten Meisters allen Respekt einflößen, aber in der Grundform gleich. Auch die beiden Steinfiguren am Portal tragen diesen Reif; und schauen Sie einmal zur Decke des Speisesaals hinauf, da finden Sie dieselben Linien in Stuck als Einfassung der Bilder. Es muß eine Lieblingsform der damaligen Besitzer gewesen sein.«

»Oder es hängt dieser Reif mit dem Wappen der alten Familie zusammen,« meinte er, »ich habe auch in deutschen Schlössern ähnliche heraldische Zeichen angetroffen.«

Sie lenkte das Gespräch auf Deutschland über. »Ich möchte gerne einmal über die Alpen,« sagte sie, »und mir meines Vaters Heimat anschauen. Aber es müßte Winter sein, tiefer Winter. Wir haben hier wohl auch im Dezember und Januar unfreundliches Wetter und mitunter sogar Schnee; aber einen rechten Winter, wie ihn mein Vater beschreibt, haben wir doch nicht, und ich möchte wohl wissen, wie ein gefrorener Fluß und eine Landschaft von bereiften Bäumen und ein Fenster mit Eisblumen aussieht.«

»So lockt uns immer der Gegensatz von dem, was uns gehört,« erwiderte er freundlich nickend. »Wir Deutschen suchen hier das Land mit dem ewig blauen Himmel und dem warmen Sonnenschein, und Sie möchten sich am liebsten einmal von dem nordischen Winter durchschauern lassen. Sollte dieser Wunsch aber nicht erfüllbar sein?«

»Schwerlich, Signor, schwerlich.«

»Ich lade Sie zu uns ein, mein Fräulein. Meine Mutter, eine sehr würdige Kaufmannsfrau, wird Sie mit Freuden beherbergen, so lange Ihnen unser Winter gefallen kann, und ich selbst hause auch in einem Raritätenkabinet, ähnlich wie das Ihrige, nur freilich nicht so hübsch und mehr erkünstelt. Was meinen Sie dazu?«

Sie lachte munter. »Das läßt sich hören! Sprechen Sie einmal mit dem Vater. Ah! Ich habe deutsches Blut in den Adern, darum bin ich wanderlustig wie Sie. Aber ein Mädchen –«

Sie wurde durch ein Klopfen an der Thüre unterbrochen. Professor Schönrade kam, um seinen Reisegefährten abzuholen. Er schien für alle die Herrlichkeiten die noch auf Tischen und Stühlen ausgekramt lagen, gar kein Auge zu haben und auch in Lucia nur eine junge Dame, wie andere junge Damen, zu sehen, mit denen man sich in höflicher Weise bei zufälligem Begegnen einige Minuten zu unterhalten pflegt. Das ärgerte Philipp, und er hätte am liebsten abgesagt, um länger bleiben zu können. Aber der Professor wollte davon nichts merken und zog ihn fort. Er konnte nur noch um die anscheinend gern gewährte Erlaubniß bitten, ein ander Mal wieder kommen zu dürfen.

»Ein hübsches Gesichtchen,« sagte der Professor auf der Straße.

Amberger antwortete gar nicht. Wie konnte man da von einem ›hübschen Gesichtchen‹ sprechen!

Sie besichtigten den Dom. Der Professor hielt vor den einzelnen Sehenswürdigkeiten nicht lange Stand. »Schade, daß wir weiter müssen,« äußerte er, als man herum war, es ist hier so hübsch kühl.« Auch dafür hatte der junge Kunstfreund nur ein mißbilligendes Schweigen; er hätte in der ärgsten Sonnenhitze stehen und alle Schätze stundenlang bewundern mögen.

Schönrade winkte einen Fiaker heran. »Nach S. Marko! – Da gibt's etwas für Sie, hoffe ich,« sagte er, als sie eingestiegen waren, »Erinnerungen an Savonarola – alte Bilder, bei denen kaum noch eine Farbe zu erkennen ist, – Klosterzellen – was weiß ich? Ich werde mich an Ihrem Entzücken weiden, wenn Sie weniger egoistisch genießen wollen als im Dom.«

»Ich bin dem Schönen und Altehrwürdigen gegenüber gewöhnlich sehr still,« bemerkte Amberger.

»Das ist eine etwas pedantische Angewöhnung, mein bester Landsmann von Vaters Seite,« lachte der Professor; »unser Enthusiasmus muß kein Schneckenhaus brauchen und selbst einen schlechten Witz überwinden können, wenn er vollwüchsig ist.«

Man fand sich nach und nach in einander. Amberger wurde mittheilsamer und Schönrade empfänglicher. Das

Frühstück in einer Birraria mundete trefflich. Der Professor machte den Vorschlag, eine Mosaikfabrik zu besichtigen, und sein gutmüthiger Genosse war mit allem einverstanden. Dort hatte nun jeder etwas zu bewundern, Amberger die künstlichen Bildwerke, Schönrade die mannigfachen zum Theil sehr seltenen Steinarten. So kam die Zeit heran, in der das Diner im Hotel einzunehmen war.

Das erste, was Amberger that, als er sich an die Tafel gesetzt hatte, war, daß er zur Decke hinaufschaute. Er hätte sich einbilden mögen, daß aus der Rosette in der Mitte ein Mädchenkopf herausschaute, der Lucia auf ein Haar glich. Es war natürlich Täuschung, aber mit der Figur hatte sie ganz recht: da war wieder der Reif, diesmal mit einem zierlichen Laubgewinde, und nach der Rosette liefen Bänder, so daß rund herum Dreiecke ausgeschnitten wurden, in die dann Bilder eingefügt waren. Und bei näherem Hinsehen war der Reif eigentlich ein . . .

»Aber um Himmelswillen!« rief der Professor. »Sie werden sich ein steifes Genick sehen, Verehrtester. Ist der alte Plafond wirklich werth, darüber die Suppe kalt werden zu lassen?«

Amberger starrte ihn ganz vergeistigt an. »Ich habe plötzlich eine Idee, lieber Herr Professor,« sagte er geheimnißvoll.

»Ideen hat man immer plötzlich,« witzelte derselbe. »Nun? Kann man wissen?«

»Mein Gott, es geht Sie ja ganz nahe an!«

«Mich? Da bin ich doch neugierig.«

»Die Familie Bellarota, von der Sie gestern erzählten
–«

»Ach, lassen Sie sich doch deretwegen nicht im Essen
stören.«

»Nein, nein, es ist etwas an der Sache. Sie war in Flo-
renz ansässig.«

»Kann sein.«

»Es ist so, und wir befinden uns – im Palazzo Bellaro-
ta!«

Der Professor griff nach seiner Serviette, rückte den
Stuhl ein wenig zurück und sah ihn fragend an. Die-
ser Blick konnte bedeuten: Bist Du etwa gestört, lieber
Freund?

Amberger ließ sich aber nicht irre machen. »Schauen
Sie einmal da hinauf,« flüsterte er. »Was sehen Sie? Einen
von Blumen umwundenen Reif, der in Wirklichkeit nichts
anderes ist, als ein Radkranz. Und da bemerken Sie nun
auch die Nabe in der Mitte und die Speichen rundum.
Das ganze ist ein Rad, ein schönes Rad – *bella rota*. Es
wiederholt sich überall im Hause, auf Gesimsen, Fußbö-
den; die beiden Thürsteher von Stein tragen es mit Flüg-
eln in der Hand. Es ist kein Zweifel.«

Der Professor lachte auf, so laut, daß die ganze Tisch-
gesellschaft sich nach ihm umsah und sein Nachbar blut-
roth wurde. »Lassen Sie sich's also schmecken im Pala-
ste meiner Väter,« sagte er mit einer huldvollen Hand-
bewegung, »und sehen Sie den sehr ehrenwerthen Si-
gnor Uccello lediglich als meinen Hausverwalter an, der

ganz zu Ihren Befehlen steht. Muß ich auch gegenwärtig noch dulden, daß allerhand fremdes und aus allen vier Windrichtungen – besonders aber von Norden – hergelaufenes Volk für sein gutes Geld in der Halle meiner Ahnen schmarotzt, so hoffe ich doch über kurz oder lang bei meinen geologischen Studien auf ein Goldlager zu stoßen, das ergiebig genug ist, dieses alte Familienpfand auslösen zu können. Sie aber, mein Bester, der Sie gleichsam den Stempel entdeckt haben, durch den der ursprüngliche Eigenthümer sich sichern wollte, müssen sich allen Ernstes gefallen lassen, heute wenigstens mein Gast zu sein. Herr Wirth! Eine Flasche von Ihrem Allerfeinsten!«

Amberger wollte böse werden und mußte doch lachen. »Aber habe ich denn nicht recht?« sagte er; »und sollte es sich für Sie nicht der Mühe verlohnen, diesen sehr deutlichen Spuren weiter nachzuforschen? Wenn *mir* das passirte, ich hätte keine Ruhe –«

»Bis Ihr Wissensdurst gestillt wäre. O, Sie Raritätenkrämer! Hat es denn wirklich für die Entwicklung der Menschheit irgend welche Bedeutung, ob dieser hier anwesende Professor Dr. Schönrade aus Berlin aus dem adeligen Florentiner Geschlecht derer Bellarota stammt oder ob sein Großvater für gut fand, sich für den Theaterzettel einen hübschen Namen zurecht zu komponiren, auf daß die Welt – Sie wissen doch: *mundus vult decip!* – an seinen italienischen Tenor in Originalverpackung glaube? Das sollen Sie mir erst beweisen!«

»Aber Ihnen selbst kann es doch nicht gleichgültig sein

–«

»Völlig! Es müßte sich denn eines schönen Tages in den öffentlichen Blättern eine Bekanntmachung finden, wonach irgendwo ein unzweifelhaft den Bellarota gehöriger Schatz aufgefunden wäre, zu dessen Hebung die Beibringung einer Stammtafel erforderlich. Aber ich habe besten Grund anzunehmen, daß die edlen Herren gänzlich ausgewirthschaftet haben, ehe sich über ihnen die Familiengruft schloß, und ich möchte die Erbschaft nicht einmal *cum beneficio inventarii* antreten, wie die Juristen sagen. Es ist das gescheidteste, wenn ich mich als einen *homo novus* betrachte, der selbst eine neue Dynastie zu gründen unternimmt, wozu denn freilich noch – eine Frau gehört. Aber wie wär's – da kommt mir wahrhaftig ein erhabener Gedanke – wie wär's, wenn ich mich in den Palast meiner Väter – einheirathete? Das reizende Uccellinchen, bei dem ich Sie heute traf –«

Philipp Amberger bekam plötzlich sehr heftiges Nasenbluten, stand auf und kehrte nicht mehr an den Tisch zurück.

Der Professor machte ihm vor dem Schlafengehen noch einen Besuch auf seinem Zimmer und fand ihn schreibend. »O Sie Pflichttreuer,« rief er ihm zu, »sollten Sie eine Braut zu Hause haben, die jeden Tag ein Gedenkzeichen erhalten muß?«

»Durchaus nicht,« versicherte der junge Mann. »Ich schreibe an meine Schwester.«

»Sie haben auch eine Schwester? Schreiben Sie ihr, daß Sie hier mit einem unleidlichen Menschen zusammengetroffen wären, der aber zum Glück schon morgen wieder in die Berge abreisen werde.«

»Wie, Sie wollen so bald scheiden?«

»Also Sie merken, daß ich mich selbst meine. Um so besser – schreiben Sie das nur.«

»Aber, lieber Herr Professor, wenn Sie dieses Blatt lesen würden –«

Schönrade reichte ihm die Hand und sah ihm freundlich in die treuherzigen Augen. »Ich weiß nicht, wie es kommt,« sagte er, »aber es ist mir, als ob wir nicht für alle Zeit Abschied nehmen. Ich glaube an den thierischen Magnetismus und an sympathische Annäherungen, die ihren Grund darin haben. Für jetzt – leben Sie wohl!«

Amberger schüttelte ihm recht warm die Hand. Er hatte sich über ihn geärgert und wirklich im Stillen gewünscht, das schöne Florenz nicht in seiner Begleitung sehen zu dürfen, nun war das vergessen, und es blieb wirklich etwas wie Betrübniß zurück, als sich die Thüre hinter ihm schloß.

Er schrieb seiner Schwester, daß er wahrscheinlich »sehr lange« in Florenz bleiben werde, um sich seine Kunstschatze ganz zu eigen zu machen. Daß er bei diesen Studien auf Lucias Unterstützung rechne, schrieb er nicht. Ueberhaupt war von ihr kein Wort in dem ganzen Briefe.

III.

In dem zu seiner Villa in der Thiergartenstraße gehörigen maurischen Pavillon saß der Kommerzienrath *Wiesel*, ein behäbiger Herr in mittleren Jahren, mit glattrasirtem runden Gesicht, schlichtem blonden Haar und blendend weißem Halstuch, und löffelte bedächtig aus einer zierlichen Schale von hellrothem Glase Eis.

Ihm gegenüber an dem kleinen Tische, dessen Platte aus dem Atelier eines japanesischen Künstlers hervorgegangen war, wiegte sich auf einem Schaukelstuhl, den Kopf auf dem langen Halse weit zurückgestreckt, die Augen auf eine von der Decke herabhängende chinesische Laterne gerichtet und in regelmäßigen Zwischenräumen den Rauch seiner Cigarre zwischen den dünnen Lippen fortblasend, ein etwas jüngerer Mann mit hagerem gelblichem Gesicht, das bereits von der Nase und den Mundwinkeln abwärts tiefe Falten gezogen hatte, die sich auch bei ganz ruhigem Verhalten nicht ausglätten wollten. Herr *Otto Feinberg* schien sich die ausgesuchteste Mühe zu geben, einen behaglichen Zustand zur Schau zu stellen, als ginge ihn in diesem weichen Schaukelstuhl und bei dieser duftenden Havanna die ganze Welt nichts an, am allerwenigsten aber das, wovon er eben sprach. Er sprach eigentlich nicht, sondern warf nur von Zeit zu Zeit monoton einige Worte nach der Decke hinauf, gleichsam abwartend, ob sie vielleicht zufällig auf den Kommerzienrath niederfallen und von ihm aufgefangen werden

würden. Wenn derselbe, was mit aller Beharrlichkeit geschah, schwieg und einen neuen Löffel Eis zwischen die Zähne schob, setzte er dann seinen Vortrag in derselben Weise fort. Es handelte sich um eine Eisenbahnangelegenheit.

Hinter ihnen, näher dem Bogenfenster zu, das einen Blick auf eine schöne Gruppe von Palmen und anderen fremdländischen Blattpflanzen gestattete, lag auf einem türkischen Polster die Kommerzienrätin in gewähltester Toilette. Sie hatte ein aufgeschlagenes Buch in der Hand, das, nach der Verfassung des Deckels zu schließen, einer Leihbibliothek entnommen sein mußte, ließ aber ihre Aufmerksamkeit oft durch einen Kakadu mit gelber Haube ableiten, der in der Ecke über ihr auf einer hohen Messingstange mit Querbalken seine Männchen machte. Sie konnte die Mitte der Dreißiger noch wenig überschritten haben und mußte in der Jugend schön gewesen sein. Jetzt fehlten alle frischen Farben, und ein grämlicher Zug von den matten Augen abwärts deutete auf körperliche Leiden oder dauernde Langeweile.

Auf den sauber geharkten Kieswegen des Gartens lustwandelten Arm in Arm zwei junge Damen. Jung waren sie wirklich beide, aber die eine doch wohl ein paar Jahre jünger als die andere. Sie waren auch beide hübsch, wie sich das von selbst verstehen kann, aber doch in sehr verschiedener Weise. Die jüngere, schlank aufgeschossen und mit länglichem feinen Gesicht, sah der Kommerzienrätin ähnlich; die andere war kleiner, voller, dabei beweglicher, hatte perlweiße Zähne, Grübchen in Backen

und Kinn, blanke Augen und prächtiges blondes Haar. Ein langer junger Mensch in modernstem Anzuge mit dünnem Rohrstockchen und prall sitzenden gelben Handschuhen ging neben ihnen her und suchte bei jeder Wendung die Seite zu gewinnen, auf der er die schlanke Dame neben sich hatte.

Die Blonde führte das Wort. »Besuchen Sie häufig das Theater, Mr. *Fairfax*?« fragte sie.

»Nicht sehr häufig,« antwortete der junge Mann mit englischem Accent. »Das deutsche Schauspiel gefällt mir nicht.«

»Und was haben Sie daran auszusetzen?«

»O, es ist matt. Man bemüht sich gar sehr, natürlich zu spielen, nicht zu übertreiben, aber das wird langweilig auf der Bühne.«

»Ich habe mir eingebildet, es sei das größte Lob für einen Schauspieler, daß er natürlich spiele,« bemerkte die junge Dame verwundert. »Wie denkst Du darüber, Lilli?«

Die Schlanke schien auf das Gespräch wenig geachtet zu haben. »Ach, ich –« sagte sie stockend und warf einen schnellen Blick auf ihren Nachbar, als ob sie denselben auffordern wollte, für sie zu antworten.

»Die Deutschen sind so gutmüthig,« meinte derselbe, »immer selbst nachzuhelfen und zu ergänzen; sie sehen immer mehr, als was sie wirklich sehen. Aber wenn ich im Theater sitze, will ich so beschäftigt werden, daß ich selbst ganz unthätig sein kann und gleichsam gezwungen werde, Antheil zu nehmen.«

Man hatte sich dem Pavillon genähert. Die Kommerzienrätthin erhob sich ein wenig und winkte Mr. Fairfax heran. Die jungen Damen setzten ihren Spaziergang fort.

»Erzählen Sie mir etwas,« sagte die leidende Dame, indem sie auf einen kleinen Sessel deutete; »das Buch langweilt mich.«

»Wohl ein deutscher Roman? Die deutschen Romane sind sehr langweilig.«

»Wir hätten längst ins Bad gereist sein sollen aber mein Mann kommt diesmal von seinen Geschäften gar nicht los. Werden Sie uns nach Wiesbaden begleiten, Mr. Fairfax?«

»Ich füge mich gänzlich ihren Dispositionen, gnädige Frau. Sie wissen, daß mein Hiersein diesmal gar keinen andern Zweck hat, als mich Ihrer werthen Familie bekannt zu machen.«

»Finden Sie meine Lilli nicht noch sehr – kindlich?«

»Ich wünschte das Fräulein gar nicht anders zu finden. Wäre ihre Entwicklung abgeschlossen, so versuchte ich vielleicht vergebens, sie mit mir zu beschäftigen. Jetzt darf ich hoffen, daß der erste Eindruck, den diese reine Seele empfängt, ein bleibender sein wird.«

Die Kommerzienrätthin reichte ihm die Hand. »Sie fühlen sich also nicht getäuscht?«

Er drückte einen Kuß darauf. »O, gnädige Frau – wäre ich sonst noch hier? Ich muß gestehen, daß ich das Arrangement der beiden Häuser immer nur unter der stillschweigenden Voraussetzung verstanden habe, daß sich

bei persönlicher Annäherung eine gegenseitige Neigung nicht vermissen lassen werde.«

»Gewiß, gewiß! Auch auf unserer Seite –«

»Ich würde nie einen Bund schließen ohne Neigung, aber ich leugne gar nicht, daß ich es als praktischer Mann für ein besonderes Glück schätze, wenn sich damit zugleich die Förderung sehr wichtiger materieller Interessen vereinigt. Das englische Kapital findet in Deutschland einen ergiebigen Boden, und die beste Garantie wird ihm sicher durch Familienverbindungen gegeben, die auf dem soliden Boden älterer Geschäftsverbindungen stehen.«

»Ich verstehe davon nichts,« sagte die Kommerzienrätin, den Blick senkend; »aber mein guter Mann denkt wie Sie, und er liebt Lilli von Herzen Wie gefällt Ihnen Käthchen Amberger, die Freundin meiner Tochter?«

»O, sie ist ein sehr hübsches und munteres Mädchen – unzweifelhaft.«

»Wissen Sie, daß ich einen Augenblick schwankte, ob ich ihren Besuch diesmal annehmen solle? Ich mußte fürchten, meine Lilli ein wenig in den Schatten zu stellen.«

»Ah, das ist nicht Ihr Ernst, gnädige Frau. Miß Lilli kann bei diesem Gegensatz nur gewinnen.«

»Meinen Sie?«

Das Gespräch stockte. Nach einer Weile fuhr der Engländer in loser Anknüpfung fort: »Moritz Amberger scheint mir etwas waghalsig zu spekuliren. Ich weiß nicht, ob die Mittel des Hauses – Fräulein Katharina ist hoffentlich wegen ihres Vermögens gesichert?«

»Ich weiß das nicht, aber ich muß es wohl annehmen,« antwortete die Rätthin leichthin. »Herr Otto Feinberg, der ja ein sehr vorsichtiger Mann ist, bemüht sich um ihre Hand, und ihr Bruder Moritz, glaube ich, ist ganz einverstanden.«

Die Unterhaltung wurde leiser und zuletzt nur flüsternd weiter geführt. Der Gegenstand derselben befand sich in zu großer Nähe. Herr Otto Feinberg wiegte sich noch immer auf seinem Schaukelstuhl und blies den Rauch seiner Cigarre aufwärts; um die chinesische Laterne hatte sich eine leichte blaue Wolke gesammelt. »Es kann nach alledem nicht zweifelhaft sein, bester Kommerzienrath,« setzte er seinen Monolog in derselben eintönigen und affektirt gleichgültigen Weise fort, »daß die projektirte Bahn in wenigen Jahren eine der rentabelsten sein wird. Wir haben auf der ganzen Strecke keine besonderen Schwierigkeiten zu überwinden. Das Material ist leicht heranzuschaffen, der Waarenabzug von unserem jährlich an Bedeutung gewinnenden Handelsplatz wird unfehlbar diesen kürzeren und bequemeren Weg nehmen, die Industrie auf dem ganzen durchschnittenen Gebiet ist im Aufblühen und findet ein großes Absatzgebiet. Der Vortheil für die Unternehmer muß einleuchten –« Er pausirte eine Weile, schob dann, ohne seine Lage im ganzen zu ändern, den Kopf ein wenig zur Seite und warf einen schielenden Blick auf sein Gegenüber, das so eben den letzten Löffel Eis vom Teller zum Munde wandern ließ. Da auch jetzt weder eine zustimmende noch eine

kritisirende Aeußerung erfolgte, so blieb nur noch die direkte Frage übrig: »Nun? Was sagen Sie? Wollen Sie sich betheiligen? Wollen Sie englisches Kapital heranzuführen, und unter welchen Bedingungen?«

Der Kommerzienrath schien jetzt erst anzufangen, die Sache in Ueberlegung zu nehmen. Wenigstens zeigte sich auf seiner bis dahin ganz glatten Stirne eine sanfte Wellenbewegung, und der Kopf neigte sich sanft auf die Seite. Aber es dauerte wohl noch eine Minute, bis er sich entschloß, den Mund zu öffnen, und dann sagte er nur wie beiläufig: »Wollen Sie Amberger mitnehmen?«

Feinberg zog die Achsel auf. »Ich möchte ihn nicht an die Vorstellung gewöhnen, daß er uns unentbehrlich ist, wenigstens nicht früher, bis ich seiner ganz sicher bin. Moritz ist verlobt mit meiner Nichte Sidonie, aber meine Nichte Sidonie hat schon mehrmals ihre Neigung gewechselt, und mein Bruder Ignaz ist schwach in dem Punkte. Ich selbst habe zwar Moritz Ambergers Wort wegen seiner Schwester Katharina, aber Moritz ist von seinem Bruder Philipp abhängig, und Philipp gehört zu den Unberechenbaren. Sie sehen also, daß wir guten Grund haben, etwas für alle Fälle in der Hand zu behalten. Liegt Ihnen aber viel daran –«

»Von mir kann vorläufig noch gar nicht die Rede sein,« bemerkte der Kommerzienrath mit einer abwehrenden Handbewegung. »Ihr Projekt, so lobenswerth es an sich ist, hat zwei Bedenken, die erst gehoben sein müssen, wenn ich hoffen dürfte, bei meinen Freunden in England dafür volles Vertrauen zu gewinnen.«

Feinberg richtete sich vom Stuhle halb auf. »Zwei Bedenken?«

»Zwei Bedenken. Wenn die Bahn werden soll, was sie allerdings werden kann, muß sie die Landesgrenze überschreiten. Sie werden es also mit zwei Regierungen zu thun haben, und die Interessen beider lassen sich schwer vereinigen.«

Feinberg lächelte. »Wir werden deshalb einige Häuser dort zu engagiren haben, die zu eigenem Vortheil ihren Einfluß für uns geltend machen. Es ist alles Nöthige vorbereitet.«

Der Kommerzienrath zündete mit aller Umständlichkeit eine Cigarre an, paffte einige Male zu und führte das edle Kraut langsam unter der Nase hinweg, den bläulichen Duft einziehend. »Lieber Freund,« sagte er dann, den Kopf wendend, »sie werden sich dort sehr gut bezahlen lassen, und was jene gewinnen, werden Sie hier einbüßen.«

»Wer aber? Man stellt natürlich diese ganz unvermeidlichen Unkosten dem Publikum in Rechnung.«

»Wenn man sie im Voraus berechnen kann. Aber es mag so sein – Sie werden sich's ja überlegt haben, und es würde vielleicht unter allen Umständen noch genug bleiben, das Geschäft lohnend erscheinen zu lassen. Aber glauben Sie nicht, daß unsere eigene Regierung bei der Konzessionsertheilung Schwierigkeiten verursachen wird?«

»Schwerlich! Warum sollte sie –?«

»Ich bin also besser unterrichtet als Sie selbst. Es *wird* Schwierigkeiten geben. Verstehe ich Sie nämlich recht, so rechnen Sie auf die Erweiterung und Mitbenutzung des jetzigen Bahnhofes?«

»Freilich, freilich!«

»Sie dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß diese Forderung aufs entschiedenste abgelehnt werden wird, aufs entschiedenste!«

Feinberg glitt bis auf die Kante des Stuhles vor und stützte beide Arme auf den Tisch. »Warum aber in aller Welt?«

»Warum? Aus einem sehr triftigen Grunde, »mein Bester. Ihre Stadt ist in den alten Hansazeiten, als man noch mehr an Ueberfall und Vertheidigung, als an freie Kommunikation dachte, sehr enge zusammengebaut. Schon jetzt sind die aus der Mitte nach dem Bahnhof führenden Straßen kaum im Stande den Verkehr in Fluß zu halten; fast täglich passiren kleine und größere Unglücksfälle und mitunter soll die Stopfung der Lastwagen so arg sein, daß selbst bei energischem Eingreifen durch die Polizei erst in längerer Zeit wieder Ordnung zu schaffen ist. Die Regierung wird unter keinen Umständen leiden, daß die Hindernisse des Verkehrs noch gesteigert werden –«

»O, sie sind übertrieben!«

»Ich weiß es nicht, man sieht die Sache im Ministerium so an, wie ich durch einen ganz zuverlässigen Freund erfahren habe. Es wird also jedenfalls der Bau eines neuen Bahnhofs auf einer anderen Seite der Stadt zur Bedingung gemacht werden müssen, und da fragt sich nun

doch, ob sich das Terrain wird beschaffen lassen und, was viel wichtiger ist, ob überhaupt der Regierung eine Stelle angezeigt werden kann, zu der aus dem Innern der Stadt ein so leichter Zugang möglich ist, wie ihn der durch die neue Bahn hervorgerufene ausgedehnte Verkehr erfordert. Soweit ich Ihre Stadt kenne, gibt es überall an der Peripherie enge Thore nach dem alten Graben hin und Gassen, in denen einander zwei Fuhrwerke nur mit Mühe ausbiegen können. Es würden ganze Reihen von an sich sehr stattlichen Häusern niedergelegt werden müssen, um freie Wege zu gewinnen. Daran haben Sie und Ihr Herr Bruder sicher noch nicht gedacht.«

Feinberg blies die Asche von seiner Cigarre. »Wer konnte daran denken?« stieß er ärgerlich vor. »Man wird mit dem Oberbürgermeister verhandeln müssen, man wird – ah! Fatal!«

Der Kommerzienrath stand auf und zog die Weste zurecht. »Jedenfalls ist also das Projekt noch nicht so weit reif, Verehrtester,« sagte er gelassen, »daß wir beide zum Schluß kommen können. Promeniren wir ein wenig?«

Der Gast erhob sich nun gleichfalls und stieg verdrießlich die Stufen hinab. Den neu angekommenen Zwergpalmen, die Wiesel im Vorübergehen zeigte, schenkte er sehr geringe Aufmerksamkeit.

Die beiden Mädchen hatten sich inzwischen in ein sehr ernstes Gespräch vertieft, bei dem ihre Schultern und Köpfe sich einander immer mehr näherten und die Stimmen immer flüsternder wurden. Lilli war gar nicht mehr so wortkarg als während Mr. Fairfax' Anwesenheit. Von

ihm war gleich nach seiner Abberufung durch die Mama die Rede gewesen. Lilli hatte wissen wollen, was Käthchen von seinem ganzen Benehmen ihr gegenüber halte, und Käthchen hatte lachend geantwortet, daß doch wohl ein Blinder sehen könne, wie er sich um sie bemühe. Das schien Lilli zu erschrecken, und gleich darauf hatte sie doch eingestehen müssen, daß sie selbst schon diese Beobachtung gemacht habe und sogar zu errathen glaube, daß die Eltern einverstanden seien und den jungen Engländer begünstigten. Ob sie ihm denn abgeneigt wäre? hatte Käthchen gefragt, und Lilli geantwortet, das könne sie keineswegs sagen; Mr. Fairfax bezeuge sich ja stets sehr liebenswürdig und sei ein hübscher Mann, ober es wolle ihr doch nicht in den Sinn, daß so gleichsam hinter ihrem Rücken die Partie gemacht werde und daß sie die Freiheit der Wahl verliere, und es sei auch eigentlich noch etwas anderes im Wege. Das hatte die Freundin nun natürlich wissen wollen, aber Lilli war lange nicht zu bewegen gewesen, das Geheimniß zu offenbaren, obgleich Käthchen ihr's abmerkte, wie gerne sie es los zu sein wünschte. Und so hatte das denn ein Necken und Sichverstecken gegeben, bis Käthchen erklärte, sie wolle nun gar nichts mehr wissen. Dann hatte Lilli sich allertiefste Verschwiegenheit versprechen lassen und nun ganz purpurroth gebeichtet, daß sie im letzten Winter an Vorlesungen theilgenommen, die einem engen Kreise junger Damen zur Ergänzung des Unterrichts abwechselnd in den Häusern der beteiligten Eltern von einem berühmten Professor gegeben worden, daß der Professor – ein

noch junger und wenn nicht bildschöner, so doch höchst interessant aussehender Mann – auch wiederholt zu Gesellschaften eingeladen und zu Besuchen ohne Einladung nicht vergeblich aufgefordert sei, und daß sie sich damals gleich gesagt habe, der oder keiner sei der Rechte. Leider sei es auch anderen von den Zuhörerinnen eben so ergangen, und man sei schließlich auf einander recht erbittert gewesen. Inzwischen hätten sich freilich Emmy Finkenstein und Theodore Hellmann bereits mit Offizieren verlobt, und Melinde Vanderbeeren, die am auffallendsten ihren Enthusiasmus habe merken lassen, sei mit einem Vetter so gut wie versprochen; sie selbst aber könne solchen Wankelmuth doch nicht billigen und halte sich im Herzen noch immer an ihr Wort gebunden. So weit waren die Mittheilungen gediehen, und eben jetzt fragte Käthchen überrascht: »Hast Du ihm schon Dein Wort gegeben?«

»Gott bewahre!« versicherte Lilli eifrig. »Wie hätte ich so etwas wagen können? Aber mir selbst habe ich es doch gegeben und feierlich gelobt, daß keiner, wenn nicht er –« Sie stockte und wandte das Gesichtchen ab.

»Hat er Dir denn mit Worten oder auf andere Weise zu verstehen gegeben –?«

Lilli schüttelte den Kopf.

»Hat er Dich irgendwie ausgezeichnet, so daß Du glauben kannst –?«

»Ach! Die Mutter war ja immer in der Nähe und führte die Unterhaltung fast allein. Wie hätte er können –? Aber er bezeugte sich immer sehr freundlich gegen mich und

hat mich während der Vorlesungen oft angesehen, und er könnte doch gefühlt haben –«

»Weiter seid Ihr also mit einander nicht gekommen!« konstatierte Käthchen Amberger. »Hat er denn seine Besuche fortgesetzt?«

»Bis ins Frühjahr hinein – freilich. Und dann ist er verreist, und Mr. Fairfax machte bei uns Visite und war bald täglicher Gast. Es war recht schlecht von mir, aber ich hatte wirklich den Professor schon fast so sehr vergessen wie seine Vorlesungen; da –«

»Da?«

»Da sah ich ihn vorgestern beim Spazierenfahren auf der Straße; er grüßte freundlich, und es war mir ein Stich ins Herz. Mr. Fairfax, der mir gegenüber saß, bemerkte gleich darauf, daß ich sehr bleich geworden sei und ich fühlte mich wirklich unwohl. Käthi! Wenn er nun wieder zu uns kommt – und er wird jedenfalls kommen –« Sie drückte den Arm der Freundin fest an ihre Brust.

»Ja, aber das kann ich doch nicht so ängstlich finden, Kind,« beruhigte dieselbe. »Wenn er Dich wirklich liebt –«

»Ach! Das wäre ein Unglück!«

»Wieso denn ein Unglück?«

»Die Eltern würden es nie zulassen. Bedenke doch, ein Professor, der wahrscheinlich gar kein Vermögen hat! Wenn er wenigstens von Adel wäre!«

»Aber wenn Du ihn liebst, Lilli –«

»Ja, wie kann man denn das so recht wissen? Uud wenn ich ihn auch liebe, ich darf's ihm ja doch nicht zu

verstehen geben, und ich hätte auch nie den Muth, gegen der Eltern Willen. – Ach, ich bin sehr unglücklich!«

Lilli sagte das recht weinerlich und drückte Käthchens kleine weiche Hand, Käthchen schwieg eine Weile, und dann fragte sie leise und prüfend: »Eigentlich hast Du gegen Mr. Fairfax gar nichts einzuwenden?«

»Wie sollte ich?« antwortete Lilli. »Aber ich bin es doch meinem Herzen schuldig –«

»Thu Deinem Herzen keinen Zwang an,« mahnte Käthchen lachend. »Und weißt Du was? Wenn der Professor kommt, will ich selbst einmal sehen, ob es lohnt, sich in ihn zu verlieben. Aus Freundschaft, Kind!«

»Scherze mit so etwas nicht,« verwies Lilli ganz leise. Die beiden Herren kamen ihnen gerade entgegen und hielten sie auf. Der Kommerzienrath klopfte seinem Töchterchen recht wohlgefällig auf die Backe, und Feinberg reichte Käthchen eine Rosenknospe, die er kurz vorher in ärgerlicher Stimmung abgerissen hatte. »Ist es wahr, was die Mama sagt,« flüsterte Lilli, als sie sich wieder nach entgegengesetzten Richtungen getrennt hatten, »daß Herr Feinberg sich Hoffnung machen darf?«

Käthchen ließ die Rosenknospe, die sie an der Spitze des Stengels gefaßt hatte, nahe vor ihrem Gesicht auf- und abnicken. »Sagt das die Frau Kommerzienrätthin? Dann mag es wohl im hohen Rath der Weisen beschlossn sein wie eine andere Geschäftssache. Zum Glück habe ich selbst –«

In diesem Moment zuckte Lilli's Arm so heftig in dem ihrigen, daß ihr die Rose aus der Hand fiel. »Was hast Du?« fragte sie erstaunt, ohne sich danach zu bücken.

»Der Professor!« hauchte Lilli ganz matt und zitternd.

Die Freundin schaute auf. Durch das Gitterthor war ein Herr eingetreten, dessen gebräuntes Gesicht und schwarzes lockiges Haar unter dem breiten Filz sofort als charakteristisch in die Augen fielen. Nun zog er vor dem Kommerzienrath den Hut ab und eine breite und hohe Stirne wurde frei. »Ich habe doch nicht versäumen wollen, Ihnen nach meiner Rückkehr von der Studienreise im Vorbeigehen guten, Tag zu sagen,« ließ sich die klangvolle Stimme vernehmen. »Störe ich etwa?«

Wiesel schüttelte ihm die Hand und stellte Feinberg vor. »Professor Schönrade,« wandte er sich an seinen Begleiter, »einer der ausgezeichnetsten Gelehrten unserer Residenz und der Lehrer meiner Tochter in – in –. Worin haben Sie doch schon unterrichtet, bester Herr Professor? Man vergißt das so leicht!« Der Professor überhörte die Frage und wandte sich sogleich zum Pavillon, in welchem er die Kommerzienräthin bemerkte. Sie erhob sich und ging ihm entgegen. Er küßte ihre Hand und wurde mit Mr. Fairfax bekannt gemacht, »zweitem Chef des Hauses Fairfax & King in London«. Der Engländer begrüßte den Gast etwas förmlich, und der Professor andererseits nahm von ihm nicht weiter Notiz, als daß er ihn einer flüchtigen Verbeugung würdigte. Der Kakadu schob sich auf seiner Stange unruhig hin und her und sträubte seine gelbe Haube. »Bist Du auch da, alter Freund?« rief der

Professor ihm zu, trat heran und kraute ihm den Hals. »Ja, wir sind gute Bekannte.«

Die beiden Mädchen kamen nun auch die Stufen hinauf. Schönrade nickte Lilli zu, heftete seinen Blick dann aber sogleich auf ihre blonde Begleiterin, die ihrerseits mit gewiß berechtigter Neugierde vielleicht etwas aufmerksamer, als sonst bei zufälligen ersten Begrüßungen üblich, den Mann betrachtete, der so vielen jungen Damen die Köpfe verdreht hatte. Es begegneten einander da vier sehr schöne Augen, und was sie sahen, schien ihnen zu gefallen. Die Kommerzienrätthin zog ihre Tochter zu sich herüber, so daß sie nun den Engländer zur Seite hatte, und stellte vor: »Fräulein Katharina Amberger, Schwester eines lieben Geschäftsfreundes meines Mannes und Freundin meiner Lilli.«

Käthchen neigte sanft den Kopf und senkte den Blick, der Professor aber betrachtete sie noch theilnehmender als vorhin. »Amberger?« fragte er. »Verstand ich den Namen recht?«

Die Kommerzienrätthin bestätigte es mit dem Bemerkten, daß ihm dabei etwas aufzufallen scheine. »O, es wäre ein närrischer Zufall,« rief er, »und warum nicht? Sie haben einen Bruder Philipp, mein Fräulein?«

»Allerdings. Gegenwärtig auf Reisen.«

»In Italien, ganz recht. Wissen Sie, daß ich in Florenz vor wenigen Wochen seine liebenswürdige Bekanntschaft gemacht und sogar mit ihm zusammen Thüre an Thüre im Palast meiner Väter logirt habe?«

Käthchen mußte lachen. »Im Palast Ihrer Väter? Wie das?«

»Es wäre zu weitläufig, Ihnen das hier stehenden Fußes aus einander zu setzen, aber es findet sich wohl noch Zeit und Gelegenheit dazu. Die Thatsache ist richtig,« versicherte Schönrade, »denn Herr Philipp Amberger hat sie selbst konstatirt, und ich habe allen Respekt vor seinen archäologischen Kenntnissen.«

»Also er reitet auch im Italien seine Steckenpferde?« bemerkte die Schwester schalkhaft. »Wie verließen Sie ihn?«

»O, anscheinend im besten Wohlsein, nachdem er sich einen Tag lang über mein sehr mangelhaftes Verständniß für alte Kunstwerke zu ärgern allen Grund gehabt hatte. Ich würde mich gar nicht sonderlich wundern, wenn er das ganze Haus, in dem er wohnte, zerlegen, in Kisten verpacken und über die Alpen transportiren ließe, natürlich sammt dem Signor Uccello und seiner schönen Tochter, die eine gewiegte Kennerin des antiquarischen Inhalts aller Trödelbuden von Florenz sein soll.«

»Ja, er verbringt mit seinen Liebhabereien ein entsetzliches Geld, das besser in der Handlung stecken bliebe,« mischte sich nun Feinberg ein.

Käthchen sah ihn etwas spöttisch von der Seite an. »Ich glaube, meines Bruders Moritz Reitpferde verzehren mehr als diese Steckenpferde,« sagte sie leichthin.

»Und es muß auch solche Käuze geben,« fügte Wiesel hinzu, zum Niederlassen nöthigend. Er bediente sich eines geflügelten Wortes, ohne sicher auch nur zu ahnen,

woher dasselbe seinen Ursprung ableitete. »Ich für meinen Theil kaufe gerne Bilder,« fuhr er fort, »aber nur von modernstem Genre; man hat's ja, Gott sei Dank, dazu sich seine Zimmer anständig auszuputzen. Für den alten Plunder gibt's Kirchen und Museen genug. Wir Leute von heute,« wieder ein geflügeltes Wort, diesmal nicht aus einem Klassiker angeflogen, »verlangen frische Farben. Geben Sie mir recht, Herr Professor?«

Schönrade wehrte mit der Hand ab. »Ich bin wahrhaftig kein kompetenter Richter,« antwortete er. »Was ich selbst thue und treibe, werden Sie noch käuzlicher finden. Für den bloßen Steinabdruck eines Fisches, der vor einigen Millionen Jahren in einem Wasser geschwommen ist, aus dem damals unsere jetzigen hohen Berge als Inseln hervorragten, oder meinetwegen nur einer Fischgräte, zahle ich allemal mit Vergnügen mehr als Sie für das luxuriöseste Champagnerfrühstück, bester Herr Kommerzienrath. Um Citat gegen Citat zu setzen: »Jedes Thierchen hat sein Manierchen!«

Wiesel lachte, daß sich der runde Bauch schüttelte. »Gegen die Gelehrten ist nicht aufzukommen,« sagte er, »man muß jedem seinen Appetit lassen!«

»Es fragt sich nur, ob man satt wird,« setzte Feinberg hinzu, den Mund breit verziehend. Er bildete sich ein, eine satirische Bemerkung gemacht zu haben.

Der Professor nahm keine Notiz davon, sondern wandte sich schmunzelnd an Lilli: »Nun, mein Fräulein, haben Sie ihre Studien in der vorhistorischen Erdkunde, die ich im Winter die Ehre hatte einzuleiten, eifrig fortgesetzt?«

Lilli erröthete bis zur Stirne hinauf. »Die Wahrheit zu sagen, Herr Professor –« stotterte sie.

»Haben Sie das schauerliche Buch, das ich empfahl, gar nicht mehr aufgemacht und das wenige, das Sie aus meinen Vorlesungen profitiren konnten, gründlich wieder vergessen?« fiel er freundlich ein. »Das finde ich ganz in der Ordnung. Diese Dinge besehen sich die jungen Damen einmal, wie andere merkwürdige Raritäten, aber daran ist's auch genug. Nur nicht das Gedächtniß mit Ballast beschweren.«

»O, ich weiß noch recht viel,« versicherte Lilli, »und ich habe neulich bei einem Streit mit Mr. Fairfax –«

»Ihr seid im Streit gewesen?« fragte die Kommerzienrätthin, mit dem Finger drohend.

»Ueber die Kreide, und ich bin Sieger geblieben.«

»Miß Lilli hat nämlich über Ihre Vorlesungen Buch geführt,« ergänzte der Engländer, »und schwört auf diese Kollegienhefte.«

»Das halte ich denn doch für etwas gewagt!« rief Käthchen mit einem schalkhaften Blick auf die jüngere Freundin, die sie verstand und noch mehr erröthete.

»O, wissenschaftliche Meineide stehen zum Glück nicht unter dem Strafgesetzbuch,« beruhigte der Professor. »Die Kreide verliert übrigens von Jahr zu Jahr mehr an Bedeutung. Man wird bald gar nicht mehr wissen, was das einmal geheißen hat: Einer stehe hoch an der Kreide. Es waren doch schöne Zeiten, als man sich mit einer so einfachen Buchführung begnügen konnte.«

»Wer tief in der Tinte steckt, ist jetzt schwerlich besser daran,« meinte Käthchen. »Die Sache bleibt leider immer dieselbe.«

So ging die Unterhaltung munter fort; Schönrade behielt die Leitung und brachte bald so viel Leben in die Gesellschaft, daß dieselbe sich über sich selbst hätte verwundern müssen. Am liebsten wendete er sich freilich an Käthchen Amberger, die immer schlagfertig auf seine Scherze einzugehen wußte. Der vortreffliche Wein beim Abendtisch erhitzte zu neuen Wortkämpfen. Man trennte sich spät, und der Professor mußte versprechen, recht oft wiederzukommen.

IV.

Der Professor hielt mit überraschender Gewissenhaftigkeit Wort.

Schwerlich zog ihn Wiesel an – Feinberg war schon am nächsten Tage abgereist – und Mr. Fairfax erwies sich zwar bei näherer Bekanntschaft als ein recht unterrichteter und trotz seines etwas steifen Wesens umgänglicher junger Mann, den der Professor mehr und mehr der Beachtung werth fand, aber daß er seine Gesellschaft aufsuche, glaubte doch die Kommerzienrätin keineswegs. Es verging bald kein Tags an dem Schönrade nicht wenigstens ›im Vorbeigehen‹ ansprach, und in den meisten Fällen vergaß er dann gänzlich seinen Spaziergang und blieb Stunden lang. »Es geht mir wirklich sonderbar,« gab er selbst zu. »Jedesmal, wenn ich meine Bücher zuklappe, gedenke ich einen anderen Wegs einzuschlagen, und

jedesmal vergesse ich mein Vornehmen und lenke in diese Straße ein, die ich allerdings sehr liebe.«

»Aber warum wollen Sie uns denn durchaus vorbeigehen, bester Herr Professor?« fragte die Dame mit einem ermunternden Blick.

»Weil ich ein schwacher Mensch bin,« antwortete er, »der dem Zauber dieses Gartens nicht zu widerstehen vermag. Mein Fuß fühlt sich wie von magischer Gewalt abgelenkt, meine Hand an das Gitter gezogen, und ehe ich's selbst weiß, bin ich da und versuche nicht einmal mehr, jeden Tag eine andere Entschuldigung zu sammeln.«

»Als ob es einer solchen überhaupt bedürfte! Wir freuen uns schon alle auf die Abendstunde, die Sie uns durch Ihre interessante Unterhaltung kürzen helfen,« versicherte sie, die Augen niederschlagend; »nicht wahr, Mr. Fairfax? Nicht wahr, meine Fräulein?«

Der Engländer beeilte sich zuzustimmen. Lilli wurde purpurroth und nickte Käthchen statt ihrer dann Mutter zu; Käthchen lachte so eigen in sich hinein und dann wieder unter den langen Wimpern vor – der Professor ließ kein Auge von ihr. »Ich will's also darauf ankommen lassen,« sagte er, »mich Ihnen so alltäglich zu machen, daß Ihnen wieder eine Abwechslung erwünscht wird. Es wäre hübsch, wenn Sie mir's zu rechter Zeit freundschaftlich mittheilen wollten.«

Es verstand sich von da ab ganz von selbst, daß er an keinem Abend fehlte. Selbst das schlechte Wetter, das

trotz des Hochsommers bald darauf eintrat und fast eine Woche lang mit Sturm und Regen wüthete, verringerte sein Bedürfniß, sich nach der Arbeit ›einen Gang ins Freie‹ zu gönnen, durchaus nicht und verzögerte sein Eintreffen um keine Minute. Er lachte sich selbst über diese ganz ungewohnte Pünktlichkeit aus, hatte aber nicht einmal die Uhr nöthig, sich mahnen zu lassen.

Die Wahrheit zu sagen: die Kommerzienrätthin war sehr geneigt, sich selbst die Zugkraft zuzuschreiben, die der Professor für einen geheimen Zauber erklärt hatte.

Sie wäre sehr entrüstet gewesen, wenn ihre vertraueste Freundin sie einer Untreue gegen ihren Mann hätte fähig halten können, dem sie zwar nie mit leidenschaftlicher Neigung zugethan war, aber auch in jüngeren Jahren und gegenüber mannigfachen Versuchungen stets die Achtung bewahrte, die das Verhältniß forderte, so daß er besten Grund hatte, sich ganz sicher zu fühlen und gänzlich frei von Eifersucht zu erklären. Auch jetzt fiel es ihr nicht ein, dem interessanten Professor irgend welche Konzessionen zu machen, die ihren Mann beleidigen konnten, aber sie las, um sich zu beschäftigen, so viel Romane, daß ihr Kopf immer von allerhand spukhaften Vorstellungen erfüllt war, die sich nun auch in die Wirklichkeit drängten, und es unterhielt sie angenehm, ihre Phantasie spielen zu lassen und sich selbst als eine Romanheldin zu denken, die ihre Liebesabenteuer hatte oder haben konnte, wenn sie nur wollte. Es war ihr mitunter gar kein angenehmer Gedanke, eine große Tochter zu haben, die bald selbst Frau sein sollte; sie war

ja selbst noch jung, durchaus nicht über die Jahre hinaus, in denen das Herz seine Bedürfnisse hat, die ein ruhiger und etwas phlegmatischer, überdies ganz in seine Geschäfte vertiefter Gemahl so wenig zu befriedigen versteht. Auf das weiche Polster hingestreckt und ein Buch in der Hand, das über kleine Verirrungen so nachsichtig urtheilte und am Schluß alle Verwicklungen so gefällig und befriedigend löste, konnte sie sich die aufregendsten Scenen ausmalen, bei denen sie selbst die Hauptrolle hatte, und den Zukunftsroman je nach ihrer Stimmung ins Tragische oder Heitere dichten. Der Professor war der Hausfreund, der sich sehr unschuldig einzuführen gewußt hatte und als ein gefährlicher Mann entpuppte. Wenn er sie einmal hier, wo sie einsam ihre Nachmittage hinzubringen pflegte, überraschte, ihr zu Füßen fiel, ihr seine Liebe gestände; wenn sie nicht Zeit behielte, ihn in seine Schranken zurückzuweisen, und Wiesel käme dazu oder ihre Tochter oder auch nur das Hausmädchen! Drei Kombinationen von größter Tragweite für die Phantasie. Und es wäre eigentlich von ihrer Seite nichts geschehen, was sie zu bereuen hätte. Aber Wiesel könnte sie freilich durch höchst unwürdigen Verdacht kränken und zu weiteren Schritten reizen, seine Eifersucht könnte erwachen und ihn zu einem blutdürstigen Tiger umgestalten, oder Lilli könnte im Geheimen den Professor lieben und nun ein Kampf zwischen Mutter und Tochter entbrennen, in den natürlich auch Mr. Fairfax verwickelt werden müßte, oder die Zofe mißbrauchte ihr Geheimniß und würde der entsetzlichste Plagegeist, bis seine Macht durch ein

offenes Geständniß und eine rührende Verzeihung gebrochen würde; dergleichen war ja in Büchern so oft dagewesen, warum sollte es nicht einmal in der Wirklichkeit passiren? Sie glaubte selbst nicht daran, daß es passiren würde, aber das Ausdenken aller dieser Möglichkeiten hatte doch seinen unerschöpflichen Reiz. Und gänzlich in der Luft schwebte der Roman nicht; es mußte seinen Grund haben, daß der Professor ihr so viel Zeit schenkte. Das war ja so liebenswürdig, warum sollte sie nicht dankbar sein, natürlich ohne daß er aus ihrem zu lebhaften Entgegenkommen merken durfte, wie viel mehr Zeit sie ihm schenkte. Warum sollte ihre Hand nicht ein wenig zittern, wenn er sie bei der Begrüßung und beim Abschied küßte; warum sollten sich die Finger nicht zu leisem Druck zusammenziehen; warum hätte diese bleiche Wange sich nicht unter seinem Blick röthen, dieses matte Auge nicht aufleuchten dürfen? Es war ja nicht Ernst damit, nur Spiel, nichts als Spiel, die Langeweile des Tages zu tödten, die erschlafften Lebensgeister anzuregen. So lange er sich in respektvoller Entfernung hielt, warum ihn nicht durch kleine Beweise von Zuneigung zur Annäherung ermuthigen, deren Grenzen zu bestimmen ja noch immer in ihrer Macht blieb.

Es war nur schade, daß von dieser wirklich ziemlich harmlosen Koketterie niemand weniger merkte, als Schönrade selbst. Die Kommerzienräthin mit ihrem schmachtenden Wesen, ihren überreizten Nerven, ihrer Unthätigkeit und Schlaffheit, ihrer Halbbildung, war ihm

von der ersten Bekanntschaft an keine sympathische Natur gewesen; jetzt freilich hätte er ihr als der Dame des Hauses, dessen Gastfreundschaft er in so extravaganter Weise in Anspruch nahm, den Hof gemacht, auch wenn er sie sonst unausstehlich gefunden hätte. Er hatte keine Ahnung davon, daß sie die Häufigkeit und Länge seiner Besuche ihrer anziehenden Persönlichkeit auf die Rechnung stellte, und war weit entfernt, sie absichtlich in diesem Wahn bestärken zu wollen, aber er fühlte zu gut, wie unentbehrlich ihm ihre Freundschaft sei, um irgend eine Pflicht der Höflichkeit zu vernachlässigen, und that vielleicht in dieser Hinsicht manchmal des Guten zu viel. Wiesel selbst war der Meinung, daß seine Frau es dem Professor angethan haben müsse, beschwerte sich aber deshalb nicht mit Gedanken. Er fürchtete nicht für seine theure Hälfte und war ganz zufrieden, auch selbst von der erheiternden Wirkung, die der Gast übte, zu profitieren. Es war in letzter Zeit viel weniger als sonst von ihrer Krankheit und der Verzögerung der Badereise die Rede.

Lilli legte sich die gesteigerte Aufmerksamkeit gegen die Mama in ihrer Weise aus. Sie schien die Kunstfertigkeit, mit Einbildungen so lange zu spielen, bis sie eine erschreckende Gestalt annahmen, von der Mutter geerbt zu haben. Mit jedem Tage wurde es ihr gewisser, daß Schönrade schon während der Vorlesungen ihre Neigung bemerkt hatte, daß er durch sie selbst ermuthigt worden war, ernstlich um sie zu werben, und daß er

nun der Kommerzienrätin schmeichelte, um sich im entscheidenden Moment, der ja nicht mehr lange ausbleiben konnte, ihrer Zustimmung zu versichern. Daß er sich über den Erfolg täusche und eine kränkende Abweisung erfahren werde, stand bei ihr fest; aber wenn sie davor zitterte, so geschah es doch nicht deshalb, weil sie fühlte, ohne ihn nicht leben zu können, und seinetwegen in einen schweren Kampf gegen die Eltern eintreten zu müssen, sondern aus Mitleid mit dem braven Manne, dessen Unglück sie verschuldet hatte. Wenn sie aufrichtig ihr Herz befragte, mußte sie sich antworten, daß sie ihn eigentlich doch nicht liebe. Er hatte ihr in seiner Gelehrsamkeit, in seiner Ueberlegenheit, in seiner Männlichkeit und Sicherheit imponirt, aber es war eine gewisse Entfernung nöthig, um der schwärmerischen Verehrung Raum zu lassen; jetzt in der Nähe und im gesellschaftlichen Verkehr gewann die Gestalt zu viel Realität, um sich in so nebelhaften Empfindungen bewegen zu können. Er kam ihr nun viel älter vor als früher und viel weniger schön sie meinte immer scheu zu ihm aufblicken zu müssen und nie die rechten Worte finden zu können, sich ihm verständlich zu machen. Er paßte besser zu Mutter und Vater als zu ihr, und es wurde ihr mehr und mehr eine undeutliche Vorstellung, seine Frau zu sein, während sie sich den jungen Engländer, der gar nicht so gelehrt und gar nicht so interessant war, doch recht gut als Bräutigam denken konnte. Und daß es ihm gar nicht einmal einzu-fallen schien, Mr. Fairfax könne ihm gefährlich werden

und den Rang ablaufen, daß er ihn so ruhig und gleichmäßig behandelte wie einen Freund, mit dem man nie im Leben meint in Kollision kommen zu können, daß er so sicher seinen Weg ging, als sei ein Fehltritt ganz unmöglich, das ängstigte das arme Kind entsetzlich. Lilli hätte gerne den Professor warnen, ihm zu verstehen geben mögen, daß er sich keiner Hoffnung hingeben solle, wenn sie nur gewußt hätte, wie das anzufangen. Wenigstens meinte sie ihm eine verständliche Andeutung geben zu können, wenn sie sich auffallend kühl gegen ihn benahm und dafür den Engländer um so freundlicher behandelte. Sie schmolte ernstlich mit Katharina, daß sie ihr nicht Wort gehalten habe. »Du hast mir doch versprochen,« sagte sie, »den Professor in Dich verliebt zu machen, damit ich mit gutem Gewissen mir mein Wort brechen kann; und nun thust Du nichts, gar nichts für mich und siehst doch, wie die Sache steht. Nennst Du das Freundschaft?« Käthchen drückte ihr die Hand und flüsterte beruhigend: »Warte doch nur noch ein Weilchen, es gelingt vielleicht. Was kann ich denn dafür, daß er mich so wenig beachtet?«

Der Schalk wußte es besser.

Schönrade kam ja nur des schönen blonden Käthchens wegen und gab sich so viel Mühe, sie davon heimlich zu überzeugen, als seine schnell erwachte Neigung vor allen anderen Hausgenossen zu verstecken. Zum Glück hatte jeder derselben so viel mit sich selbst zu thun und auf sich

selbst zu beziehen, daß das Spiel trefflich gelang. Es waren immer Sekunden und Minuten, in denen es ihm vergönnt war, sich unbeobachtet Käthchen zu nähern und zu äußern, aber er benutzte sie aufs beste, und die Liebe machte auch ihn erfinderisch und zu kleinen Wagnissen muthig, sobald er nur erst merkte, daß er verstanden war. Und er war verstanden von jenem ersten Moment an, als diese einander ganz fremden Menschen sich Auge in Auge sahen und ein Wohlgefallen empfanden, das nur aus einer Vorbestimmung schien erklärlich werden zu können. Dieses wohlthuende Gefühl des Erkennens war bei Schönrade ganz Ueberraschung, bei Katharina anfangs mit der Neugierde gemischt, die Lilli erregt hatte, bewies sich aber schon am ersten Abend in seiner ganzen Reinheit.

Ein Mann wie der Professor war ihr eine ganz neue Erscheinung, zu der sich ein von Grund aus neues Verhältniß bilden mußte. Da konnte es ihr nun freilich wunderbar vorkommen, daß sie gleichwohl so wenig Bemühung nöthig hatte, sich darein zu finden, sondern daß sich das alles gleichsam von selbst fügte. Ihr früherer Umgang im väterlichen Hause, aber auch hier, war ihr immer etwas dürftig erschienen, ohne daß sie hätte sagen können, wo es ihr mangelte; die jüngeren Leute nahmen das Leben oberflächlich, und ihre früheren Lehrer, die freilich bei Gesellschaften nicht fehlen durften und auch sonst im Hause stets gerne gesehen wurden, waren alte Herren, mit denen sich doch nur ein respektvolles Gespräch über ernste Dinge führen ließ. Nun zum ersten Male trat ihr

ein jüngerer Mann entgegen, der auf der Höhe geistiger und gesellschaftlicher Bildung stand und sich ihr, dem einfachen und bei aller Schulgelehrsamkeit recht unwissenden Mädchen, so menschlich näherte, der so viel verstand und so wenig mit sich prunkte, der das Leben so heiter nehmen konnte und doch in seine tiefsten Tiefen hinabgestiegen war. Auch Käthchen war eine heitere lebensfrische Natur, der jeder Zug von Sentimentalität abging; ihr heller Verstand sah schnell in die Dinge hinein und räumte mit den Nebeln auf, in die sie sich jungen Mädchen gegenüber so gerne hüllen; ihr Mutterwitz gab ihr leicht und sie gefällig das rechte Wort ein, und der Professor stets fand in der scherzhaften Unterhaltung, die er selbst sich liebte, in ihr stets die schlagfertige Partnerin. Und sie lachte so reizend und schmollte so neckisch und hatte so wunderschönes blondes Haar und so liebe Augen!

Die Augen, die Augen! Käthchen fand die seinen auch so merkwürdig, gar nicht wie andere. Sie konnten sprechen, und sie glaubte ihre Sprache zu verstehen, mit den Augen zu verstehen, und es reizte sie nun immer hinüber zu blicken, ob sie sprächen, und zu fragen, was sie sprächen. Sonderbar! Es mußte ihm eben so ergehen, und es war gewiß nicht seine Schuld, wenn er nicht verstanden wäre. In Worte ließ sich dieses Gespräch gar nicht übersetzen; aber wozu auch in Worte? Und dann, wenn er ihr etwas reichte und seine Hand dabei die ihrige streifte, wenn er in der Lebhaftigkeit der Unterhaltung mit den Fingerspitzen ihren Arm berührte, wenn er beim Auf-

und Abgehen im Garten gerne die engsten Wege wählte, die zu nahem Zusammenhalten nöthigten, wenn er eine Blume zeigte und sie sich darüber bückte und er auch, und nun ein paar Worte hin und her geflüstert wurden, die mit der Botanik gar nichts zu thun hatten – es war beiden so noch nie zu Muth gewesen und sie fühlten sich glücklich wie nie zuvor.

Jeder neue Tag brachte neue Beweise dieses innigsten Verständnisses, und jeder letzte Blick beim Abschied schien zu sagen: Auf Wiedersehen!

Wer wollte es dem Professor verdenken, daß er den Kommerzienrath sehr angenehm, die Rätthin sehr interessant, Lilli sehr liebenswürdig und sogar den jungen Engländer sehr umgänglich fand? Käthchen wußte, was sie wußte.

Eines Abends nun, als er sich zur gewohnten Stunde in der Villa meldete, mußte er zu seiner großen Betrübniß von der Dienerschaft im Hause erfahren, daß die Herrschaften ausgefahren wären und nicht vor Nacht zurückkehren würden. Er ließ sich ihnen empfehlen und ging mit gesenktem Kopfe und sehr herabgestimmt langsam durch den Garten nach dem Gitter. Er kam an einem prächtigen Rosenstock vorbei, an welchem er gestern mit Käthchen gestanden und eine Knospe bewundert hatte. Sie war jetzt aufgeblüht und er konnte sich's nicht versagen, die volle Rose in die Hand zu nehmen und an sein Gesicht zu führen. Er sog nicht ihren Duft ein, er küßte sie; und als ob sie ihm nun ganz gehören müßte, brach er sie vom Stock. Da hörte er ein bekanntes Stimmchen

seitwärts aus der Entfernung rufen: »So, so! Eigentum ist Diebstahl!«

Er sah überrascht um und bemerkte Käthchen Amberger im Pavillon. Sie saß vor einem der kleinen Tische, hatte Schreibzeug und Papier vor sich und hielt drohend die Feder in der Hand. Er hätte aufjauchzen mögen vor Wonne.

»Sind Sie zu Hause geblieben?« rief er, sofort auf den Pavillon zustuernd.

»Wenn Sie nicht einen Geist sehen –«

»Wahrhaftig! Das könnte mir passiren, mein Fräulein!«

»Ach! Sie glauben ja gar nicht an Geister.«

»Meinen Sie? Aber freilich nur an gute, an die aber auch von ganzem Herzen.«

»Woran erkennt man nun, Herr Professor, ob ein Geist ein guter Geist ist?«

»Daran, daß er nicht verschwindet. Ich spreche den alten Beschwörungsspruch: Alle guten Geister loben den Herrn! Stehen Sie dann noch, wo Sie stehen, so weiß ich, was ich weiß. Nun, soll ich?«

Sie lachte.

»Alle guten Geister loben den Herrn!« Er hob die Hände auf wie Doktor Faust. »Sie sind ja noch da.«

»Ja, durch die Luft fliegen wie die Hexen, kann ich allerdings nicht,« bestätigte sie. »Also erlauben Sie gnädigst, daß ich Sie für einen so guten Geist halte, als irgend einer in menschlicher Hülle existirt. Darf ich eintreten?«

Sie schloß mit beiden Armen den Raum zwischen den schlanken Pfeilern. »Halt! Das geht nicht. Ich habe Kopfschmerzen.«

Er stand schon auf der untersten Stufe, den Hut fast wie ein Bettler in der Hand und die Augen gerade wie ein solcher aufwärts gerichtet nach einer milden Gabe. »Ach! Sie haben Kopfschmerzen!« sagte er bedauernd mit aller Gläubigkeit.

»Ich bin ja deshalb zu Hause geblieben,« versicherte sie, wieder die Arme senkend, »denn ich muß durchaus Briefe schreiben. Die Mama erwartet einen und Bruder Philipp –«

»Der kann gewiß noch warten!« fiel er ein. »Sie glauben gar nicht, wie man in Italien die Heimat vergißt.«

»Ist Ihnen das auch so ergangen?«

»Ich hatte nichts zu vergessen als eine Mutter, und die ist immer gegen mich sehr nachsichtig gewesen.« Er trat auf die zweite Stufe.

»Mütter sind nicht immer so nachsichtig,« bemerkte sie. Sie zog dabei die Stirne kraus und setzte den silbernen Stahlfederhalter unter das Kinn, lachte aber schalkhaft mit dem Grübchen in den Backen.

»Auf eine Minute wird sie es wohl nicht ansehen,« meinte er.

»Wer weiß?«

Er zögerte. »Darf ich Ihnen diese wunderschöne Rose anbieten?« Dabei überschritt er die letzte Stufe und stand neben ihr.

»Um mich zur Mitschuldigen Ihres Raubes zu machen,« lehnte sie, die Hände zurückziehend und an das Tischchen tretend, ab.

»Es ist die Rose,« sagte er, »deren Knospe uns gestern erfreute; morgen wäre sie verblüht gewesen.« Und dann dringlicher und ernster: »Ich bitte, weisen Sie die Rose nicht zurück!«

Auch ihr Gesicht wurde plötzlich ernst. »Sie streckte die Hand aus und nahm die Blume. Sie hielt sie vor sich hin und sah darauf hinab. Sie schien zu erwarten, daß er sich verabschieden werde; ein gleichgültiges Wort wollte nicht über die Lippen.

Er fühlte, daß er nicht länger bleiben dürfe und konnte doch nicht von der Stelle. Wann kam die Gunst dieses Augenblicks wieder. Vielleicht nie mehr. Käthchen allein zu treffen – alle Himmel! Wer da mit einem Bückling fortginge und nähme sein volles Herz mit – unverzeihlich, in alle Ewigkeit unverzeihlich! Wagen gewinnt – diese Minute ist Dein, verliere sie nicht! Das Herz schlug ihm plötzlich stürmisch; er suchte Käthchens Augen, aber sie hob die langen Wimpern nicht.

»Mein liebes Fräulein, begann er ganz leise und mit Mühe athmend, »habe ich eine Frage an das Schicksal frei?«

»Es wird nicht antworten,« sagte sie eben so leise.

»Sie sind mein Schicksal,« versicherte er rasch und hastig, so daß sie sichtlich erschreckte, »und Sie können antworten, wenn Sie wollen.« Er wartete einen Moment,

ob sie etwas entgegenen werde, aber sie schwieg und wurde ganz bleich. Langsam hob sie die Rose und drückte sie auf den Mund.

Das hatte ihm Bedeutung; er selbst hatte die Rose ja geküßt.

»Was ich Ihnen zu sagen habe,« fuhr er fort, »das wissen Sie freilich längst; ich bin Ihnen herzlich gut! Sie müssen es wissen, wie ich selbst es weiß – aber nein! Das darf mir nicht genügen. Ich muß Sie fragen –«

Die Rose zitterte heftig in ihrer Hand. »Nein, nein!« bat sie. »Fragen Sie nicht – nicht jetzt – nicht hier – nicht so – fragen Sie nicht!«

»Und wenn ich gehorchte,– was nähme ich mit? Ein unruhiges Herz! Und was ließe ich zurück? Ein unruhiges Herz! Nein, es muß sich entscheiden – jetzt, hier, so Auge in Auge, und von Mund zu Mund. Fürchten Sie nicht, daß das Glück mir die Besinnung raubt, daß ich vergesse, welche Rücksicht ich Ihnen in einem fremden Hause schuldig bin. Aber antworten Sie mir, antworten Sie mir, wie Sie's vor Ihrem Herzen verantworten können: Wollen Sie mir gehören fürs ganze Leben?«

Sie faltete die Hände um die Rose, sah rasch mit einem vollen Blicke zu ihm auf und sagte mit einem Ausdruck, in den Schmerz und Freude sich wonnig mischten: »Ich will!«

Es war, als ob alle seine Muskeln sich zu einer schnellen Bewegung vorwärts spannten, als ob er im nächsten Augenblick ihr hätte zu Füßen liegen oder sie stürmisch umarmen und an seine Brust drücken müssen. Aber er

behielt die Herrschaft über sich und verließ seinen Platz nicht. Nur seine Augen, glückstrahlend und siegesgewiß, suchten ihre Nähe. So standen sie eine Weile einander anschauend und Seele in Seele senkend, und dann sagte er leise: »Ich küsse Dich, Käthchen, fühlst Du das?« Und sie erröthete und zuckte doch nicht mit der Wimper und flüsterte nur: »Geh nun, geh! Es ist nicht zu ertragen. Wir dürfen einander so nicht wiedersehen.«

»So nicht!« rief er. »Du hast recht. Ich reise morgen mit dem frühesten nach Deiner Heimat, entdecke mich Deiner Mutter, Deinem Bruder, fordere von ihnen Deine Hand.«

Ihr Blick wurde unsicher, ängstlich flimmernd. »Und wenn sie widersprechen?«

»O, wie können sie,« fiel er ein, »wie dürfen sie unser Glück stören? Wenn ich geliebt bin! Nein, fürchte nichts. Bin ich nicht ein Mann, der wagen darf, um eines Mädchens Hand zu werben, und was will ich als Dich?«

Käthchen lächelte ihm dankbar zu, aber die Sorge wich nicht ganz von ihrem Gesicht. »Sie wissen nicht, Sie ahnen nicht, was in einem alten Kaufmannshause – das Testament meines Vaters gibt den Brüdern große Rechte über mich, und meine Mutter –«

»Sie wird sich überzeugen, daß die Wahl ihres Kindes einen Ehrenmann traf, dem sie Vertrauen schenken darf.«

»Sie hat Anschauungen und Grundsätze, die Sie befremden werden. Es wird ihr ganz unfaßlich sein. O, mein Himmel! Was that ich, ohne mich ihrer Zustimmung zu versichern?«

»Bereuen Sie, Käthchen?«

»Nein, nein, nein!«

»Nun denn: hoffen wir das Beste! Und wenn wir einig sind und muthig für einander eintreten, wer will uns im Herzen trennen?«

Er hielt ihr die Hand hin, und sie schlug ein. Dann wandte er sich rasch, rief ein frohes ›auf Wiedersehen!‹ und eilte die Stufen des Pavillons hinab dem Gitter zu.

Käthchen sah ihm nach. Noch einmal trafen sich grüßende Blicke, dann war er hinter den Bäumen verschwunden.

Die Briefe blieben ungeschrieben.

V.

Der Professor schlug den nächsten Querweg ein, der ihn in den Thiergarten führte, und verfolgte denselben eine Strecke lang ohne bestimmte Absicht. Dann wandte er sich aber der Chaussee zu, winkte der ersten Droschke, die leer nach der Stadt zurückfuhr, und dirigierte sie nach einem Hause der Charlottenstraße. Dort wohnte seine Mutter.

Er erfuhr von der alten Hanna, die ein Mittelding zwischen Dienerin und Freundin würdig repräsentirte – sie war früher Choristin und dann lange Zeit Garderobiere gewesen – daß ihre Herrin im Theater sei. Ob er sie nicht hier erwarten wolle? fragte sie, indem sie die Thür zu dem kleinen hübschen Salon öffnete. Aber die Unruhe trieb ihn fort, er hätte es jetzt im Zimmer keine halbe

Stunde ausgehalten. Wahrscheinlich werde er noch einmal vorsprechen, sagte er, wenn es nicht zu spät werde, sie solle nur grüßen. Er ging dann langsam durch die Straßen bis zu den Linden und dem Opernhause zu. Es fiel ihm ein, daß er seine Mutter dort erwarten könne.

Er hätte sich schwerlich darüber Rechenschaft zu geben gewußt, weshalb er sie heute noch sehen müsse, aber daß er sie heute noch sehen müsse, stand darum nicht weniger fest. Zu sagen hatte er ihr eigentlich nichts, denn was jetzt alle seine Gedanken füllte, davon sollte vorläufig zwischen ihnen nicht gesprochen werden. Aber es war ihm Bedürfnis, mit seinem vollen Herzen nicht allein zu bleiben, wenn er es auch nicht ausschütten konnte und wollte, und auf der ganzen Welt lebte ihm kein Mensch, der ihm so nahe stand, wie seine Mutter. Er machte sich Vorwürfe, daß er sie in letzter Zeit vernachlässigt habe, und meinte jetzt das Versäumte nicht schnell genug nachholen zu können. So schritt er vor dem Hause auf und ab, von Zeit zu Zeit nach dem Ausgange hinschauend, ob sich dort schon Menschengewühl zeige.

Er bedachte, ob seine Mutter sich einen Wagen werde nachbestellt haben. Er wußte, daß sie lieber fuhr als ging, aber in der theuren Stadt ökonomisch alle nicht unumgänglich nothwendigen Ausgaben vermied. Zu den unumgänglich nothwendigen gehörte die Oper, um so mehr sollte aber hintennach gespart werden – sicher gab's auch zu Hause das spärlichste Abendessen, und er hatte keine Einladung zur Theilnahme daran zu gewärtigen. Es war das entschieden ein mütterlicher deutscher Zug der edlen

Signora Camilla Bellarota, über den ihr Sohn mit seiner noch stärkeren Mischung germanischen Blutes innerlich lachen mußte, wenn er sich auch hütete, seine Beobachtungen laut werden zu lassen. Heute drängte es ihn, ihr irgend eine besondere Liebe zu erweisen. Hätte er auch die besten Beweise dafür gewußt, daß dieses Gefühl, ungleich anderen Schätzen, sich durch Theilung nicht vermindere, wenigstens dann nicht, wenn es grundverschiedenen natürlichen Richtungen folge; so traute er doch diesmal lieber dem instinktiven Triebe, als dem philosophischen Raisonement. Verlor irgend jemand deshalb etwas, weil er ›liebte‹, so konnte es ja nur seine Mutter sein, die bisher keine Rivalin gehabt hatte.

Er fürchtete nicht, sie in dem Schwarm des sich hinausdrängenden Publikums zu verfehlen. Sie hatte ihre unschuldige Freude, wenn auch nicht an auffallender Kleidung, so doch an lebhaften Farben, und trug gewöhnlich ein Tuch von feinsten rother Wolle, das weithin leuchtete. Auch überragte sie die meisten andern Frauen um einige Zolle und hatte von ihrem Auftreten auf der Bühne her einen unverwechselbaren Schritt. Ihr Sohn hätte sie aus Hunderttausenden heraus erkannt, ohne ihr Gesicht zu sehen. So schaute er denn diesen Abend nur aufmerksamer hin, wenn sich etwas Rothes blicken ließ, und verfehlte auch wirklich seine Dame nicht. Der schmuckste Fiaker, den er in der langen Wagenreihe hatte ausfindig machen können, hielt schon wenige Schritte zur Seite, seines Winkes gewärtig.

Camilla lachte ihm freundlich zu, als sie sich von dem dichten Zuge der Passanten trennte, um seitwärts freien Weg zu gewinnen, und den Professor da mit abgezogenem Hut, sonst freilich gar nicht bedientenmäßig, stehen sah, und grüßte mit der Hand, in der sie noch den Fächer und das Opernglas hielt. Er redete sie in ihrer Vatersprache an und lud sie zum Wagen ein. Diese Aufmerksamkeit entlockte ihr keine Bemerkung, sie war dergleichen wohl von ihrem Sohne gewöhnt; sie nahm vielmehr sogleich mit einer graziösen Wendung seinen Arm. »Warum hast Du mir nicht sagen lassen,« fragte er, »daß Du heute die Oper besuchen wolltest? Ich glaubte, so über die Saison hinaus, und nachdem unsere Primadonnen bereits längst ihren Urlaub angetreten haben –«

»Ich liebe diese Oper,« unterbrach sie lebhaft, »und sang selbst oft genug darin. Auch prüfe ich gern einmal unsere zweiten Kräfte, die einer andern Bühne noch immer zur Zierde gereichen würden. Ich weiß aus Erfahrung, welche schmerzliche Ungerechtigkeit in ihrer Zurücksetzung gegen die von der Intendanz und vom Publikum begünstigten Sterne ersten Ranges liegt, deren Glanz nicht einmal immer ganz echt ist. Man erfreut sich gern einmal rücksichtslos an einer vorzüglich schönen Stimme, aber dann muß auch ein andermal wieder der Oper als solcher ihr Recht werden, und sie läßt sich jedenfalls besser genießen bei einem untadelhaften Ensemble. Ich bin recht befriedigt.«

Sie hatte sich nicht dadurch unterbrechen lassen, daß er ihren Arm freigab und sie in den Wagen hob; setzte

er sich doch zu ihr. »Du weißt, daß ich Dir ein- für allemal meine Begleitung angeboten habe,« antwortete er mit sanftem Vorwurf, »da meine Mittel es mir leider noch nicht erlauben, Dir eine Equipage zu halten.« Sie lehnte leicht ihre Schulter an die seinige, tupfte mit dem Fächer seine Hand und sagte lachend: »Die Zeit wird kommen! Du scheinst ja seit Deiner Rückkehr ganz in Büchern begraben zu sein. Gestehe nur, daß Dir's recht lieb ist, wenn ich nicht störe.«

Wär's heller im Wagen gewesen, so hätte Camilla sein plötzliches Erröthen bemerken müssen. Nun konnte sie bei der zitternden Bewegung nicht einmal sein Stottern auffallend finden, als er irgend eine Entschuldigung wegen seines selteneren Besuches murmelte. Er hatte ihr gegenüber ein schlechtes Gewissen, und das kam ihm selbst wunderlich genug vor; wenige Wochen zurück hätte er noch geglaubt, daß es zwischen ihm und seiner Mutter, von seiner Seite wenigstens, gar kein Geheimniß geben könne. Was ihm passirt war, konnte freilich für etwas so Wundersames gelten, wie es ihm im ganzen Leben nur dieses eine Mal vorgekommen war.

Der Wagen hielt vor dem Hause. Der Professor reichte seiner Mutter zum Aussteigen die Hand, und sie nahm's zugleich für eine Verabschiedung. »Wann sehe ich Dich bei mir?« fragte sie. Er glaubte zu wissen, weshalb sie ihn diesmal los sein wollte, nahm aber darauf keine Rücksicht. »Hast Du nicht heut noch ein Stündchen Zeit für mich?« erkundigte er sich, »Du kannst ja doch nach der Oper nicht so bald einschlafen.«

»Freilich, freilich,« sagte sie; »aber wenn Du nicht zu Abend gegessen haben solltest –« Sie mußte nun doch auf den Punkt kommen, den sie am liebsten übergangen hätte.

»O, was mich anbetrifft, ich bin satt,« versicherte er eilig und übrigens auch der Wahrheit gemäß, wenn es ihm auch schwer geworden wäre, zu sagen: wovon?

»Mir selbst genügt nach dem Theater in dieser Jahreszeit ein Glas Limonade und ein Stückchen Bisquit,« bemerkte sie und hielt ihn nun für genügend orientirt, das frugale Mahl würdigen zu können. Oben angelangt, gab sie Befehl, die beiden großen Lampen anzuzünden. Der Professor ließ es lächelnd geschehen; er kannte seiner Mutter Liebhaberei, ihren kleinen Salon möglichst zu erhellen, wenn sie Gäste bei sich hatte, und ihn betrachtete sie stets wie ihren liebsten Gast. Sie steckte auch die beiden Wachskerzen am Piano an und versäumte dabei nicht, einige Tasten zu greifen. Es war eine Reminiscenz aus der Oper, die durch die Finger aus dem Kopfe hinausmußte.

Der Professor hatte, wie schon angeführt, durchaus nicht die Absicht, seiner Mutter seine wichtige Mittheilung zu machen, es war ihm nur darum zu thun, ein Stündchen mit ihr zusammen zu sein. Und so saß er denn behaglich in den Lehnstuhl zurückgestreckt, und dampfte die ein für allemal erlaubte Cigarette, während Camilla auf dem Sopha Platz nahm und ihre Limonade präparirte. Sie sprachen von allerhand gleichgültigen

Dingen in jener leichten Weise, die immer nur den Gegenstand berührt, um sogleich wieder mit einem Scherz abzuspringen und einen andern zu ergreifen. Die noch immer schöne Frau mit dem schwarzen, sanft gewellten Haar und den großen klaren Augen zeigte sich als Meisterin in dieser Art von Konversation, die sie während ihres Theaterlebens reichlich zu üben Gelegenheit gehabt hatte. Der Professor konnte sich von anstrengenden Arbeiten nicht besser erholen, als wenn er eine Weile ihrem liebenswürdigen Geplauder zuhörte. Sie schien ihr Herz auf der Zunge zu haben, gleichwohl war es nicht so leicht hineinzuschauen.

Er war heute doch zerstreuter, als gewöhnlich. Sonst der geschickteste Steuermann, ließ er heute unversehens die Unterhaltung immer wieder ganz nahe an die Stelle treiben, die er doch umfahren wollte. Er hatte nach seiner Rückkehr aus Italien gelegentlich auch von seiner Begegnung mit Philipp Amberger in Florenz erzählt, ohne den Namen des jungen Mannes zu nennen, der den ›Palazzo seiner Väter‹ entdeckt. Der Name war damals sehr gleichgültig. Jetzt kam er wieder auf die Geschichte zurück und mußte sich darauf aufmerksam machen lassen, daß er sie schon einmal erzählt habe. »Aber sie hat zu meiner eigenen Ueberraschung eine Fortsetzung erhalten,« sagte er. »Ich lernte ganz zufällig im Hause des Kommerzienrath Wiesel eine Schwester jenes Philipp Amberger kennen.«

»Amberger?« wiederholte sie fragend.

»Ist Dir der Name bemerkenswerth?« Es war ihm lieb, daß seine Mutter auf die Sache einging.

»Ich kannte eine Familie dieses Namens,« sagte sie zögernd, »aber es ist lange her. . . «

Er nannte die Stadt, in der sie angesessen, und sie nickte nachdenklich, ohne etwas darauf zu antworten. »Eine sehr liebenswürdige junge Dame,« bemerkte er, und ärgerte sich gleich darauf, daß er etwas so Triviales von Katharina Amberger habe sagen können! Die Sängerin nahm keine weitere Notiz davon, als mit einem ganz beiläufigen »So –?« und wandte sich einem anderen Gegenstande zu.

Er lenkte doch nach und nach wieder in das Fahrwasser, in dem er schon einmal auf eine Klippe gestoßen war. Er habe wieder eine kleine Reise vor, äußerte er; das interessirte sie, und sie fragte, wohin und auf wie lange? Nun nannte er wieder jene Stadt und fügte zugleich, um sie nur ja nicht den wahren Zweck vermuthen zu lassen, mit vieler Wichtigkeit hinzu, die Stadt habe immer dem mächtigen Hansebunde angehört und solle noch viele sehr merkwürdige und sehenswerthe Baureste aus jener großen Zeit bewahren. Erst dann sah er auf, um ganz unbefangen zu scheinen, bemerkte nun aber, daß seine Mutter sehr bleich geworden war und einen ängstlichen Blick auf ihn heftete.

»Wie kommst Du darauf, dorthin –?« fragte sie. Von ihrem Gesicht war alle Heiterkeit gewichen, und ein kalter und strenger Zug hatte sich darauf eingezeichnet.

»Ich sagte Dir ja – –« erwiderte er und wagte doch nicht auf seinen Vorwand zurückzukommen; »es scheint, daß Du irgend ein mir unbekanntes Bedenken hast.«

Sie nickte mehrmals rasch und kurz: »Das habe ich – das habe ich allerdings. Geh nicht dorthin, lieber Sohn.«

»Warum aber nicht? Kennst Du die Stadt?«

Ihre dunklen Augen glänzten plötzlich feucht. Sie stand auf und durchschritt das Zimmer bis zu ihrem Schreibtisch, nahm ein kleines Bronzegerüst ein Bild in Medaillonform eingelassen war, sah eine Weile darauf und stellte es wieder an den früheren Platz. Der Professor ließ seine Cigarette ausgehen und betrachtete sie verwundert.

»Der Name jener Stadt weckt Dir eine Erinnerung, die Dich augenscheinlich tief bewegt,« hub er nach einer Weile an, »darf ich wissen, welche Begebnisse –«

»Nein, nein,« rief sie, sich zurückwendend, »es ist nichts.«

»Nichts, Mutter?«

»Es ist mir lange – lange nichts mehr und soll mir nie wieder etwas werden Nur das Eine – Dein Großvater Carlo Bellarota ist dort gestorben.«

»Dort?«

»Im städtischen Hospital, wo die Armen und Heimatlosen sterben. Er – ein solcher Sänger! Ich habe Männer und Frauen gesprochen, die ihn singen gehört hatten in seiner besten Zeit; sie sprachen von ihm mit Begeisterung. Und auch in jener Stadt hatte er wenige Jahre vor seinem Tode noch Triumphe gefeiert; sie hatten ihm

Lorbeerkränze auf die Bühne geworfen. Und was war er ihnen, als er die Stimme verloren hatte, sein einziges Besitzthum? Ein Bettler, den man im Hospital sterben läßt. Er – aus einer so alten Familie! War's nicht hart genug, daß er, aus seinem Vaterlande verbannt, wandernd seinen Unterhalt erwerben mußte? Daß er seine Gattin verlor, als sie mir das Leben gegeben, daß er mich ohne Vermögen zurücklassen mußte, ein kaum zehnjähriges Kind? O! Es gab damals noch nicht diese nach Tausenden zählenden Gagen, diese Gastspielhonorare, die jetzt selbst mittelmäßige Tenore in wenigen Jahren zu reichen Leuten machen. Und er haßte immer das Virtuosenthum, er war ein Sänger von Gottes und der Kunst Gnaden, wie sie jetzt seltener und immer seltener werden. Darum ist er auch arm gestorben. Aber daß sich unter denen, die ihm zugejauchzt hatten, nicht einer fand, nicht einer, der sich's zur Ehre rechnete, dem kranken gebrochenen Manne ein Asyl in seinem Hause zu bieten – auch jener Amberger nicht, der sich einbildete, an keinem Opernabend hinter den Coulissen fehlen zu dürfen, das kann ich nicht vergessen, Xaver, das *will* ich nicht vergessen, und das sollst auch Du nicht vergessen, wenn Du in das Thor jener Stadt einfährst, deren Patrizier so elende Krämer sind.«

»Waren, Mutter, waren,« verbesserte er. »Du sprichst von einer Zeit, die über vierzig Jahre zurückliegt. Was hat sich seitdem nicht geändert? Und du warst damals ein Kind, konntest kein eigenes Urtheil über diese Dinge haben, konntest nicht wissen –«

»Aber sehen, sehen!« rief sie, nahe an ihn herantretend und die helle Stimme noch mehr erhebend. »Habe ich ihn nicht liegen sehen in seinem einfachen Holzsarge, meinen Vater Carlo? Hat man nicht einige Jahre später, als ich ihm ein Kreuz setzen wollte, seinen Grabhügel suchen müssen an der Stelle, wo die Namenlosen begraben werden? Auch selbst der eine – sprich mir nichts zur Entschuldigung einer so kläglichen Gesinnung; die jetzt dort wohnen, sind vom Stamme ihrer Väter!«

Das Gesicht der Signora glühte, ihre dunklen Augen funkelten; sie hatte die rechte Hand aufgehoben und drohte damit in die Luft. Ihre Erscheinung hatte in dieser Attitude entschieden etwas Theatralisches, während sie sonst die Würde der angeborenen Vornehmheit nicht leicht verlor. Den Professor, der ihre Pietät für das Andenken Carlo Bellarotas kannte, überraschte auch ihre leidenschaftliche Ausdrucksweise nicht. Sie hatte sich oft schon in ähnlichen Klagen ergangen, gerade so oft sie überhaupt auf ihn zu sprechen kam. Neu war ihm nur die Erwähnung der Stadt, in der seine bewegte Künstlerlaufbahn ihr ruhmloses Ende gefunden hatte. Seine Mutter vermied sonst geflissentlich, einen Namen zu nennen. Er wußte nun auch, wo sie ihre erste Jugend verlebte. Sollte die Familie Amberger in irgend einer näheren Beziehung zu ihren eigenen Schicksalen stehen? Es erschreckte ihn, daß sie den Vater oder Großvater Käthchens nannte.

Er entgegnete nichts, sondern senkte den Blick zur Erde und grübelte in sich hinein, während Camilla aufgeregt durch den Salon schritt und sich dann wieder aufs

Sopha niederließ, den Rest ihrer Limonade ausschürfend. Je mehr er sich's überlegte, desto unwahrscheinlicher wurde es ihm, daß ihre Abneigung gegen jene Stadt nur in der unwürdigen Behandlung wurzelte, die ihr kranker Vater dort erfahren hatte. Auch an Selbsterlebtes mußte sie denken; was sie bisher stets als ein Geheimniß vor ihm gehütet hatte, ging ihr in diesem Augenblicke durch den Sinn und stand nahe vor ihren Gedanken. Was war das? Sollte es Zusammenhang mit seinen eigenen Wünschen und Hoffnungen gewinnen?

Nach einigen Minuten fühlte er ihre Hand auf seinem Arme. »Geh nicht dorthin,« sagte sie jetzt wieder ganz weich und ruhig; »gib diese Reise auf, Xaver!«

Er beugte sich zur Seite und küßte ihre Hand. »Carlo Bellarota schläft so sanft unter dem grünen Rasen, wie er nur unter einem marmornen Epitaphium schlafen könnte,« entgegnete er ernst. »Sein bestes Denkmal steht ihm in Deinem Herzen errichtet. Du selbst – wie Unzählige hast Du durch Deinen Gesang entzückt! Und erwartest Du jetzt noch einen Lohn dafür? Soll ich alle die Undankbaren hassen, die Dich vergessen haben? Das Leben geht über uns alle hinweg – fügen wir uns gelassen darein.«

»Es ist auch nicht nur das,« sprach sie vor sich hin, als ob er's eigentlich nicht hören sollte. »Es ist nicht nur das. Ich habe noch andere Gründe, zu wünschen, daß Du jenem Orte fern bleibst.«

»Und diese anderen Gründe – darf ich sie wissen, Mutter?«

Sie zog die Lippen zusammen und stützte nachdenklich das Kinn in die Hand. »Nein,« sagte sie dann mit harter Stimme, »nein, Xaver, ich habe mir's gelobt zu schweigen, und ich werde schweigen. Du sollst nie erfahren, wie Schweres mich betroffen hat, bevor ich wurde, was ich war, so lange Du denken kannst, die Sängerin Camilla Bellarota. Du wirst Deine Mutter deshalb nicht weniger lieben, hoffe ich.«

Er nickte ihr freundlich zu. »Du kennst mich,« sagte er, »ich habe stets Dein Geheimniß geehrt, es ist mir auch jetzt heilig. Nur eine Frage gestatte mir, Mutter, und antworte darauf, wenn Du willst, einfach mit ja oder nein. Jener Amberger, den Du erwähntest – hast Du ihm oder deiner Familie noch etwas anderes vorzuwerfen, das auf *Dich selbst* Bezug hat?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nicht ihm, noch einem andern.«

»So werde ich reisen,« sagte er und stand auf. »Auch ich habe zwingende Gründe, zu handeln, wie ich handle, und ich bitte Dich, an sie zu glauben, ohne daß ich sie nenne.«

Camilla seufzte tief, machte aber keinen weiteren Versuch, ihn von der Reise abzuhalten; sie schien sich zu überzeugen, daß dieselbe fest beschlossen sei, und wußte, daß der Professor sich in solchen Fällen nicht bestimmen ließ. Das Gespräch wurde nicht wieder aufgenommen, nur beim Abschiede bemerkte er wie zu ihrer Beruhigung: »In dem Professor Schönrade vermuthet kein Mensch den Sohn der Sängerin Camilla Bellarota.«

»Auch die Sängerin Camilla Bellarota kennt man dort nicht,« entgegnete sie kopfschüttelnd und entließ ihn mit einem Kusse.

Der Professor suchte nicht sogleich seine Wohnung auf. Der heutige Tag ließ sich nicht so leicht wie die übrigen in das Buch seines Lebens einregistriren, das er in der besten Ordnung zu halten gewohnt war. Er fühlte, daß er einen Wendepunkt bezeichnete, aber so klar auch die Straße hinter ihm lag, die er bisher zurückgelegt hatte, nicht eben so deutlich und sicher wollte sich nun der neue Weg übersehen lassen. Wie viel er auch auf Rechnung der leidenschaftlichen Natur seiner Mutter schrieb, die oft an sich unbedeutenden Vorfällen eine gesteigerte Bedeutung gab, wenn sich persönliche Beziehungen einmischten, diesmal handelte es sich sicher um die wichtigsten und entscheidendsten Vorgänge ihres und wahrscheinlich auch seines Lebens. Zum ersten Male reizte es ihn, den Vorhang ein wenig fortzuheben, den seine Mutter gerade über die nächsten zehn Jahre nach dem Tode ihres Vaters gedeckt hatte. Seine Geburt fiel in diese Zeit. Er gehörte jetzt nicht mehr nur sich allein an, setzte nicht mehr allein das ein, was er selbst aus sich gebildet hatte; fremde Menschen sollten ein Recht haben, Auskunft über Verhältnisse zu fordern, die ihm selbst räthselhaft geblieben waren. Was konnte geschehen sein, und welche ganz zufälligen Entdeckungen konnten seinen Wünschen und Bestrebungen hinderlich werden? Er fing an zu bedauern, daß er sich nicht doch lieber seiner Mutter entdeckt hatte. Vielleicht hätte er sie so genöthigt, sich auch ihm

zu eröffnen. Nun war's zu spät, und die Dinge mußten ihren Lauf haben.

VI.

Mit leichtem Gepäck bestieg Schönrade am nächsten Morgen die Eisenbahn.

Je mehr er sich seinem Ziele näherte, desto beklommener wurde ihm zu Muthe. Freilich hatte er alle Veranlassung, über die Veränderung nachzudenken, die ihm bevorstand. Er war zweiunddreißig Jahre alt geworden, ohne durch eine ernstliche Neigung bestimmt zu sein; er hatte sich eifrig seinen wissenschaftlichen Arbeiten hingeeben und nachgerade an die Vorstellung gewöhnt, daß Leuten von seiner Beschaffenheit nicht vergönnt sei, Rosenketten zu tragen. Und nun mußte er sich verlieben wie ein Student von zwanzig Jahren, blindlings, ohne alle Vernunft, in ein reizendes Kind von achtzehn Sommern, in prächtiges blondes Haar, in ein paar helle Augen, in die schalkhaften Grübchen auf Wangen und Kinn. Er hatte nach nichts, gar nichts gefragt, als ob sie ihm gefalle und er war doch Professor, hatte dicke Bücher über die allersubtilsten Dinge geschrieben und drucken lassen und glaubte alle Jugendthorheiten weit hinter sich zu haben. Er kam sich stets viel älter vor, als er wirklich war, weil er bereits geleistet hatte, was gewöhnlich erst in späterem Alter geleistet wird, und weil er Kollegen mit grauen Köpfen neben sich sitzen hatte; und nun entdeckte er plötzlich in seiner Brust die Gefühle eines jungen Mannes, der das beste Recht hat, eben nichts zu sein als

ein junger Mann, fühlte seinen Kopf verwirrt durch allerhand ganz fremde Einwirkungen. Er hatte sich bisher auch für etwas gehalten, das man in weiten Kreisen wertschätzte, und es war nicht Eitelkeit, was ihn dazu verleitete. Nun aber hatte er seinen jüngsten Sieg ganz ohne Beistand aller seiner wissenschaftlichen Errungenschaften erfochten, und was dazu fehlte, ihn zu vervollständigen und praktisch nutzbar zu machen, ließ sich wieder keineswegs durch ein Einwerfen seiner bisherigen Verdienste ergänzen. Es hatte etwas Beängstigendes, Menschen entgegenzutreten, die sicher von ihm und seinen Untersuchungen und Büchern nicht das mindeste wußten, wahrscheinlich noch nicht einmal seinen Namen gehört hatten, und von denen er doch für sich einen Schatz fordern sollte, den sie sorglich hüteten und voraussichtlich in ganz anderen Händen gut geborgen glaubten. Er schaute diesmal, wie der genügsame Philipp Amberger, viel zum Fenster hinaus, aber nicht um die Gegend zu studieren, sondern nur sich durch irgend etwas Aeußerliches zu zerstreuen.

Er mußte über sich selbst lachen, als er zu Fuß dem Burschen in die Stadt folgte, der seinen kleinen Handkoffer vorantrug. So zieht ein Mann ein, der um eine reiche Kaufmannstochter zu freien kommt!

Der Bursche, der offenbar aus ihm nicht recht klug werden konnte, hatte gefragt: nach welchem Hotel? und zu seiner Verwunderung die Antwort erhalten: »nach dem nobelsten!« Er hatte ihn daraufhin noch einmal von

oben bis unten angesehen und dann seinen Weg auf eine Straße genommen, die sich durch stattliche Häuser auszeichnete. ›Lange Straße‹ stand an allen Ecken. In der Mitte ungefähr erweiterte sie sich zu einem kleinen Markte, dessen eine Seite das Rathhaus, ein alter sehr eigenartiger Bau mit tiefen Hallen im Erdgeschoß, unregelmäßigen gothischen Fenstern und einem gewaltigen Spitzgiebel einnahm. Ein Brunnen mit mächtiger Steineinfassung und einem riesigen Neptun auf dem in der Mitte aufragenden Felsstück schien des Wassers leider sehr bedürftig zu sein; dasselbe rann durch zwei oder drei dünne Röhren, die über das leere Becken gespannt waren. Das Gebäude gegenüber, nicht viel weniger alterthümlich, bezeichnete der Gepäckträger als das Zeughaus. Es seien aber jetzt keine Kanonen mehr darin, fügte er hinzu, wie in der ›alten Zeit‹, sondern es diene als Markthalle, und in den obern Räumen sei ein Museum. Nicht weit hinter diesem Platze zeigte sich links mitten unter alten Spitzgiebelhäusern ein breiter Neubau von modernster Konstruktion; ›Hotel Europa‹, erklärte der Bursche, darauf hindeutend; »befehlen Sie, mein Herr?« Der Professor nickte zustimmend. – Er mußte noch tiefer in sich hineinlachen, als der Wirth Anstalten traf, ihn mehrere Treppen hinauf zu dirigiren, er aber zwei Zimmer im ersten Stocke verlangte, in denen man, ›ohne erröthen zu dürfen, Visiten annehmen könne‹, und als er dann bald

darauf vor dem großen Spiegel mit vergoldetem Barockrahmen stand und Toilette machte. Er hielt es für das Beste, sich mit weiteren Vorbereitungen nicht lange aufzuhalten, sondern sofort den wichtigen Besuch zu wagen, dem die ganze Reise galt.

Es fand sich unvermerkt bei ihm etwas von jener wunderlichen humoristischen Stimmung ein, die man Galgenhumor nennt. Er fragte den Zimmerkellner, eine hochaufgeschossene Figur mit einem wohlfrisirten Kalbskopf, ob er aussehe wie ein Millionär, und weidete sich an der in einige Höflichkeitsphrasen eingewickelten Verlegenheit des armen Menschen, der die Blicke über den stumpfen Nasenrücken weg nach seinem nicht mehr neuen Leibrocke und dem kleinen Handkoffer kreuzte, der so verloren auf dem geräumigen und für die Koffer eines Lords eingerichteten Gurtengestell stand. Er brachte ihn endlich durch die Frage, wo der Kaufmann Amberger wohne, wieder auf sicheren Boden.

»Die Herren Amberger,« rief der junge Mensch dienstbeflissen, nach dem Fenster laufend und beide Flügel weit aufreißend, »die Herren Amberger – ja, sogleich, da ist gar nicht zu fehlen. Belieben der Herr gefälligst näher zu treten. Das Haus ist gar nicht zu verfehlen, wahrhaftig, eins der ältesten Häuser in der Stadt, sagt man, aus den Zeiten der seligen Hansa.«

»Der *seligen* Hansa! Ist sie wirklich *selig* entschlafen?« fragte der Professor mit betrübtem Gesicht.

»O, das muß schon lange her sein,« meinte der Kellner wichtig. »Ich freilich bin erst seit wenigen Jahren hier

und hab's nicht selbst erlebt. Aber eine sehr vornehme und reiche Dame ist sie jedenfalls gewesen, wenn man so hört, wie viele Häuser und Waarenräume sie besessen hat, und vornehme reiche Damen, wissen Sie – die entschlafen immer selig – ja!«

Das letzte äußerte er so pfiffig, daß der Professor sich den Spaß nicht versagte, dazu das ernsteste Gesicht zu zeigen. »Also, die Herren Amberger haben die selige Frau Hansa – Wittwe – wahrscheinlich beerbt?« fragte er.

Der Kellner zog den Kopf gegen die linke Schulter und den Mundwinkel hoch nach dem Ohr hinauf. »Ich kenne die Verhältnisse nicht so genau,« entgegnete er mit mehr Aufrichtigkeit, als seiner Dienstbeflissenheit zuzutrauen war, »aber reich genug sind sie dazu, obgleich ... «

Der Kopf duckte bei diesem problematischen Obgleich ganz tief in beide Schultern hinein, und beide Hände öffneten sich mit einer Bewegung der Unterarme von den Hüften ab.

»Obgleich?«

»O, die Herren Amberger gehören noch immer zu den ersten der Stadt,« versicherte der lange Mensch süß lächelnd, »und wer kann wissen ...? Aber man erzählt sich, daß der Herr Peter Amberger, wenn ich nicht irre, Großvater der jetzigen Herren Amberger, doch noch ein anderer Mann gewesen sei, ein Mann nach dem Herzen der seligen Hansa, sagen sie. Möglich, daß er mit ihr ein nahes Verhältniß gehabt hat, wer kann wissen?

Er soll viel mit Weizen gehandelt und viele Speicher besessen und die größten Flußkähne für die spätere Seeverladung befrachtet haben. Die jetzigen Herren Amberger haben das Geschäft so gut wie aufgegeben und sind Banquiers, das heißt, eigentlich nur Herr Moritz Amberger, denn Herr Philipp Amberger kümmert sich um das Geschäft gar nicht, und Frau Barbara Amberger zählt da nicht mit.«

»Warum zählt sie nicht mit?«

»Ja, man sagt so – ja! Wenn von ihr die Rede ist, heißt es gewöhnlich, sie zählt da nicht mit, obgleich –?«

»Noch ein Obgleich?«

»Stark genug ist sie dazu, man kann sie eigentlich schwer übersehen; wenn sie in ihrem Landauer ausfährt, nimmt sie allein den ganzen Rücksitz ein.«

»Und die Wohnung, lieber Freund, die Wohnung?«

»Ja wohl! Dort die lange Straße hinauf bis an die Biegung, wo die Fleischbanken anfangen, dann aber links durch das Bremer Thor, und über die Brücke, dann sehen Sie sogleich auf dem Berge den alten Dom mit den beiden ungleichen Thürmen, und unter dem Berge steht das Haus.«

»Unten am Berge! Daher heißen die Besitzer auch wohl Amberger?«

Der Kellner sah ihn verdutzt an. »Ich glaube nicht, Herr, sie sind jedenfalls so getauft worden.«

»Also auf Wiedersehen!«

»Befehlen der gnädige Herr die Equipage des Hotels?«

»Ein andermal vielleicht.« Er nahm Hut und Handschuhe und ging nach der Thür. »Zeigt man etwa unter den Merkwürdigkeiten der Stadt das Grab der seligen Hansa?« fragte er zurück.

Der Kellner zuckte die Achseln. »Da müssen der gnädige Herr sich schon beim Küster im Dome erkundigen; er hat die Schlüssel zu den –«

Der Professor wartete den Schluß der Anweisung nicht ab. Er hatte seine heitere Stimmung wiedergewonnen und glaubte sich so zu dem schweren Gange am besten gerüstet.

Das Ambergersche Haus hatte einen Umbau noch nicht völlig überstanden. Fenster mit Spiegelscheiben waren in allen Stockwerken bereits eingesetzt, der auf die Straße weit vorspringende Balkon mit einer neuen für die breiten und schweren Steinmassen viel zu zierlichen Treppe versehen, aber die in der engen Nebengasse gelagerten Gerüststangen und Leitern ließen erwarten, daß die vom Alter grau und rauh gewordenen Mauern auch noch einen glatten Abputz erhalten sollten. Schönrade war sonst kein Freund von architektonischen Alterthümern, aber wie er hier die Fronte des altehrwürdigen Patrizierhauses hinauf sah, schüttelte er doch den Kopf und murmelte vor sich hin: »Schade, schade.«

Ihm schoß der Gedanke durch den Kopf, daß wohl Philipps Abwesenheit zu diesen baulichen Veränderungen benutzt sein mochte, die ihm die Heimkehr denn doch recht verleiden könnten. Während er die Treppe aufwärts schritt, fiel sein Blick auf eine große Zahl von

Schildern zu beiden Seiten der steinernen Thüreinfassung; nach den Aufschriften waren die Herren Amberger Agenten und Generalagenten aller möglichen Versicherungsgesellschaften, Lotteriekollekteure, Leiter einer Dampfbootkompagnie, Wechselstubeninhaber.

Die unteren Räume des Hauses schienen ganz zu Geschäftszwecken gebraucht zu werden. Obgleich es schon spät am Nachmittage war, gingen Leute in allerhand Röcken eilig ab und zu, aus dem Zimmer neben dem großen Flure hörte man ununterbrochen das rasche Aufeinanderklippen des Silbergeldes, nur gleichmäßig unterbrochen von dem lauterem Geräusch, das beim Einwerfen des in der Hand abgezählten Geldes in eine Bütte oder einen Kasten verursacht wurde. Als sich zufällig während seines Vorbeigehens die Thür öffnete, sah er in einen Saal, in dem die Fensterreihe entlang viele Schreibpulte standen, an denen eifrig gearbeitet wurde.

Er hatte nicht Papiere zu kaufen oder zu verkaufen, Wechsel zu präsentiren oder Versicherung zu nehmen. Einen Augenblick dachte er daran, sich des Spaßes wegen ein Lotterieloos zu erstehen, das doch gewinnen müßte, falls er kein Glück in der Liebe haben sollte, aber er verwarf den Einfall sofort wieder und schritt sogleich die stattliche Treppe zum ersten Stocke hinauf, wo er die Wohnräume erwarten konnte. Ein Diener in Livree nahm ihm die Visitenkarte ab und nöthigte ihn gleich darauf in ein Gesellschaftszimmer mit der höflichen Bitte, hier die gnädige Frau zu erwarten.

Ihm, dem sonst so Muthigen und Schnellgefaßten, schlug doch ein wenig das Herz. Die ganze Einrichtung machte den Eindruck des soliden, lang eingewohnten Reichthums, die englischen Teppiche, die schweren Fenstervorhänge, die Bilder an den Wänden, die gewichtige Glaskrone und was sonst bei einer schnellen Umschau sofort in die Augen fiel, es war alles vom Besten, Kostbarsten. Diesen Leuten bist du doch mit all deiner Gelehrsamkeit nichts als ein Lump, sagte er sich zwei-, dreimal vor. Daß doch Gott Amor so blind die Menschlein zusammenführt!

Der Diener hob die Portiere zurück, und Frau *Barbara Amberger* erschien auf der Schwelle, eine kleine korpolente Dame von unverkennbarer Aehnlichkeit mit Katharina, wenschon nicht ganz so blond wie sie. Das schwarze Seidenkleid saß ihr straff und knapp um die runde Taille, ein sehr kleines Spitzenhäubchen schwebte auf dem Zopfe, eine schwere goldene Kette legte sich um Schultern und Brust, die Finger der sehr kleinen und weißen Hände waren mit Ringen besteckt. Sie warf einen schnellen und prüfenden Blick auf den Professor, der mitten im Salon stehen geblieben war und sich unwillkürlich tiefer verbeugte, als sonst seine Gewohnheit. Er konnte aussehen wie ein Supplikant, und Frau Barbara Amberger hielt ihn wahrscheinlich auch für einen solchen, denn sie nöthigte nicht sogleich zum Niedersetzen, sondern fragte in möglichst vornehmer Haltung: »Sie wünschen mich zu sprechen, mein Herr, oder meinen Sohn?

Im letzteren Falle müßten Sie sich eine Treppe tiefer bemühen.«

»Ich habe um die Ehre gebeten, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen, gnädige Frau,« antwortete er, einen Schritt vortretend und sich nochmals verbeugend. »Ich bin vor einer Stunde von Berlin angelangt, und mein erster Gang war hierher.«

Die Dame vom Hause errieth deshalb nicht besser den Zweck seines Besuches. Sie musterte ihn von neuem und sagte, um doch etwas zu sagen: »Herr Professor Schönrade, wenn ich den Namen recht behalten habe, nicht wahr?«

»Professor Schönrade, gnädige Frau. Ich bitte zu entschuldigen –«

»Nicht doch – nicht doch!« fiel sie ein. »O! ich stehe gern zu Diensten. Sollte es sich etwa um Vorlesungen handeln? Freilich die jetzige Jahreszeit –«

»Ein so sträfliches Attentat auf die Geduld der geehrten Herrschaften hier habe ich keineswegs im Sinne,« versicherte er lächelnd, »danke gleich wohl aber für die gütige Zusage der Unterstützung, die mir vielleicht noch in anderer Weise sehr nöthig ist. Ich komme vorläufig nur, um einen Gruß von Ihrem Fräulein Tochter zu bestellen, die ich im Hause des Herrn Kommerzienrath Wiesel kennen zu lernen das Glück hatte.«

Ah, von meiner Tochter! So, so!« rief Frau Amberger, und über ihr Gesicht zog es wie Sonnenschein im April. »Aber wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Professor? Also bei Kommerzienrath Wiesel, ja, ja! Da ist Käthchen

zum Besuch, um einmal das großstädtische Leben gründlich kennen zu lernen. Mein Sohn steht seit längerer Zeit mit dem Hause in Geschäftsverbindung, ein sehr angesehenes solides Haus! Und die jungen Mädchen lernten einander im vorigen Sommer im Bade kennen. In solchem Alter schließen sich Freundschaften schnell. Lilli ist freilich etwas jünger, aber sehr wohl erzogen, sehr unterrichtet, fast schon ein bischen zu gelehrt. Die Kommerzienrätin liebt es so. Waren Sie vielleicht Hauslehrer dort?«

Diese letzten Worte fielen wieder aus dem gemüthlicheren Plaudertone heraus, wurden auch mit einem Blicke begleitet, der sagen konnte: ich weiß Dich noch immer nicht recht unterzubringen und möchte doch gern vollständig informirt sein. Der Professor verstand diesen Blick. »Obgleich ich auch ein wenig Philologie studirt habe,« sagte er kopfschüttelnd, »habe ich's doch bis zum Hauslehrer nie gebracht, gnädige Frau. Nachdem ich mir den Doktorhut auf mein damals noch sehr jugendliches Haupt hatte drücken lassen, begab ich mich sofort auf Reisen, um meine Studien praktisch fortzusetzen, habilitirte mich dann als Privatdocent bei einer Universität, und bin seit Jahr und Tag als Professor der Naturwissenschaften nach Berlin berufen.

Es kam ihm selbst sehr wunderlich vor, über seine Titel und Würden vor einer unbekanntenen Dame ausführliche Auskunft zu geben, aber es mußte, wie er fühlte, irgend etwas geschehen, um ihm eine Art von Stellung zu sichern, ehe er einen Schritt weiter wagen konnte. Seine Mittheilung verfehlte den beabsichtigten Eindruck nicht

ganz, war aber doch zu knapp, um Frau Amberger über ihn nun nach ihrem eigenen Bedürfnis genügend aufzuklären; sie fühlte nur die Nothwendigkeit, ihn mit einer gewissen rücksichtsvollen Scheu zu behandeln, wie einen Menschen, den zu taxiren noch der rechte Maßstab fehlte. Am faßlichsten war ihr noch seine Erwähnung der Reisen; dazu gehörten unzweifelhaft Mittel, und wer sie besessen hatte, mußte wohl von Hause aus gut situirt sein. Sie fädelt deshalb auch den Faden der Unterhaltung in diese Nadel ein und erkundigte sich, welche Länder er besucht habe.

Schönrade war nicht sehr zufrieden damit, sie von Katharinen ganz abspringen zu sehen, glaubte aber doch folgen zu müssen. »Ich bin überall hin dem Schwefel nachgegangen, gnädige Frau,« sagte er, »und habe mich vorzugsweise gern auf Gebieten vulkanischen Ursprungs aufgehalten. Soll ich die fernsten Punkte meiner Fahrten bezeichnen, so habe ich Island und Mexiko zu nennen. Mein Buch über die erloschenen Krater wird von Fachgenossen geschätzt, hat aber freilich keine Hoffnung, auf den Schreibtischen der Damen Glück zu machen.«

Frau Barbara Amberger räusperte sich ein wenig, wickelte die goldene Kette um das Handgelenk und sah verlegen darauf hin. Nach einer Weile erst bemerkte sie: »Ich habe vor kurzem in einem illustrierten Journale etwas über feuerspeiende Berge gelesen, das hatten Sie wohl auch geschrieben? Es war recht unterhaltend.«

Der Professor bedauerte, in seinen Schriften nicht so unterhaltend zu sein, ließ nun aber nicht unerwähnt, daß

er im letzten Winter einem Kreise von Damen, zu denen auch die Kommerzienrätin und Lilli gehörten, populäre Vorlesungen gehalten habe.

»Also hatte ich doch nicht ganz unrecht, Sie Lilli's Lehrer zu nennen,« trumpfte die Gnädige sehr befriedigt!

»Ich bin stolz auf meine weiblichen Studenten,« versicherte er galant.

Es entstand eine Pause im Gespräche. Frau Amberger hatte sich in Fragen erschöpft und schien zu finden, daß die Visite lange genug gedauert habe; der Professor überlegte den weiteren Feldzugsplan. Er mußte sich bekennen, der Festung noch um nichts näher gekommen zu sein. Da er nicht aufbrach, äußerte sie vor sich hin: »Es ist recht schade, daß Sie meinen Philipp nicht zu Hause treffen, er gilt auch für einen Gelehrten und würde Ihnen interessante Sammlungen zu zeigen haben.«

Damit war denn ein willkommener Anknüpfungspunkt gewonnen. Schönrade erzählte nun von dem zufälligen Begegnen in Florenz und wurde mit Aufmerksamkeit angehört. »Es muß ihm sehr gefallen haben in Florenz,« sagte die Mama, »er ist mehrere Wochen dort geblieben und schreibt nun aus Rom, daß er wahrscheinlich nicht weiter südlich gehen, sondern dahin zurückkehren werde; er habe die günstige Jahreszeit verpaßt.«

Der Professor lächelte diplomatisch. »Er hat in Florenz die Bekanntschaft einer jungen Dame gemacht,« bemerkte er, »die bei allen Raritätenhändlern Bescheid weiß und vielleicht selbst eine kleine Rarität ist. Ob sie, wie die

etruskischen Vasen, sich in eine Kiste packen und über die Alpen bringen lassen wird, steht freilich sehr dahin.«

Sie merkte oder wollte nicht merken, worauf sein Scherz zielte. »Es ist ein vortrefflich lieber Junge,« sagte sie ablenkend, »aber zum Kaufmann verdorben. Mein seliger Mann hätte seinen Wünschen nachgeben und ihn Latein lernen lassen sollen; es wäre ja nicht gerade nöthig gewesen, daß er als Schulmeister sein Brot verdiente!«

Diese letzte Bemerkung schien so bezeichnend für ihren Standpunkt, daß der Gast zu zweifeln anfang, ob man ihn in diesem Hause noch für gesund im Kopfe halten werde, wenn er mit seinem eigentlichen Anliegen vorrücke. Es war ihm unter solchen Umständen gar nicht unlieb, daß die Visite durch das schnelle Eintreten eines jungen Mannes unterbrochen wurde, in dem der Professor ganz richtig den Chef des Hauses Amberger vermuthete. Frau Barbara stellte die Herren einander vor. Man setzte sich nicht wieder.

Moritz zeigte in seinem Aeußeren wenig Aehnlichkeit mit seinem Bruder. Ein rundes glattes Gesicht, muntere bewegliche Augen, blondes, sehr sauber gescheiteltes Haar, ein schon merklicher Ansatz zur Wohlbeleibtheit kennzeichneten den Lebemann. Er hielt ein kleines Reitstöckchen in der Hand und steckte den Daumen der anderen mit Vorliebe in den Aermelausschnitt seiner Weste, mit den Fingern auf die Brust trommelnd. Wenn er etwas sagte, zwickerte er gern mit dem linken Auge, was vielleicht ursprünglich hatte heißen sollen: merkt auf, nun

kommt etwas Schlaues. Vielleicht hatte er sich diese Miene im Geschäftsverkehre angewöhnt, wo er ›den Kaufmann‹ zu zeigen hatte. Er erzählte, daß er mit Feinbergs bei dem schönen Wetter eine Partie zum Abend verabredet habe. Er und Sidonie würden in Begleitung einiger Offiziere reiten; für Madame Feinberg, ihren Mann und Schwager sei der Wagen schon bestellt. Wenn Frau Barbara sich aber betheiligen wolle, wie man hoffe, werde Otto Feinberg ihr Gesellschaft leisten. In Seehausen wolle man ankehren und ein Souper einnehmen; der Wirth sei darauf eingerichtet und werde jedenfalls ein gutes Gericht Fische vorsetzen; den Wein könne man aus dem eigenen Keller einpacken. »Ich wundere mich, daß man mir so spät davon Nachricht gibt,« bemerkte Frau Amberger etwas pikirt. »Warum sagtest Du mir nichts bei Tische davon?«

Er küßte ihre Hand. »Weil ich selbst erst vor einer Viertelstunde erfuhr, was im Gange sei,« verantwortete er sich blinzelnd. »Vormittag stand noch eine Wasserfahrt auf dem Fluße mit unsern neuen Barken fest; aber Sidonie hat beim Diner mit Herrn von Otten gewettet, daß ihre Fuchsstute einen Graben, vor dem sein Brauner gestern gestutzt hatte, glatt nehme, und die Wette soll nun sofort ausgemacht werden. Du weißt, wenn Sidonie eine Idee hat –«

Sie seufzte, »ja, sie hat oft Ideen! Du solltest ihr eben so etwas aus dem Kopfe reden, Moritz.«

Er sah sie verwundert an. »Ich?« fragte er, und es klang, als ob er sagen wollte: ich wäre der letzte, der

das vermöchte. Die Mama achtete nicht darauf. »Eine solche Wette!« äußerte sie sich mißbilligend weiter. »Sidonie kann Arm und Bein brechen, wenn sie so toll reitet, und nun gar mit einem Offizier um die Wette!«

»In meiner Begleitung, Mama,« gab er zu bedenken.

Sie schüttelte den Kopf. »Es gefällt mir doch nicht. Ich habe Euch neulich aus dem Fenster nachgeschaut; Du rittest so bescheiden hinterher wie ein Stallmeister.«

»Das siehst Du nur so, Mutter,« meinte er, den Kopf aufwerfend. »Es wäre doch zu lächerlich, wenn ich meine Braut nicht von der Seite ließe. Darf ich also Deinen Halbwagen bestellen? Man fand es neulich bei Feinbergs schon etwas auffällig, daß Du in letzter Zeit stets Abhaltungen hattest.«

»Fand man das auffällig?« fragte sie zurück. »Ich denke, Madame Feinberg weiß –« Moritz winkte ihr mit den Augen und deutete auf den Gast. »Es ist viel darüber zu reden,« schloß sie.

Erst jetzt hatte der Professor Gelegenheit, sich zu empfehlen. Er hoffte auf eine Einladung zur Partie, aber sie erfolgte nicht. Moritz nahm überhaupt von ihm nur sehr oberflächlich Notiz, Frau Barbara schien durch das Gespräch mit ihrem Sohn ganz abgelenkt zu sein. Sie dankte kurz für seinen Besuch und fragte nicht einmal, ob er sich längere Zeit hier aufzuhalten gedenke. Weiteres Zögern schien unmöglich. Ehe er recht zur Besinnung darüber kam, daß er eigentlich nichts erreicht und nur durch einen Abschied dieser Art das Wiedersehen erschwert habe, war er schon auf der Treppe. Die Thüre nach dem

Flur war jetzt verschlossen und mit eisernen Kreuzstangen verwahrt! Es klang ihm ins Ohr, als ob hinter ihm vor die Thür, durch die er so eben ausgetreten war, gleichfalls ein solches Kreuz von Eisen gelegt und der Schlüssel ausgezogen würde.

Noch nie war er sich so dumm erschienen, als da er nun langsam die Straße zurückschritt, die er gekommen war, und bei sich überschlug, was weiter zu thun sei. Am liebsten wäre er sogleich wieder nach dem Bahnhof gelaufen und mit dem nächsten Zuge abgefahren. So konnte er aber doch nicht seinem Käthchen vor Augen kommen. Es mußte ein günstiger Zufall abgewartet werden, der ihn in nähere Verbindung mit der Familie brächte; es mußte irgend etwas geschehen – irgend etwas! Aber was mit der Zeit anfangen bis morgen und wieder bis morgen in dieser Unruhe, ohne Bücher und an einem Ort, an dem er so gar keine verwandte Seele hatte?

Der Kellner fragte ihn, ob er das Haus gefunden habe. »Nicht wahr – ein präsentables Haus?« rief er; »so baute die selige Hansa immer. Wenn Sie sich einmal den Stadtgraben ansehen wollen –«

»Wie? auch der Stadtgraben ist ihr Werk?«

»Sie hat das Geld dazu gegeben, wahr und wahrhaftig, sie muß eine merkwürdige Frau gewesen sein.«

»Nun, die Damen lieben die Sicherheit.«

»Ganz recht, mein Herr, ganz recht! und bei so kolossalem Reichthum – es ist nicht zu verwundern in den unruhigen Zeiten. Damals sollen die Dänen noch ganz andere Kerle gewesen sein, man hört so davon.«

Der Professor war nicht aufgelegt, den Scherz weiter zu spinnen. »Ist es weit bis Seehausen?« fragte er. Wie ihm die Frage kam, wußte er selbst nicht.

»O, eine gute Stunde,« antwortete dienstbeflissen der Kellner; »der Weg ist wunderschön und gar nicht zu verfehlen. Man passirt das Krämerthor und die Neustadt, den englischen Garten und die breite Allee bis zur großen Fähre, behält immer den Fluß rechts, durchschneidet dann ein hübsches Fichtenwäldchen und kommt an einen kleinen See. Drüben liegt Schloß Seehausen, das jetzt einem von unsern Prinzen gehört – er trifft dort manchmal im Herbst zur Jagd ein und bleibt ein paar Tage – links im Grunde haben Sie die Mühle, und der Müller ist zugleich Gastwirth – oh! seit einem Jahre trifft man ihn vortrefflich eingerichtet; die ganze noble Gesellschaft verkehrt dort. Darf ich die Equipage des Hotels für Sie bestellen?

»Man kann auch wohl zu Fuß gehen?

»Ja, man kann auch zu Fuß gehen,« bestätigte der Kellner herabgestimmt; »aber bequemer jedenfalls –«

Dem Professor kam ein Gedanke. »Kann ich ein Reitpferd haben, guter Freund?«

»Ein Reitpferd? Nein, mein Herr, damit können wir nicht dienen. Aber beim Stallmeister.«

»Verschaffen Sie mir ein gutes Pferd, und Sie sollen mit Ihrem Trinkgeld zufrieden sein – »aber ein *gutes* Pferd, verstehen Sie? Und in einer halben Stunde.«

Der Kellner sah ihn eine Weile verdutzt an, nickte dann zustimmend, machte Kehrt und verschwand wie fortgeblasen.

Zwanzig Minuten später führte der Reitknecht des Stallmeisters einen muthigen Grauschimmel vor dem Hotel am Zügel auf und ab.

VII.

Schönrade war ein geschulter Reiter; er saß gut zu Pferde und führte mit aller Eleganz die Zügel. Wer ihm begegnete, sah sich nach dem stattlichen Manne um, der eine fremde Erscheinung in der Stadt war. Er ritt am Ambergerschen Hause vorbei. Vor demselben stand ein Halbwagen. »Frau Barbara fährt also doch,« sagte er sich. Im englischen Garten ließ er den Schimmel austraben, dann ritt er wieder im langsamen Schritte durch die schöne schattige Allee. Er wollte die Gesellschaft nachkommen lassen.

Bald darauf hörte er auch hinter sich her das Geräusch von antrabenden Pferden. Er hielt für gut, sich nicht umzuschauen, sondern setzte in aller Ruhe eine neue Cigarette in Brand. In kurzer Entfernung von ihm fiel die Kavalade in Schritt; bald darauf tauchten ihm zur Seite vier Pferdeköpfe auf. Ihm zunächst ritt ein Offizier, dann eine junge Dame in langem blauen Reitkleide, dann wieder ein Offizier, dann ein Herr in Civil; sie würdigten ihn sämmtlich eines prüfenden Blickes, während er sie, ohne selbst sein Pferd zu verhalten, vorüber ließ. Der Herr in Civil schaute dann noch einmal zurück und lüftete winkend ein wenig den Hut. Moritz Amberger hatte den Professor erkannt, der ihm wahrscheinlich hoch zu Roß beachtenswerther erschien, als im Visitenfrack in seiner

Mutter Salon. Schönrade konnte bemerken, daß an ihn Fragen gerichtet wurden, die er lachend beantwortete. Hundert Schritte weiter wandte die Reiterin den Kopf zurück und inspicirte ihn nochmals flüchtig. Dann setzte sie ihr schönes Pferd in Trab, und die Herren folgten.

Hinter dem Führenhause bog der Weg links ab in das Wäldchen. Sobald die Reiter durch das Gebüsch gedeckt wurden, ließ Schönrade auch seinem Schimmel mehr Freiheit; er prüfte, was derselbe etwa in jeder Gangart leisten könne. Der Waldweg schlängelte sich eine Strecke weit durch junges Laubholz und hohe Fichtenstämme, dann öffnete sich der Wald zu einer weiten moorigen Wiese, durch die tiefe und breite Abzugsgräben gezogen waren. Der Hauptgraben durchschnitt den Weg und war überbrückt. Vor demselben mitten auf der Wiese hielten die Reiter. Moritz Amberger hatte sein Pferd parallel dem Graben mit dem Kopfe der Brücke zu gestellt, als wollte er den Zuschauer abgeben, der eine Offizier ritt bis an die Böschung und setzte seinem Gaule die Sporen ein, konnte ihn aber nicht zum Sprunge vermögen, der andere machte Volte, war dann aber nicht glücklicher. Jetzt bemerkte die junge Dame den Professor und schien diesen Augenblick für den günstigsten zu ihrem Wagestücke zu halten, rückte den Zügel an, ließ die Fuchsstute einige Schritte zurücktreten, wobei sie mit den zierlichen Hufen tief in den Moorboden einsank, schlug dann plötzlich mit der Reitgerte scharf auf sie ein und ließ dabei Laute hören, wie sie bei den Parforcereiterinnen im Cirkus

beliebt sind, wenn sie sich als echte Amazonen beweisen wollen. Die Stute sprang hastig an und riß dabei den hintern Sattelgurt entzwei, trat mit den Vorderfüßen auf den Rand der Böschung, scheute aber vor dem Wasser zurück, bäumte sich schnaubend und warf sich mit der Reiterin, die sich auf den Hals gelegt hatte und hinter sich mit der Peitsche den Schenkel des Pferdes unbarmherzig bearbeitete, so wild herum, daß der schon lose Sattel zur Seite glitt und sie mit hinüberriß. Der Hut mit dem blauen Schleier schwankte auf der hohen Haarfrisur, sie wollte danach greifen und verlor den einen Zügel. Zum Glück hatte sie noch genug Geistesgegenwart, den Hals des Pferdes zu umfassen, das nun in rasender Eile über die Wiese dem Wege und der Lichtung drüben zu sprengte, die mit kürzlich gerodeten Stubben, zum Theil unter hohem Farrenkraute versteckt, wie besäet war. Der junge Kaufmann und die Offiziere eilten nach machten dadurch aber das scheue Thier noch wilder.

Schönrade überblickte schnell die Gefahr und versäumte keine Zeit, sie von dem Fräulein abzuwenden. Er winkte den Reitern, zurückzubleiben, ritt in kurzem Galopp bis zu der Stelle des Weges vor, auf welche die Fuchsstute ihren Lauf nahm, drängte sie zur Seite ab, jagte eine Strecke dicht neben ihr her, hob den nachschleifenden Zügel auf und unterstützte die junge Dame in ihrem Bemühen, wieder einen festen Sitz zu gewinnen, so geschickt, daß beide schon in guter Ordnung neben einander her galoppirten, ehe noch die Brücke erreicht war.

»Ich danke Ihnen, mein Herr,« sagte *Sidonie*, indem sie das Haar glatt strich und das Hütchen zurecht rückte, mit erkünstelter Ruhe; »es war zwar nichts Gefährliches dabei, aber meine Situation konnte immerhin im Augenblick für unbequem gelten und – ich danke Ihnen.« Sie hatte inzwischen das Pferd völlig beruhigt, klopfte ihm den Hals und betrachtete dabei den Professor mit halb neugierigen, halb befriedigten Blicken. »Ich bleibe dabei, mein Fuchs nimmt den Graben mit Leichtigkeit,« fuhr sie fort, »aber die andern Pferde hatten gescheut, und böse Beispiele verderben gute Sitten. Ach, Sie wissen von unserer Wette nichts! Herr von Otten, da sprengt er ritterlich heran. Triumphiren Sie nicht zu früh, Herr von Otten, es ist noch nicht aller Tage Abend; Sie sollen sich mit eigenen Augen überzeugen, daß ich recht habe.«

Moritz Amberger reichte ihr die Hand. »Gott sei Dank,« sagte er gutmüthig, »daß es so gut abgelaufen ist; ich war in größter Besorgniß um Dich, Du solltest unter keinen Umständen –«

Sie lachte laut auf. »Was war denn zu besorgen? Der Fuchs wäre auf dem Wege bald zum Stehen gekommen, und schlimmstenfalls konnte ich mich ja freiwillig abwerfen. Mein Reitknecht trägt die Hauptschuld, er hat die Gurten nicht fest genug angezogen. Wenn sich das Versäumte nachholen ließe . . . « Sie richtete sich im Sattel auf und schaute um. In einiger Entfernung weidete ein Hirt eine Herde Rindvieh am Waldrande. Sie winkte ihn herbei, die Offiziere hatten inzwischen mit Schönrade Bekanntschaft angeknüpft. Der andere war ihm als

ein Herr von *Oschersdorf* vorgestellt; er sagte ihm die Eloge, daß des Stallmeisters ›Almansor‹ unter seinem heutigen Reiter kaum zu erkennen gewesen sei. »Wahrhaftig,« rief Herr von *Otten*, ein wenig näselnd, »ich erkannte ihn nicht. Doch noch immer ein superbies Pferd! Wo in aller Welt hatten Sie Gelegenheit, sich sattelfest zu machen, Herr Professor?«

Schönrade verzog keine Miene. »Ich habe in Mexiko weite Reisen abgeritten,« äußerte er leichthin; »man entleiht dort die Pferde nicht vom Stallmeister.« Die Herren legten unwillkürlich die Finger an die Mütze, wie zu einem militärischen Gruß, und auch Amberger sah sich seinen Mann genauer an. Indes war der Hirte herangetreten. Sidonie brachte durch Hin- und Herrücken das Sattelzeug in die beste Lage und befahl ihm, den gesprengten Gurt so aufzubinden, daß er den Gaul nicht inkommodire, die übrigen Gurte aber fest anzuziehen Sie verließ dabei nicht ihren Platz und parlierte sehr ungenirt mit den Herren, nahm auch eine Papiercigarre an, die ihr Herr von *Otten* präsentirte, und setzte sie in Brand. »In Mexiko rauchen ja wohl die Damen alle?« wandte sie sich fragend an Schönrade.

»Die Unsitte des Rauchens ist dort sehr verbreitet,« antwortete er.

»Sie dampfen aber selbst, mein Herr Professor,« bemerkte sie, einen Augenblick über seine Dreistigkeit stutzend.

»Ganz recht; mein Fräulein,« entgegnete er galant, »ich bin betheiltigt, sonst würde ich mich anders ausgedrückt haben.«

Der Hirte hatte sein Geschäft beendet. Sidonie warf ihm ein Trinkgeld in den Sand und lenkte den Fuchs sofort wieder vom Wege ab auf die Wiese.

»Was hast Du im Sinne, Sidonie?« rief Amberger ihr zu.

»Natürlich den Sprung nochmals und jetzt mit besserm Glück zu wagen,« entgegnete sie mit großer Ruhe. Er ritt an sie heran und flüsterte ihr etwas zu. »Ach, gib Dir keine Mühe,« bedeutete sie ihn ganz laut, »ich weiß, was ich zu thun und zu lassen habe.«

»Aber Sidonie, ich bitte Dich –«

Sie trieb den Fuchs zu rascherer Gangart an. »Bitte nicht, lieber Freund, es ist vergebens, ich habe nun einmal meinen Kopf darauf gesetzt. Uebrigens ist ja für Leute, die einen Sprung über den Graben für gefährlich halten, dort die Brücke gezimmert.«

»Stehen Sie ab davon, mein gnädiges Fräulein, stehen Sie ab davon,« riefen die Offiziere, »der Grabenrand ist zu weich, das Terrain zu ungünstig.« Sie achtete nicht darauf, sondern stellte ihr Pferd. Es trat unruhig den Moorboden und warf bei jedem Hiebe der Peitsche den Kopf zur Seite.

»Sie reiten sämmtlich junge Thiere, meine Herrschaften,« äußerte der Professor, sich zu der Dame dirigirend, »und werden mit Gewalt nichts über sie vermögen. Sie scheuen, weil sie ihre Kraft noch nicht bei einer solchen

Aufgabe erprobt haben, werden aber gern nachfolgen, wenn sie das Hinderniß als überwindlich erkennen. Mein verständiger Almansor, obschon er auf den Vorderfüßen nicht mehr der stärkste ist, wird sich sicher als Leithammel brauchen lassen. Folgen Sie getrost! es ist kein Wagniß.« Während der letzten Worte schoß er schon an Sidonie vorüber, gab dem Grauschimmel einen letzten kräftigen Schenkeldruck und setzte mit einem ermunternden »Hopp, Almansor!« elegant über den Graben. Sidonie folgte ihm unmittelbar, so daß die Pferde fast zu gleicher Zeit zum Stehen kamen, und wenige Sekunden später sprengten auch die beiden Offiziere heran. Nur Amberger konnte seinen Gaul nicht zum Sprunge bringen und mußte den Umweg über die Brücke nehmen. Sidonie ersparte ihm eine höhnische Bemerkung darüber nicht.

»Herr von Otten räumt ein, daß ich meine Wette gewonnen habe,« setzte sie hinzu. »Sie wäre auch gewonnen worden, wenn der Herr Professor sich noch eine Minute geduldet hätte. Glauben Sie nicht?« Die Herren wagten natürlich keinen Zweifel. Amberger war ärgerlich über sein ›Malheur‹ und erklärte, daß er in den nächsten Tagen seinen Braunen verkaufen werde, um sich ein zuverlässigeres Reitpferd anzuschaffen.

»Ich wette, lieber Freund,« rief ihm Sidonie zu, »daß Du nur mit dem Herrn Professor zu tauschen brauchtest, um Dich sofort zu überzeugen, daß des Stallmeisters Almansor zu solchem Sprunge nicht genug kräftige Beine hat, Dein Brauner aber das unbedeutende Wässerchen gering achtet. Jedes Pferd hat allemal so viel Courage

als sein Reiter.« Der junge Kaufmann bezeigte keine Lust, diese Wette anzunehmen. »Nun die Behauptung möchte doch etwas gewagt scheinen,« warf er nur mürrisch ein und verhielt sich dann schweigend. Als gleich darauf die Equipagen vorüber kamen, begab er sich an den ersten Wagen und unterhielt sich mit *Madame Feinberg*, die in großer Toilette neben ihrem unter den tiefgebauchten Rücken fast verschwindenden Herrn Gemahl saß.

Es verstand sich nun schon ganz von selbst, daß Professor Schönrade von der Partie war. Sidonie wenigstens schien seine Gesellschaft sehr angenehm zu finden und nöthigte ihn beständig, an ihrer linken Seite zu bleiben, indem sie ihn in ein Gespräch verwickelte, zu dem sich immer neuer Stoff fand, da sie in Fragen dreist war und am liebsten gleich seine ganze Lebensgeschichte ausgekundschaftet hätte. Die Offiziere mischten sich nur gelegentlich ein und mußten sich kleine Hänseleien gefallen lassen. Um ihren Bräutigam kümmerte sie sich weiter gar nicht. Als man bei der sehr romantisch am Landsee gelegenen Mühle von Seehausen anlangte, war er bereits abgestiegen und hatte den Damen aus dem Wagen geholfen. *Madame Feinberg* und Frau Barbara Amberger begrüßten einander sehr förmlich. *Ignaz Feinberg*, ein kleiner etwas schief gewachsener Herr mit zusammengedrücktem Gesichte, blinzelnden grauen Augen und breitem fast lippenlosen Munde, ging, die Hände in den Rocktaschen, auf und ab; Otto Feinberg reichte Frau Amberger den Arm und führte sie unter eine große Linde, die einige Bänke und Tische beschattete. Sie begrüßte

den Professor freundlich in ihrer gemessenen Weise und ließ es dahin gestellt, wie er sich zur Gesellschaft gefunden habe.

Der dicke Müller und Hotelier von Seehausen hatte es offenbar mit sehr guten Kunden zu thun; er war die Aufmerksamkeit selbst und bot sein gesamtes Dienstpersonal auf, den Gästen in schneller Ausführung ihrer Aufträge gefällig zu werden. Aus den Wagenkästen wurden mehrere Flaschen Wein herbeigetragen. Man kostete den Feinbergschen und Ambergerschen Keller, forderte Eis und erhielt dasselbe in einer kleinen Wanne, die der Wirth mit dem Bedauern heranbringen ließ, daß seine Champagnerkühler noch nicht fertig geworden seien, obgleich er sie schon vor Monaten bestellt habe. »Thut nichts,« meinte Herr von Otten jovial, »ländlich, sittlich! Wie, meine Gnädige?« Madame Feinberg, an welche die letzten Worte gerichtet waren, eine ältliche Dame mit auffallend schönen Zähnen, zog die Locke, die von ihrem gewaltigen Chignon herabhing, über die Schulter und äußerte mit lispelnder Stimme. »Ich liebe die reine unverfälschte Natur.« Frau Amberger lächelte still vor sich hin; sie hatte aus einem zierlichen Arbeitskörbchen ein Strickzeug ausgepackt und auf die lebhafte Einsprache Oschersdorfs, der diesen »göttlichen Abend ganz dem süßen Nichtsthun geweiht« wünschte, geantwortet, daß sie immer gerne »beschäftigt« sei.

Moritz Amberger, der seinen Aerger vergessen hatte oder in Vergessenheit bringen wollte, bemühte sich viel um seine Braut, fand aber nur geringe Beachtung. Sie

hatte sich nachlässig in einen Lehnstuhl geworfen, der erst mit einigen Wagenkissen gepolstert werden mußte, bis sie ihn bequem genug fand, leerte Glas auf Glas und gefiel sich in allerhand Neckereien mit den Offizieren, die sich keineswegs immer in ihren Antworten übergroßer Zartheit befleißigten. Es schien ihr unlieb, daß der Professor sich viel mit Frau Amberger unterhielt und ihr selbst nicht die gewünschte Beachtung schenkte; so oft es möglich, mischte sie sich in das Gespräch und suchte ihn abzuziehen. Frau Feinberg betrachtete ihre Tochter von Zeit zu Zeit über den Tisch hin wohlgefällig, äußerte auch wohl, die Hand vor den Mund haltend, heimlich und doch hörbar genug zu Herrn von Otten: »Ist sie nicht reizend, ist sie nicht geistreich, ist sie nicht heute brillant?« und erntete stets das reichlichste Lob. Nicht so freigebig damit war Frau Amberger, die nach der anderen Seite in ähnlicher Weise interpellirt wurde und nur bedächtig auf ihr Strickzeug hinabnickte. Herr Ignaz Feinberg fand die Luft sehr abgekühlt und den Platz am See zu sehr dem Zugwinde offen; er ließ sich seinen Paletot reichen, entdeckte in demselben das Börsenblatt und vertiefte sich in den Kurszettel.

Die Sonne war im Untergehen. Die tieferen Baumpartien lagen schon im Schatten, nur das rothe Dach und die hohen weißen Schornsteine von Schloß Seehausen drüben leuchteten noch wie angeglüht hervor. Schönrade machte auf das schöne Bild aufmerksam. »Gott, wie natürlich!« rief Frau Feinberg emphatisch und streckte die

Hand mit dem blaßgelben Handschuh gegen den Horizont hin aus. Ihr Mann blinzelte nicht einmal mit den kleinen grauen Augen über das Zeitungsblatt hin. Herr von Oschersdorf aber fand aus Gefälligkeit ›den Himmel und besonders das Ganze magnifique‹, und Herr von Otten leerte auf die scheidende Sonne ein Glas mit der allseitig gut aufgenommenen Bemerkung, daß man ihr nie ›trauriger nachweinen möchte.‹

Sidonie wurde plötzlich sentimental. »Wenn einmal ein letzter Sonnenuntergang –« seufzte sie.

»Sie haben nichts zu fürchten, mein Fräulein,« versicherte der Professor. »So lange sich die Erde um ihre Achse dreht, werden wir das schöne Schauspiel der Sonnenauf- und Untergänge haben – mindestens der Untergänge, denn daß jemand aus dieser ehrenwerthen Gesellschaft ›mit der Sonne früh sattelt und reitet‹, ist nicht gut anzunehmen.«

Sidonie stützte den Arm auf und sah schwermüthig zum Sprechenden hinüber. »Sie scherzen,« sagte sie, »aber wär's denn so unmöglich, daß einmal über Nacht die ganze Herrlichkeit auseinander fiele, wie sie ja aus lauter Theilen und Theilchen besteht?«

»Ganz und gar nicht!« rief Schönrade nun mit großem Ernste. »Denken wir uns die Erde als eine mächtige Bombe mit dünner fester Decke, loser Füllung von allerhand Gestein und einer Sprengladung in der Mitte; die feuerspeienden Berge sind nichts als die Zündstollen, wie Ihnen das wahrscheinlich Herr von Oschersdorf besser als ich technisch wird erklären können. Sie sind angefüllt

mit Brennstoffen, und das Feuer in ihnen nährt sich von der Luft. Wenn nun der ganze Zündkanal ausgebrannt ist und das unterirdische Feuer die Füllung faßt, sprengt die Bombe und statt unserer schönen Erde fliegen einige hundert kleine Planeten um die Sonne herum, deren Bahnen zu berechnen den Astronomen des Jupiter einige Schwierigkeiten verursachen wird.«

»Spaßen Sie nicht so abscheulich,« erinnerte Madame Feinberg, »so etwas wäre unnatürlich.«

Sidonie aber stand auf und sagte salbungsvoll: »Genießen wir die Stunde!« Sie schritt auf das Seeufer zu und löste den Kahn des Müllers von der Kette. Die Herren schauten neugierig zu und folgten dann, als sie ihre Absicht merkten.

Man hätte ihr vielleicht ohne weiteres den Willen gelassen, wenn nicht gerade jetzt die Thüre der Mühle sich weit geöffnet und das Dienstpersonal mit dampfenden Schüsseln, Tellern und sonstigen nothwendigen Requisiten zu einem guten Mahle ausgelassen hätte. Nun machte Moritz Amberger Gegenvorstellungen. »Jetzt willst Du auf den See hinausfahren, Sidonie?« äußerte er sich, bis zum Boote folgend. »Die Luft ist sehr kühl, und die Nebel steigen sichtlich auf. Du hast nicht einmal einen Shawl um; ich bitte Dich, trenne Dich nicht von der Gesellschaft.« Sie zog das Boot an der gelösten Kette bis dicht ans Ufer heran und auf den Sand. »Ich fordere Dich ja nicht auf, mich zu begleiten,« erwiderte sie gelassen, bleibe doch, wenn Dir der Nebel unangenehm ist, der mir

diese Fahrt in die kühle Dämmerung hinein erst recht romantisch macht. Meine Natur braucht eine solche Erfrischung; aber ich lege Dir deshalb keine Verbindlichkeiten auf.«

Moritz trat ganz nahe an sie heran, suchte ihr die Kette aus der Hand zu nehmen und sagte leise: »Du weißt, wie unzufrieden meine Mutter sich über dergleichen Extravaganzen äußert. Beobachte gegen sie die Rücksicht, die Du gegen mich –«

»Verdirb mir mit Deiner Schulmeisterei den Abend nicht, lieber Freund,« verwies sie einfallend, stützte sich auf seine Schulter und sprang über Bord.

»Aber, meine Gnädigste,« rief Herr von Otten in komischer Aufregung, »haben Sie nur die Gewogenheit einen Blick unter die Linde zu werfen, wo man so eben die allertrefflichsten Fische aufträgt.«

»Herr Otto Feinberg spricht von einem Gericht Spargel, das zu erwarten steht,« fügte Herr von Oschersleben hinzu, »nach seiner Versicherung magnifique!« Er schnalzte mit der Zunge. »Sollen wir angesichts dieser Herrlichkeiten auf den uebelgrauen See hinaus, die Schüsseln kalt und den Wein warm werden lassen? Ein ander Mal, meine Gnädigste, ein ander Mal! Die Bombe wird so bald nicht platzen.«

Sidonie nahm das Ruder auf und stützte sich darauf. »Aber wer hindert Sie denn, meine Herren, sich ganz nach Belieben den Tafelfreuden hinzugeben?« rief sie

hinüber. »Es macht mir Spaß, einmal von der Luft zu leben. Herr Professor, gehören Sie auch zu den materiellen Naturen, denen ein Gericht Fische oder Spargel über eine einsame Wasserfahrt geht? Geniren Sie sich doch nur meinetwegen gar nicht.« Sie machte Anstalten, den Kahn mit dem Ruder vom Lande abzuschieben, wandte aber augenscheinlich nicht die genügende Kraft an und erreichte deshalb den Zweck nicht sogleich.

»Ich bin der einzige, der bei jenem lukullischen Mahle ganz unbetheiligt ist,« sagte Schönrade, »und ich habe versäumt, für mich besonders ein Souper zu bestellen.«

»O, o!« unterbrach Moritz Amberger. »ich glaubte, eine ausdrückliche Einladung nicht nöthig zu haben. Es versteht sich ganz von selbst, daß Sie unser Gast sind.«

»So wird mir's nach einer kleinen Motion um so besser schmecken,« äußerte der Professor, ihm die Hand reichend. »Gehen Sie nur unbesorgt zu Tische; ich bringe Ihnen Ihr Fräulein Braut unversehrt wieder auf's trockene Land. Wir können sie doch nicht ganz ohne Begleitung fortlassen,« setzte er leise hinzu.

Amberger stand zögernd. »Aber ich bin ja bereit,« murmelte er. Der Professor war schon ins Boot gesprungen und hatte dasselbe zugleich auf den See hinausgetrieben.

»Wollen Sie mir das Ruder reichen, mein Fräulein?« sagte Schönrade, die Hand ausstreckend.

»Nein, nein! Ich rudere selbst,« rief sie, »o! das ist ja gerade das Hauptvergnügen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir Gesellschaft leisten. Machen Sie sich's nur recht bequem, zünden Sie eine Cigarre an, strecken Sie sich lang aus.

Ist's nicht zur Abwechslung einmal ganz amüſant, von einer jungen Dame gefahren zu werden, ſtatt allemal den Galanten zu ſpielen? Gott ſei Dank, daß die Herren von Otten und von Oſchersdorf am Lande geblieben ſind; ſie hätten einen Kampf um das Ruder geführt und im Eifer das Boot zum Kentern gebracht. Für mich wäre freilich keine Gefahr dagewesen, ich ſchwimme gut.«

»Sie ſchwimmen auch?«

»Freilich. Ich bin das einzige Kind meiner Eltern und habe alles gelernt, was mir Vergnügen verſprach, zu können. Nun, wohin fahren wir?«

»Mitten auf den See, meine ich, damit man uns unter den Linden im Auge behält.«

»Eben deshalb ziehe ich es vor, hinter jener Waldecke unterzutauchen. Ich bin nicht gern beobachtet.«

»Aber Ihr Herr Bräutigam wird ſich Ihretwegen ängſtigen.«

»Ach, Moritz! Das mag er ſich nur abgewöhnen, wir werden ſonſt ſchlecht mit einander fertig werden.«

Schönrade fand, daß ſie das Verhältniß richtig ſchätzte, ſchwieg aber natürlich.

Er hatte ſich über den Bord gelehnt und die Hand ins Waſſer getaucht, eine leiſe Furche durch die ſpiegelhelle Fläche ziehend. Sidonie ließ das Ruder eine Weile ruhen und ſah darauf hin.

»Haben wir Mondschein im Kalender?« fragte ſie.

»Wir werden ihn nicht erwarten können, mein Fräulein.«

»Warum nicht?«

»Wenn ich nicht irre, wird er erst gegen elf Uhr sichtbar.«

»Lassen wir die andern abreiten, wir finden den Weg nach der Stadt auch allein.«

Die Worte waren ganz ruhig gesprochen, aber Schönrade erschrak innerlich darüber. Er konnte sich nicht entschließen, sie als die naive Aeußerung eines jungen Mädchens aufzufassen, das den Mondschein schwärmerisch liebt und für solche Situation kein Verständniß hat. Die wenigen Stunden hatten hingereicht, ihm ihre Sentimentalität sehr zu verdächtigen. »Sie fahren auf den Strand, Fräulein,« sagte er, ein Büschel Schilf fassend.

Sie blickte rasch zurück. »Wahrhaftig!« rief sie, »ich habe zu sehr rechts gehalten.« Einige kräftige Ruderschläge brachten das leichte Boot wieder ins freie Wasser. Man hatte die Waldecke vor sich; die dunkelen Bäume hinter den Schilfkampen spiegelten unten; sie selbst und ihr Spiegelbild hoben sich am Rande scharf gegen den gelbröthlichen Himmel und seinen Widerschein im Wasser ab. Eine Rohrdrommel ließ sich vernehmen und weiter in die stille Bucht hinein der Ruf der Unke. Sidonie steuerte um den Waldsaum – die Mühle mit den hohen Linden verschwand, nur das Schlößchen blieb links sichtbar, aber wie vom Nebel verschleiert. Der See erweiterte sich und trat in der Ferne an ein flaches Wiesenland heran, über dem jetzt die graudunstige Masse wogte. Große Blattpflanzen schwammen auf dem Wasser und wurden

mit langen Stengeln vom Ruder aufgehoben; gelbe Mummeln nickten auf den kleinen Wellen, die das Boot hinter sich ließ. Es war tiefer Frieden in der Natur, so recht ein Abend zu seligster Rückerinnerung an die freudigsten Stunden des Lebens.

Der Professor sah ins Wasser hinab auf seine Hand, die nicht müde werden konnte, mit dem weichen Naß zu spielen. »Woran denken Sie so eifrig?« fragte Sidonie. Er dachte an sein Käthchen, aber er sagte es nicht.

Sidonie gab dem Boot eine raschere Bewegung unter den überhängenden Baumstämmen hin, zog dann das Ruder ein und ließ es nach Belieben weiter treiben. Sie setzte sich auf das Brett, das zwischen ihr und dem Professor leer geblieben war und stützte das Gesicht in die Hand. »Wie gefallen Ihnen die Menschen?« fragte sie nach einer Weile, »

»Welche Menschen, mein Fräulein?«

»Ah – die da! Mein Vater, meine Mutter, mein Bräutigam, meine künftige Schwiegermama, mein Onkel, meine Tante – nein doch! meine Tante ist diesmal nicht dabei, aber die beiden Herren von – wie heißen sie doch schon?«

Er mußte lachen. »Sie werden darauf keine Antwort erwarten,« sagte er, den Rest seiner Cigarre ins Wasser werfend.

»Keine Antwort ist auch eine Antwort,« sprach sie halblaut vor sich hin, »wie vorhin, als ich Sie fragte, woran Sie dächten.«

»Ich finde die Herrschaften sehr liebenswürdig,« wich er vorsichtig aus, durch diesen Ton nicht angenehm berührt.

»Gewiß,« bestätigte sie, »sehr liebenswürdig. Aber Sie würden, wie Sie beschaffen sind, eine Ewigkeit mit ihnen leben können, ohne ein Verhältniß zu ihnen zu finden. Nicht so?«

»Ich kenne sie zu wenig.«

»Mein Vater ist ein sehr reicher Mann, aber er hat damit angefangen, den Bauern vor dem Thore aufzupassen und ihnen ihr Getreide wegzukaufen, ehe sie es auf den Markt brachten; meine Mutter hält sämtliche Modejournale und ist Paris allemal um einen Tag voraus. Meine Schwiegermama gibt die würdige Patrizierfrau von ehemdem zum Besten – mich betrachtet sie nicht als ebenbürtig und verlangt, daß ich eine besondere Ehre darin sehe, ihrem Moritz als eine gute Partie erschienen zu sein. Onkel Otto ist ein sehr gescheidter Kaufmann, er sieht das Gras wachsen und weiß immer, was es an der Zeit ist; wenn die Kurse herabgehen, könnte er seinen besten Freund sinken lassen, ohne ihm den kleinen Finger zu reichen. Moritz –«

»Ich bitte Sie, mein Fräulein, womit habe ich so viele Offenheit verdient?« unterbrach Schönrade mit einiger Heftigkeit. Das Gespräch nahm für ihn die peinlichste Wendung.

»Moritz ist ein guter lieber Mensch,« fuhr sie fort, ohne sich dadurch stören zu lassen, »aber ich weiß nicht,

ob die guten lieben Menschen auf die Dauer erträglich bleiben –«

»Er ist Ihr Bräutigam –«

»Freilich – das ist so gekommen. Es könnte auch anders sein – das hängt nur von mir ab; wenn Sie wollen, von meinen Launen. Ist es nicht traurig, daß so etwas von einer Mädchenlaune abhängt? Ich wünschte nicht von Ihnen verkannt zu sein – ich selbst bilde mir manchmal ein, das Recht zu haben, mich nicht nach ihrem Maß messen zu lassen. Finden Sie das übermüthig?«

»Mein Fräulein –«

»Sprechen Sie sich ehrlich aus. Ich kann Widerspruch ertragen, wenn er von einer kräftigen selbstbewußten Natur ausgeht. Unsere Bekanntschaft rechnet freilich erst nach Stunden –«

»Allerdings.«

»Aber ich täusche mich in Ihnen sicher nicht. Sie sind ein Mann! Auf den ersten Blick erkannte ich –«

Er nahm das Ruder auf, faßte es kurz wie eine Schaufel und schob das Boot geräuschvoll unter den Bäumen vor ins offene Wasser, ohne sich von seinem Sitz zu erheben. Sidonie legte ihre Hand auf die seinige und nöthigte ihn, in dieser Bewegung einzuhalten. »O, das ist häßlich,« sagte sie, »das stört die ganze Illusion. Sie machen ja einen Lärm mit dem Ruder, als ob Sie meine Worte übertönen wollten. Sind Sie zu stolz, aus dem Munde eines jungen Mädchens ein Lob zu hören, das eigentlich gar kein Lob sein sollte?«

»Und auch nicht ist!« sagte er ernst. »Es klingt im Gegentheil wie eine Beleidigung, wenn man einen Mann männlich, ein Weib weiblich nennt.«

Sidonie schien den Stachel zu fühlen, der in dieser Entgegnung steckte. Sie zog ihre Hand zurück und schwieg eine Weile; dann sagte sie, langsam Wort nach Wort hinsprechend, ohne irgend welche Erregung zu zeigen: »Und doch bleibt uns armen Geschöpfen nur die Wahl, unweiblich zu scheinen, wenn wir uns nicht zu Tode langweilen lassen wollen.«

»O, Sie übertreiben!« fuhr er auf.

Sie schüttelte energisch den Kopf. »Ich übertreibe nicht. Das Ideal des Weibes gedeiht in engen, beschränkten Verhältnissen, unter dem beständigen Druck der Noth, unter dem Zwange eines eisernen Willens. Vollkommene Passivität heißt die Tugend, die man an ihm am höchsten schätzt. Nun setzen Sie aber ein Leben im Wohlstande, soweit die Erinnerung reicht, den Mangel jeder ernstern Erziehung, den Hang zur Freiheit, das Gefühl von Selbständigkeit, das Bedürfniß der Eigenbestimmung, und führen Sie daneben die ganze Kläglichkeit alles dessen auf, was ein Herrschaftsrecht prätendirt, welche Wahl haben wir, als ein trauriges Unterwerfen unter das, was wir verachten, oder ein trotziges Zerschneiden der Schranken, um uns dem zu nähern, was uns harmonisch ist?«

»Was aber sicher nach der Stimmung des Tages wechselt,« warf er ein.

»Nicht, wenn es sich bewährt.«

»Und wann bewährt es sich?«

»Wenn es fesselt.«

»Den Menschen fesselt nichts auf die Dauer, als die Pflicht. Jeder Genuß übersättigt!«

»Das Recht, glücklich zu sein, ist uns angeboren.«

»Das wäre noch zu beweisen. Aber es mag so sein, Die Pflicht, glücklich zu machen, jedenfalls nicht minder.«

»Wir können nur glücklich machen, was durch uns beglückt sein *will*.«

»Was die Fähigkeit hat, durch uns beglückt zu werden.«

»So sind Täuschungen unvermeidbar.«

»Gewiß, mein Fräulein.«

»Und wenn man sie erkennt – was bleibt übrig? Die Resignation?«

»Für weiche Gemüther.«

»Oder die Reue?«

»Für fromme Seelen.«

»Und wenn man weder über ein weiches Gemüth noch über eine fromme Seele gebietet – was dann?«

Schönrade ruderte leise weiter. »Ich bin kein Seelenarzt, mein Fräulein,« sagte er ausweichend, »und – Sie brauchen wahrscheinlich auch einen solchen nicht.«

Sie seufzte. »Ich will Ihrer Professorenweisheit nachhelfen: da bleibt – das *Leben*. Man nimmt es mit allen seinen Unvollkommenheiten und Mängeln, aber auch mit allen zufälligen Glücksgewinnen.«

»Und spielt damit, bis es zerbricht,« schloß er.

Vom Lande ließ sich ein lautes Halloh vernehmen, das Boot war bemerkt und wurde von den Herren am Ufer erwartet. Schönrade ruderte schnell darauf zu und erfuhr dabei keinen Widerspruch von Sidonie. Sie saß, den Kopf in die Hand gestützt und schaute auf die sich mehr und mehr verdichtende Nebelwand, aus der die Konturen der waldigen Vorsprünge nur schattenhaft hervordunkelten. Beim Aussteigen nahm sie die Hand des Professors an und drückte dieselbe beim flüchtigen Dank leise. Auf die tausend Fragen der Herren Offiziere hatte sie keine Antwort, oder die kürzeste und gemessenste.

Frau Barbara Amberger war schon abgefahren; ihr hatte die improvisirte Wasserpartie höchlichst mißfallen. Moritz war darüber verstimmt gewesen, hatte sich aber in die Situation mit der ihm natürlichen Leichtlebigkeit gefunden. Es war ihm im Grunde ganz lieb, von seiner Mutter nicht beaufsichtigt zu sein, die ja, wie er wußte, so ziemlich mit allem unzufrieden war, was sein Verhältniß zu Sidonie und überhaupt zu den Feinbergs anging. Sein Benehmen nach ihren Wünschen einzurichten, hatte er längst aufgeben müssen, da er dann nach der anderen Seite hin sich unmöglich auch nur einen Tag hätte halten können. Nun von ihr nicht beobachtet und in seinem Thun beschränkt, wurde es ihm leichter, seiner Braut mit freundlichem Gesicht entgegenzugehen und sie zur Linde zu führen.

Zu großer Ueberraschung aller Anwesenden erklärte hier Sidonie, daß sie für den Rückweg um einen Platz im

Wagen bitte. Ihre Mutter äußerte die zärtlichste Besorgniß, daß ihr die Wasserfahrt schlecht bekommen sei, und Ignaz Feinberg bemerkte in seiner unfeinen Weise laut: »Es ist ja auch eine Tollheit, sich in diesem Nebel auf dem Sumpf herumzutreiben.« Die junge Dame aber versicherte, daß sie sich sehr wohl und gestärkt fühle und nur keine Lust zum Reiten habe. Ihrer Mutter sagte sie heimlich: »Sorge dafür, daß Professor Schönrade unser Haus besucht; er ist ein höchst interessanter Mann.« Madame Feinberg war daran gewöhnt, auf dergleichen Winke des verzogenen Töchterchens zu achten.

Moritz Amberger entkorkte noch eine letzte Flasche Champagner und ruhte nicht eher, bis Schönrade einige Gläser getrunken hatte. Er schien vor seiner Braut den Beweis führen zu wollen, daß er wegen der einsamen Wasserfahrt hinter der Waldkoulisse durchaus nicht eifersüchtig sei und ebenfalls einen Mann seiner Art zu schätzen wisse. Er selbst hatte dem Glase schon tüchtig zugesprochen, trank jetzt weiter und wurde ganz lustig und redselig. Zuletzt erbot er sich, sein Pferd an Otto Feinberg abzutreten und selbst als Dame Sidoniens Fuchsstute nach der Stadt zu reiten; der Spaß wurde von den Offizieren gut aufgenommen und weidlich belacht. Man schritt sofort zur Ausführung. Moritz band einen Plaid wie einen Reitrock um den Leib, befestigte auf seinen Hut ein Taschentuch als Schleier und nöthigte Herrn von Oschersdorf, ihm den Bügel und die Hand zum Aufsteigen zu halten. Sidonie, der er sich empfahl, zuckte die Achseln, konnte aber das Lachen doch nicht verbeißen.

Es schien ihr langweilig zu werden, die Leidende zu spielen, vielleicht bereute sie schon, um den Platz im Wagen gebeten zu haben.

Schönrade begleitete die Damen dahin. Unterwegs aber fragte ihn Madame Feinberg, ob er sich längere Zeit hier aufzuhalten beabsichtige und ob man wissen dürfe, welche Geschäfte ihn fesselten. Er erwiderte, daß sein Aufenthalt wahrscheinlich nur nach wenigen Tagen zählen werde und daß er hauptsächlich die ihm unbekanntere Stadt zu besichtigen wünsche, übrigens aber auch einem noch lebenden Infusorienlager auf der Spur sei, das sich unter dem Flußthal hinzuziehen scheine und von dem er eine bei der Ausbohrung eines Brunnens gefundene Probe zugeschildert erhalten habe. Er redete sich so in etwas ihm selbst Glaubliches hinein. Madame Feinberg aber nahm von den Infusorien nicht die mindeste Notiz, sondern rief, während er sie in den Wagen hob: »Aber wenn Sie die Merkwürdigkeiten der Stadt kennen lernen wollen, bester Herr Professor, dürfen Sie unserem Hause nicht aus dem Wege gehen. Es gehört zu den ältesten Patrizierhäusern der Stadt – mein Mann hat es nur vor wenigen Jahren für schweres Geld angekauft und ausgebaut – und es schaut auf den alten Graben und hat einen Garten, bei dessen Anlage Theile der alten Stadtmauer benutzt sind. Das müssen Sie durchaus sehen – ach Gott! auf der untersten Terrasse glaubt man in der reinen Natur zu sein!«

Er würde einen Besuch abstatten, versprach er, wenn er nicht befürchten dürfe, die Damen zu belästigen. Sidonie folgte ihrer Mutter und sagte accompagnirend: »Kommen Sie nur, wir haben gar nichts auf der Welt zu thun.«

Ignaz saß schon auf dem Rücksitz, ganz in Tücher gehüllt, und gab ungeduldig dem Kutscher einen Wink zur Abfahrt. »Die Pferde wollen nicht mehr stehen,« setzte er gleichsam entschuldigend hinzu.

»Sie holen uns wohl bald ein,« bemerkte seine Frau schon im Abfahren aus dem Wagen heraus.

Schönrade bestieg seinen Grauschimmel und verhielt anfangs die Zügel; es wäre ihm das liebste gewesen, ganz allein mit seinen etwas konfuse Gedanken zu bleiben. Dann aber schien es ihm doch unhöflich, so ohne eigentlichen Abschied zu verschwinden, und vielleicht konnte ja auch die Einladung ins Feinbergsche Haus seinen Zwecken dienlich sein. Wovor fürchte ich mich denn auch? murmelte er ärgerlich vor sich hin und setzte seinem Gaul kräftig die Hacken ein. Wenige Minuten darauf war er an der Seite der Damen.

Er mußte nun dort Stand halten, obgleich die Unterhaltung durch die schnelle und geräuschvolle Bewegung sehr behindert war. Gewöhnlich rief der eine oder andere etwas hinüber, und es erfolgte eine ganz allgemein gehaltene Zustimmung, obgleich man eigentlich kein Wort verstanden hatte. Die Kavalkade wurde eingeholt, und der Wagen war eine Strecke weit von den Reitern umschwärmt. Moritz nahm sein Damenspiel wieder auf und wurde von Madame Feinberg beklatscht, von Sidonie

aber aufgefordert, hinter dem englischen Garten zurückzubleiben, da sie sich bei der Maskerade in der Stadt »nicht mit lächerlich machen wolle«. Er gehorchte pflichtschuldigst.

Bei der Ankunft vor dem Feinbergschen Hause sprang ein Diener entgegen und öffnete den Schlag. »Sind Sie morgen zu Mittag versagt?« fragte Madame Feinberg den Professor. Er verneinte. »So wär's hübsch, wenn Sie bei uns vorlieb nehmen wollten.«

»Ohne viel Visiten-Brimborium,« setzte Sidonie hinzu.

Schönrade ritt langsam durch die matterleuchteten Straßen. Er kannte den Weg nicht, dachte aber auch nicht daran, sich zwischen den hohen Giebelhäusern, über welche nun der Mond auftauchte, zurechtzufinden. Er wußte überhaupt nicht, daß er ritt, und überließ es seinem stadtkundigen Pferde, rechts und links nach Gefallen einzubiegen. Erst als dasselbe vor einem breiten Thor hielt und munter wieherte, schaute er auf.

Ein Stallknecht kam heraus, und es war nun kein Zweifel, daß das kluge Thier es vorgezogen hatte, geradeswegs auf seine Schlafstelle zu marschiren, statt ihn im Hotel abzusetzen. Er ließ sich's gefallen, gab es ab und ging zu Fuß weiter.

So hatte er nun also die Menschen kennen gelernt, mit denen er's zu thun haben sollte, und er fühlte sich wenig sympathisch berührt und zu ihnen hingezogen. Frau Barbara Amberger flößte ihm einen gewissen Respekt ein, aber sie war die unnahbarste von allen. Moritz bemitleidete er, wie man jemand bemitleidet, dem zu helfen man

keinen Beruf hat. Die Unähnlichkeit mit seinem Bruder Philipp leuchtete auf den ersten Blick ein, Käthchen mit ihrer liebenswürdigen Gemüthlichkeit wollte sich nicht recht in diesen Kreis stellen lassen. Er beschied sich, die Leute noch näher beobachten zu müssen, um sich ein Urtheil über sie bilden zu können. Mit den Feinbergs war leichter fertig zu werden, nur Sidonie bot einige Schwierigkeit. Er wagte nicht sofort zu entscheiden, ob sie eine garstige Kokette sei und mit Ungewöhnlichkeit affektire, oder ob sie doch einen tieferen Fond habe, nur verzo-gen und in eine unpassende Umgebung gestellt sei, wie sie selbst behauptete. Ihr Benehmen ihm gegenüber war zu auffallend gewesen, als daß er darüber ganz hätte hinwegsehen können. Wie kam ihr dieses überraschend schnelle Vertrauen? Was beabsichtigte sie, wenn sie ihn so herausfordernd auszeichnete? Passirte das jeder neuen Erscheinung von einigem Gehalt? oder hatte er sich wirklich einer außergewöhnlichen Aufmerksamkeit zu erfreuen? Ihr emanzipirtes Wesen, ihre Launenhaftigkeit, ihr Betragen gegen Moritz stießen ihn ab, er konnte sie nicht einmal schön oder sonst verführerisch finden, und doch regte ihn die Erinnerung an die Kahnfahrt auf, doch fühlte er, daß er sich ihr gegenüber nicht völlig frei gehen lassen dürfe. Sie konnte nie seinem Herzen gefährlich werden, aber es hatte vielleicht doch seinen Reiz, von ihr auf die Probe gestellt zu sein und einen Machteinfluß über eine so schrankenlose Natur zu prüfen. So weit durfte es nicht kommen, jetzt nicht mehr, nachdem er seine Wahl fürs Leben getroffen hatte.

VIII.

Nach einer ziemlich unruhigen Nacht beschloß der Professor, kurzen Prozeß zu machen und sich der Mutter seiner Braut zu entdecken.

»Sie hatten sich gestern so unerwartet früh entfernt,« begann er nach den ersten ziemlich kühlen Begrüßungsworten, »daß ich um mein ›Gute Nacht‹ kam; hoffentlich war nicht Unwohlsein der Grund?«

»Sie werden eine alte Frau schwerlich vermißt haben,« antwortete sie, den Kopf schüttelnd, »in so interessanter Gesellschaft.«

»O doch!« versicherte er. »Ich muß gestehen, daß ich nur Ihretwegen Anstalten getroffen hatte, Seehausen kennen zu lernen.«

Sie sah ihn zweifelnd an. »Sie hätten sich dann aber nicht ins Boot locken lassen sollen,« sagte sie, »um mit einer jungen Dame bei Nacht und Nebel spazieren zu fahren.« Sie versuchte diesen Worten einen humoristischen Ton zu geben aber es glückte nicht damit, der Aerger über Sidonie blickte durch.

»Ich durfte das Fräulein doch nicht allein auf den See hinauslassen,« entschuldigte er, »und da die anderen Herren durch das Souper –«

»O, das Fräulein wäre nach fünf Minuten umgekehrt,« fiel sie nicht ohne Heftigkeit ein, »ich kenne den raschen Wechsel solcher Stimmungen.«

»Wenn Sie aber mit der Fahrt unzufrieden waren, warum erklärten Sie sich nicht der jungen Dame?«

Sie seufzte und tupfte das Taschentuch auf den Mund. »Es gibt Dinge,« sagte sie nach einer Weile, »die man hinnehmen muß. Sidonie ist sehr selbständig, und mein Sohn steht nicht mehr unter meiner Vormundschaft. Die heutige Jugend lebt nach eigenem Maß, und meine Ansichten – ich bin sehr streng erzogen – werden wohl überall für veraltet gelten.«

»In diesem Falle dürfen Sie übrigens völlig beruhigt sein,« bemerkte er, sich vertraulich verbeugend. »Ich bin nicht der Mann –«

»O, ich bitte Sie,« unterbrach die Matrone, »es ist nicht davon die Rede. Ich würde gerne zu einer Eroberung gratulieren, wenn ich nicht wüßte – doch, warum darüber sprechen? Sidonie ist die Braut meines Sohnes und wird bald seine Frau sein. Sie wird in dieses stille alte Patrizierhaus Leben bringen; schon jetzt hat es ein anderes Kleid anziehen müssen, und mein armer Philipp wird sich darüber verwundern; nun, es ist ja groß genug, und ich habe testamentarisch meinen Wittwensitz, in dem auch für Katharina Raum ist, bis sie einmal – sprechen wir nicht davon.«

»Beste gnädige Frau,« antwortete er, die günstige Gelegenheit beim Schopfe ergreifend und sich mit seinem Lehnstuhl nahe an sie heranrückend, so daß sie verwundert den Arm zurückzog, »von diesem letzteren erlauben Sie mir gütigst zu sprechen. Es ist gegenwärtig das Allerwichtigste, wovon ich sprechen kann, und es drängt mich, Ihnen endlich reinen Wein einzuschenken. Ich bitte Sie, hören Sie mich an.«

»Wie soll ich das verstehen?« fragte sie ein wenig scheu.

Er sah ihr fest ins Auge. »Sie erwähnten vorhin Katharins und dachten an den Fall, daß sie Ihres Schutzes nicht mehr bedürfte. Wenn nun dieser Fall schon jetzt –«

»Wie, mein Herr?«

»Gerade heraus, gnädige Frau! Ich habe das schöne und treffliche Käthchen Amberger im Hause des Herrn Kommerzienraths Wiesel kennen und lieben gelernt, hab's gefragt, ob es mich lieben könne, und es hat ja gesagt. Meine Reise hierher hatte nun gar keinen andern Zweck, als mich Ihnen vorzustellen und um Ihren Segen zu bitten. Versagen Sie uns denselben nicht, theuerste gütigste Frau!«

Frau Barbara Amberger saß auf ihrem Staatssofa da wie eine Bildsäule, den Mund ein wenig geöffnet und die Augen starr auf den Professor gerichtet, der ihre Hand ergriffen hatte und dieselbe an seine Lippen zog. »Aber wie ist das möglich?« fragte sie nach einer Weile etwas sonderbar und doch so ihr Erstaunen am natürlichsten in Worten ausdrückend.

»Ja, wie es möglich ist, das wäre schwer zu sagen,« antwortete er ohne Besinnen nun schon ganz frei und mit leicht humoristischer Färbung, »ein Philosoph fände vielleicht auch dafür die Formel. Aber es ist *gewiß*, und man muß also damit rechnen. Ich liebes Ihre Tochter und glaube im Besitze des unzweifelhaften Beweises zu sein, daß ich geliebt werde. Das ist zugleich etwas Unabänderliches, das keine Zustimmung braucht und fordert. Nur

ob wir in unserer Liebe glücklich sein dürfen, das hängt von anderen ab, und darum meine inständigste Bitte um Ihren Segen.«

Frau Barbara zog ihre Hand zurück. »Aber daß Katharina in keinem ihrer Briefe –«

»Sollte sie ein Geheimniß ihres Herzens offenbaren, das sie noch vor sich selbst hütete? Erst am Tage vor meiner Abreise erklärte ich mich; ich verließ sie mit dem Versprechen, sofort Sie, theure Frau, aufzusuchen, um bei Ihnen förmlich anzuhalten.«

Sie wand unruhig eine Hand in der anderen, senkte die Augen und schien nachzusinnen.

»Weiß sonst irgend jemand, wissen Wiesels davon?« fragte sie dann.

»Wie sollten sie? Sie waren außer Hause, und ich habe mich von ihnen nicht weiter verabschiedet.«

»So wissen sie nicht einmal, daß Sie hierher gereist sind?«

»Nein.«

Sie athmete auf. »Gott sei Dank! Herr Professor, ich fordere Ihnen das Wort ab, daß niemand etwas von dem erfährt, was ich so eben habe hören müssen. Niemand! Sie sind mir diese Rücksicht schuldig.«

Schönrade nickte zögernd. »Es versteht sich ja meines Denkens ganz von selbst, daß niemand von der Verlobung Kenntniß erhält, bis die Mutter der Braut sie publizirt.«

Frau Amberger bewegte sich unruhig hin und her. »O, Sie sprechen von Verlobung, mein Herr,« sagte sie unsicher, »aber so weit ist's denn doch nicht, durchaus nicht. Katharina hat sehr unbedacht gehandelt, sehr unbedacht. Ich begreife nicht, wie es möglich war, daß ein solches Gespräch unter vier Augen stattfinden konnte im Wiesel-schen Hause – das begreife ich nicht. Ich habe Katharina für einige Zeit dorthin gegeben, weil ich sie bis zur Hochzeit ihres Bruders Moritz mit Sidonie im fremden Hause besser vor allen schädlichen Einflüssen gehütet glaubte als hier, und nun muß ich erleben, daß meine Tochter ein heimliches Verhältniß mit einem ganz fremden Manne anspinnt, sich zu einer Unterredung unter vier Augen bestimmen läßt, ja sogar so wenig rücksichtsvoll gegen ihre Mutter verfährt, ohne deren Wissen und Willen eine Erklärung zu geben, die Sie als ein Geständniß der Liebe anzunehmen sich berechtigt glauben dürfen – mein Herr, das verwirrt mich völlig, das ist unerhört!«

Er hatte sie aussprechen lassen, aber dabei immer freundlich angeschaut wie jemand, der im voraus weiß, daß der andere sich ganz umsonst ereifert und seine Worte sparen könnte. »Gnädige Frau,« sagte er dann mild, ich gebe mein Ehrenwort, daß nichts geschehen ist, was Ihre Fräulein Tochter auch in den Augen der strengsten Mutter beschämen oder herabsetzen könnte, es müßte denn ein Verbrechen sein, daß sie mich liebte. Meine Eröffnung kam ihr selbst zu der bestimmten Zeit ganz unerwartet –

ich überraschte sie damit und benutzte die Gunst des Augenblicks, ihr ein Geständniß zu entreißen. Welche Vorwürfe Sie daher auch *mir* nicht sparen dürfen, Fräulein Katharina und die Freunde, deren Haus sie theilt, werden kaum einer Rechtfertigung bedürfen.«

Frau Amberger schüttelte heftig den Kopf. »Wir sehen die Dinge von sehr verschiedenem Standpunkte an, mein Herr Professor,« entgegnete sie. »Es mag in den Kreisen, deren Lebensgewohnheiten Sie theilen, so Sitte sein, daß ein junger Mann sich mit einem jungen Mädchen verspricht, wenn sie einander gefallen, und daß dann der Segen der Eltern erbeten wird, die ja gemeinhin auch nichts anderes zu geben haben. In dieser alten Handelsstadt aber, müssen Sie wissen, pflanzen sich in gewissen Häusern noch alte gute Gewohnheiten fort, die von jener neumodischen Sitte weit abweichend sind. Es gibt hier noch patrizische Familien, die zwar längst ihre städtischen Vorrechte, aber nicht zugleich ihren soliden Besitz und ihren Stolz verloren haben, und im denen Verbindungen nach anderen Grundsätzen eingeleitet und beschlossen werden, als die in den Häusern der Kleinbürger gelten. Zu diesen patrizischen Familien und zu den ältesten derselben gehören die Amberger und die Vorbringer, deren Namen ich bis zu meiner Verheirathung führte. Es hat mir Schmerz genug bereitet, daß mein Sohn Moritz sich in eine plebejische Familie hinein verlobte. Feinberg ist ein Aufkömmling; und er durfte sich an der Börse nicht blicken lassen, so lange mein Vater

lebte; aber sein Reichthum macht ihn wenigstens angesehen, und Sidonie ist sein einziges Kind; meine Tochter aber steht unter meiner Gewalt, und wie sie ihre Hand vergeben oder versagen soll, wird von *mir* und von ihren Brüdern abhängen, denen meines Mannes Testament ein Mitbestimmungsrecht einräumt. In diesem Sinne werde ich Katharinen bescheiden.«

Sie hatte sich hochaufgerichtet und blickte stolz auf den Professor nieder, der den Kopf gesenkt hatte und finster vor sich hinsah. »Ich hätte nicht geglaubt, derartigen Vorurtheilen anders als in gewissen hocharistokratischen Zirkeln begegnen zu können,« erwiderte er nach einer Pause. »Lassen Sie *mich* jetzt fragen: wie ist das möglich? In unserer aufgeklärten Zeit möglich, in der es in Wahrheit doch nur zwei Stände gibt, den der Gebildeten und den der Ungebildeten? Fragen Sie Ihr Herz, gnädige Frau, ob Sie es verantworten können, das Glück Ihrer Tochter einem solchen Götzen zu opfern, und dann sprechen Sie Ihr letztes Wort.«

Frau Barbara Amberger preßte die Lippen auf einander und sah streng zu ihm hinüber. »Sie nennen es sehr zuversichtlich das Glück meiner Tochter,« erwiderte sie, »Ihnen anzugehören. Ich weiß nicht, worauf sich diese Zuversicht gründet, mein Herr.«

»Auf mein ehrliches Gefühl,« rief er, »Katharina unaussprechlich zu lieben und von ihr geliebt zu sein. Alles andere tritt dagegen an Bedeutung weit zurück.«

»Nicht für mich!« antwortete sie schnell. »Wie leicht täuscht sich das Gefühl, wie gefällig und nachgiebig sind

wir gegen unsere flüchtigsten Neigungen? Ein unerfahrenes Mädchen – ein dreister Liebhaber – eine unbewachte Stunde – da spricht sich so ein Glück für die Ewigkeit leicht zusammen, das doch hinterher beim ersten ernstlichen Anstoß zerbricht wie ein glitzerndes Glas. Was Sie für sich anrufen, gibt mir nicht die mindeste Bürgschaft, mein Herr. Ich kenne Sie nicht, ich kenne Ihre Familie nicht, ich hörte gestern Ihren Namen zum ersten Mal, ich weiß nicht, ob ich auch nur Katharinens Vermögen Ihren Händen anvertrauen dürfte, wie viel weniger ihre Person. Ich liebe meine einzige Tochter zu sehr, um so fahrlässig handeln zu können, wie Sie es wünschen.«

Schönrade lächelte betrübt. »Wie soll ich Ihnen nur deutlich machen, gnädige Frau,« sagte er, »wer und was ich eigentlich bin? Ich habe die Nothwendigkeit einer solchen Erörterung vorausgesehen und bin doch nicht vorbereitet. Ein Mann, dem an einer berühmten deutschen Universität ein Lehrstuhl eingeräumt ist, von dem aus er die studirende Jugend, nach gewöhnlicher Annahme die Crème der bürgerlichen Gesellschaft, zu einem geachteten Berufe Vorbildet; ein Mann, der verhältnißmäßig nicht unbedeutende Mittel aufgewendet hat, sich auf weiten Reisen in fernen Welttheilen ein nicht gewöhnliches Wissen zu erwerben; ein Mann, der seine wissenschaftlichen Erfahrungen in einem Schriftwerke niedergelegt hat, das in wenigen Jahren drei Auflagen erlebte und von den kenntnißreichsten Kritikern des schmeichelhaftesten Lobes gewürdigt ist – ja, ich weiß nicht, wie ich diesen Mann, der sich Ihnen als Bewerber um die Hand

Ihrer Tochter vorstellt, charakterisiren soll, wenn dies nicht genügt. Daß ich eine Frau, auch ohne Vermögen, standesgemäß zu unterhalten im Stande bin, wird doch wohl keiner ausdrücklichen Versicherung bedürfen?»

Die Matrone überlegte. »Das alles schafft Ihnen gewiß bei Ihren Studiengenossen ein gutes Ansehen,« antwortete sie etwas milder und beinahe gedrückt. »Aber in einem alten Kaufmannshause –«

»Sollte es nicht weniger gelten,« fiel er ein. »Auch in der Wissenschaft gibt es ein Patriziat, und der Verbindung mit demselben hat sich keine Fürstenfamilie zu schämen.«

Diese stolzen Worte imponirten ihr. Sie senkte den Blick und zog verlegen die goldene Kette durch ihre Hand. »Sie werden mir's nicht verdenken,« sagte sie, »daß ich nur mit Vorsicht aufnehme, was ich nicht kenne. Sie haben ein *Amt*, so viel ich davon verstehe – nun, man hat in unserer Familie stets einen großen Werth auf vollständige Unabhängigkeit gelegt. Unter dem alten Regimente haben die Amberger oft genug den Bürgermeisterstuhl inne gehabt, und im Senate sind sie allezeit vertreten gewesen, einige meiner Vorfahren haben als Befehlshaber von Schiffen und Landtruppen in den häufigen Kriegen Dienste geleistet; alle bekleideten sie aber Ehrenämter und blieben dabei Kaufherren. Von der Zeit ab, wo die Stadt besoldete Beamte an die Spitze der Verwaltung nahm, hat kein Amberger und kein Vorbringer wieder nach einem solchen Posten gegeizt. Amt und Amt – es ist ein Unterschied.«

»Den doch wohl nicht allein der Umstand bedingt, ob die Arbeit fürs gemeine Beste angemessen ihrem Werthe bezahlt oder ohne Entschädigung geleistet wird. Ist irgend ein Amt ein Ehrenamt, so ist es das des Lehrers an einer Hochschule, sollte ich meinen.«

Sie brach davon ab. »Haben Sie Familienanhang?« fragte sie nach einigem Bedenken.

»Meine Mutter lebt. Sie war, bis sie sich zur Ruhe setzte, eine sehr geachtete Künstlerin.«

Frau Barbara schreckte auf. »Eine Künstlerin?«

»Opernsängerin, gnädige Frau. Der Name Camilla Bellarota ist Ihnen vielleicht nicht ganz unbekannt geblieben.«

»Camilla Bellarota – ich könnte mir einbilden, den Namen schon gehört zu haben, aber gewiß in sehr früher Jugend – Camilla Bellarota – ja, ja! Es wurde da einmal eine Geschichte erzählt – ich bin jetzt verwirrt. Eine Opernsängerin also Ihre Mutter – so, so! Und Ihr Vater?«

Schönrade merkte, daß der kaum gewonnene Boden wieder wie Sand unter seinen Füßen zerrinne. »Ich habe meinen Vater nicht gekannt,« antwortete er etwas kleinlaut, »er muß sehr früh verstorben sein.«

»So, so! Verstorben!« sagte sie sehr kühl. »Er war ein Italiener?«

Der Professor hatte schon nicht mehr den Muth, mit der ganzen Wahrheit herauszugehen. »Sehr wahrscheinlich,« bestätigte er, »jedenfalls ein Ehrenmann, sonst würde ihn meine Mutter nicht geheirathet haben. Was kann

es aber überhaupt auf diese Dinge ankommen? Ich bin, was ich bin.«

»Freilich, freilich!« warf sie zerstreut hin und mit größter Gleichgültigkeit. Die Unterredung fing ihn an zu peinigern. Er stand auf und sagte: »Darf ich nun Hoffnung mitnehmen, gnädige Frau?«

Die stattliche Dame erhob sich ebenfalls, blieb aber auf ihrem Platze stehen und stützte die eine Hand auf die Lehne des Sophas und die andere auf den Tisch. »Ich sage ehrlich meine Meinung, lieber Herr Professor,« äußerte sie sich, »damit Sie wissen, woran Sie bei mir sind. Ich kann, so weit ich nach unserem heutigen Gespräche zu urtheilen vermag, die Wahl meiner Tochter nicht billigen und werde meine Autorität einwerfen, sie auf andere Gedanken zu bringen. Das darf für Sie in keiner Weise kränkend sein, denn einestheils handelt es sich bei mir um Grundsätze, die älter sind als Ihre Ansprüche, und anderntheils kenne ich Sie zu wenig, um Ihren persönlichen Werth mit in Rechnung ziehen zu können. Ich glaube, daß Katharina sich täuscht und daß sie sich in den gesellschaftlichen Kreisen, die ein Professor und Gelehrter ihr öffnen würde, ihren anerzogenen Gewohnheiten nach sehr unbefriedigt fühlen würde. Daran muß ich festhalten, bis ich etwa vom Gegentheile überzeugt werde. Uebrigens habe ich mehr nur das Recht des Widerspruchs als das der Zustimmung. Mein seliger Mann war sehr besorgt, das ererbte und vermehrte Vermögen der Familie zusammengehalten zu wissen. Deshalb verfügte er in seinem Testamente, daß nichts Wichtiges in und

außer dem Geschäft geschehen dürfe, worin nicht seine beiden Söhne, sehr verschieden geartete Menschen, einig wären. Läßt nun auch Philipp im Geschäfte mehr, als vielleicht gut, seinem Bruder freie Hand, so müßte ich bei einer so wichtigen Frage, wie Katharinens Verheirathung, auf einen Familienbeschluß bestehen, zumal das Testament selbst an den – wie Gott wolle – nicht zu erwartenden aber doch möglichen Fall denkt, daß ein solcher von Katharina nicht respektirt würde. Ihr Erbtheil soll dann unter Kuratel ihrer Brüder bleiben. Warten Sie also ab, bis Philipp aus Italien zurückkehrt, und fragen Sie inzwischen bei meinem Sohne Moritz an. Das weitere müssen wir für jetzt der Zukunft zu entscheiden überlassen.«

Der Professor hatte sie ruhig angehört. »Gnädige Frau,« antwortete er mit offenem Gesichte, »das heißt ehrlich gesprochen, und ich danke Ihnen. Hätte ich nur auf mich Rücksicht zu nehmen, so würde ich sagen: ich habe, als ich Katharina Amberger lieben lernte, nicht daran gedacht, daß sie eine Erbschaft zu erwarten hat, und es ist mir auch heute noch eben so gleichgültig, ob sie dieselbe erhält oder nicht. Wäre sie ein blutarmes Mädchen, ich würde sie doch zur Frau begehren, und bringt sie mir ein großes Vermögen zu, so wird deshalb in meinem Haushalte nicht ein Pfennig mehr verbraucht werden, als den ich verdiene. Aber so egoistisch darf ich nicht denken. Es würde mir ein großer Kummer sein, das Mädchen, das ich liebe, mit seiner Familie zu veruneinigen und in Abhängigkeit von Geschwistern zu lassen, die sich gekränkt glauben. Ich werde daher zwar unabänderlich

an meinem gegebenen Worte festhalten, aber zugleich nichts unversucht lassen, den Frieden zu erhalten. Das, gnädige Frau, wird die Maxime meines Handelns sein.«

Er trat nahe an sie heran, verbeugte sich und küßte ihre Hand. Zum ersten Male ging ein Zug von Wohlwollen über ihr Gesicht und verschönte dasselbe. »So handeln Sie wie ein Ehrenmann,« sagte sie freundlich und drückte ein wenig seine Hand. Er wollte gehen. »Noch eins!« rief sie ihm nach. »Ich hoffe, daß Sie die Ruhe Kathariens schonen und nichts zur Fortsetzung eines Verhältnisses thun werden, dem noch die Billigung der nächsten Verwandten fehlt.«

Schönrade richtete sich stolz auf. »Sie soll wissen,« antwortete er, »daß ich sie unter *allen* äußeren Umständen lieben werde, wie ein Mensch den andern lieben kann; im übrigen, gnädige Frau, werde ich auch ihr gegenüber wie ein Ehrenmann handeln, verlassen Sie sich darauf.«

Ihr Gesicht verfinsterte sich wieder. Er verbeugte sich nochmals und ging. »Wann werde ich wieder über diese Schwelle treten, und mit welchen Gefühlen wird es geschehen?« mußte er unwillkürlich denken.

IX.

Es war ein Uhr geworden, als er nach seinem Hotel zurückkehrte. Um zwei wurde er im Feinbergschen Hause

zum Diner erwartet. Am liebsten hätte er seine Reisetasche gepackt, seine Rechnung bezahlt und den Dreiuhrzug zur Rückreise nach Berlin benutzt. Er fühlte sich geistig wie zerschlagen und in Folge dessen auch körperlich nicht gut disponirt. Und nun Stunden lang unter Menschen zuzubringen, die ihm gleichgültig oder gar widerwärtig waren – schreckhafter Gedanke!

Aber er durfte doch nicht abreisen, ohne Moritz gesprochen zu haben. Stand auch nicht zu erwarten, daß er sich günstiger auslassen werde, als seine Mutter, deren Gesinnungen er als guter Kaufmann wahrscheinlich theilte, so durfte er doch ihn am wenigsten übergehen. Er mußte wenigstens von seinen Wünschen unterrichtet, mit dem, was er zu bieten hatte, bekannt gemacht werden. Es wäre gegen Käthchen nicht ehrlich gehandelt gewesen, wenn er jetzt nach dem ersten mißglückten Anlaufe die Flucht ergriff. Nach seinem Behagen oder Mißbehagen durfte er dabei nicht fragen. Nun konnte aber seiner Reputation bei Moritz Amberger nichts dienlicher sein als die Aufmerksamkeit deren er sich im Feinbergschen Hause zu erfreuen hatte. Es wäre eine unverzeihliche Nachlässigkeit gewesen, die schon angenommene Einladung unbeachtet zu lassen, und der üble Eindruck, den sie auf die freundlichen Wirthe machte, mußte sich nothwendig auch den Bräutigam Sidoniens mittheilen, eine Folge die er in seiner auch ohnedies schon mißlichen Lage möglichst zu vermeiden hatte. Also den Kopf hoch halten und sich ins Unvermeidliche fügen.

Während er noch so bei sich simulirte, klopfte es an seine Thüre. Er glaubte nicht anders, als daß der lange Schlingel von Kellner ihm irgend eine neue Nachricht über die selige Hansa zu bringen habe, und rief ziemlich mürrisch: »Herein!« Zu seiner nicht geringen Verwunderung trat aber statt seiner Moritz Amberger ins Zimmer.

»Ich versäume nicht, Ihnen eine Gegenvsitate abzustatten, bester Herr Professor,« sagte der junge Mann beim Eintreten und nickte ihm dabei freundlich wie einem alten Bekannten zu. »Ich nehme wohl mit Recht an, daß Sie gestern nicht allein meiner Mama, sondern unserem Hause einen Besuch geschenkt haben, das ich zur Zeit männlich repräsentire.«

»Das ist sehr liebenswürdig,« antwortete Schönrade, ihm die Hand schüttelnd, »und ich danke Ihnen für eine Aufmerksamkeit, die ich weit entfernt war zu beanspruchen Wie ist Ihnen denn der gestrige Damenritt bekommen?«

»Ach, sprechen Sie mir nicht davon,« bat der Kaufmann lachend. »Der Spaß zog sich zu lange aus, und bei meinen nicht gerade sehr geistreichen Begleitern hielt der Humor kaum für die Hälfte des Weges vor. Wo waren Sie denn übrigens geblieben? Wir wollten Sie auffordern, mit uns zur Stärkung nach der Strapaze noch im Garten unseres alten Junkerhofes ein Glas Bier zu trinken, ritten Ihnen deshalb bis zum Hotel nach, konnten aber keine Spur von Ihnen entdecken.«

»Mein Gaul führte mich andere Wege,« erklärte Schönrade, »und er wußte sein Stammlokal sehr gut zu finden.

Ich bedaure, um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft und um ein gutes Glas Bier gekommen zu sein, das auch ich zu würdigen weiß.«

Amberger setzte sich aufs Sopha und zog den Handschuh von der rechten Hand. »Sie haben doch nicht vergessen,« warf er wie beiläufig hin, »daß Sie zu Mittag bei Feinbergs erwartet werden? Sidonie hat mir noch vor einer Stunde, wo ich mich nach ihrem Befinden erkundigte, aufgetragen, Sie zu erinnern. Sie hält die Herren Gelehrten für so zerstreut, daß ihr eine Mahnung erforderlich schien. Hatte sie recht?«

»Keineswegs!« rief der Professor, der nun leicht errieth, welchen Grund eigentlich die Visite hatte. »Ich habe für dergleichen freundliche Einladungen das allerbeste Gedächtniß. Uebrigens bin ich auch für die Freuden eines guten Tisches durchaus empfänglich.«

Der junge Mann warf den Kopf auf. »Also kein richtiger Bücherprofessor! Dachte ich's doch gleich, als ich Sie so forsch zu Pferde sah. Ja, was die Weisen auch sagen mögen, Essen und Trinken hält heute wie vor tausend Jahren Leib und Seele zusammen. Nun, im Feinbergschen Hause versteht man's; Sie werden mit der Aufnahme zufrieden sein.«

»Ich zweifle nicht,« versicherte Schönrade. »Ihr künftiger Herr Schwiegervater scheint ein sehr reicher Mann zu sein.«

Amberger zog ein möglichst schlaues Gesicht. »So etwas schätzt sich schwer, und was sich allenfalls schätzen läßt, ist das geringste dabei. So feine spekulative Köpfe

gibts wenige in der Welt. Ich sage Ihnen, wo der Mann die Hand hinlegt, wächst Gold; es ist aber eben sein Geheimniß, sie nur da hinzulegen, wo Gold wächst. Er kennt die Menschen, mit denen zu arbeiten ist, kennt ihre Vermögensverhältnisse wie der beste Bankdirektor, macht seine Feldzugspläne wie ein Generalstabsoffizier und manövriert so sicher, daß seine Truppen sämmtlich an den passendsten Stellen und zur richtigsten Zeit ins Gefecht kommen und nichts verloren geht, als was er von Anfang zu opfern beschlossen hat. Manchmal ist mir selbst himmelangst, aber er bleibt im allertollsten Depeschensbombardement ruhig und kühl, seines Sieges gewiß. Ein höchst merkwürdiger Mann in seiner Art.«

»Ist Herr Otto Feinberg sein Kompagnon?«

»Nein, nicht sein Kompagnon; Ignaz Feinberg leidet niemand in einem so nahen geschäftlichen Verhältnisse neben sich und läßt sich selbst von seinem Bruder nicht in die Bücher sehen. Aber er ist seine rechte Hand, wie ich seine linke bin. Bei allen großen Unternehmungen schickt er ihn vor, die Wege auszukundschaften – er selbst rührt sich nicht aus seinem Comptoir; dafür hat er dann hinterher seinen Antheil ohne großes Risiko. Ein geschickter Mann, der Otto Feinberg, ein geschickter Mann, aber kein guter Gesellschafter; so einer von den Menschen, wissen Sie, die essen, wenn sie hungrig sind, und trinken, wenn sie durstig sind. Es ist eine Sünde, ihm ein Glas feinen Rheinwein oder eine Schüssel mit Austern vorzusetzen; das einzige, was er zu würdigen weiß, ist eine gute Cigarre.«

»Warum nannten Sie sich seines Bruders linke Hand?«

»Ja sehen Sie, mich braucht er wieder in anderer Weise. Das Haus Amberger ist eines der ältesten in der Stadt und mithin angesehen. So eine alte Kundschaft gilt etwas, sogar in der Kaufmannswelt; sie vererbt sich vom Vater auf den Sohn und Enkel, und *ein* Menschenleben, auch das kräftigste, reicht nicht aus, sie zu schaffen. Wer wußte vor dreißig Jahren etwas von Ignaz Feinberg? Aber vor fünfhundert schwammen schon die Schiffe der Amberger auf der Ost- und Nordsee. Feinberg braucht, so reich er ist, auch heute oft noch die Deckung durch einen guten Namen, und dazu steht ihm der meinige an. Wir machen also gemeinsame Geschäfte, und ich möchte schlecht meinen Vortheil kennen, wenn ich mich weigern wollte, mit ihm so weit hineinzugehen, als er mich mitnimmt. Auf seinen Rath habe ich den alten Waarenhandel, bei dem nicht mehr viel zu verdienen ist, mehr und mehr eingeschränkt und auf die Vermittelung des Geldverkehrs das Hauptgewicht gelegt. Ich bringe durch meine Wechsel mit Leichtigkeit einen Theil der Mittel auf, die seine großartigen Spekulationen erfordern, und schließe dabei schon seit Jahren glänzend ab. Mein Vater würde verwunderte Augen machen, wenn er jetzt in unsere Bücher sehen könnte!« Er steckte dabei die Hände in die Taschen, lehnte den Oberkörper weit zurück in die Sophaecke und lachte verschmitzt.

»Aber eine solche Verbindung setzt ein unbegrenztes persönliches Vertrauen voraus,« bemerkte der Professor, »wenn sie nicht sehr beängstigend sein soll.«

»Freilich, freilich!« bestätigte Amberger, und seine Augen zwinkerten noch schlauer. »Aber ich habe ihn am Bande, Verehrtester. Ich möchte keinem rathen, mit ihm so weit zu gehen, der nicht sein Schwiegersohn zu werden gedenkt. Für wen arbeitet und schafft er, als für seine einzige Tochter? Und – nun, Sie wissen ja, Sidonie ist meine Braut.«

Mit so viel Zuversicht diese Worte auch gesprochen waren, auf Schönrade verfehlten sie den besten Theil der beabsichtigten Wirkung. Er mußte sich erinnern, was er gestern von Sidonie selbst gehört hatte, und wie sie sich's nur von einem Machtspruche ihrer Laune abhängig dachte, ob Moritz sich einbilden dürfe, die Rechte eines Bräutigams zu haben oder nicht. Fand sie es eines Tages spaßhaft genug, den Faden zu durchschneiden, an dem diese Fliege zappelte, so hatte er freilich seine Freiheit wieder, aber auch das andere Band war zerrissen, an dem die wichtigsten Existenzbedingungen hingen, und es konnte ein Fall die Folge sein.

Der glückliche Bräutigam ließ ihm keine Zeit, diese Gedankenreihe zum Schluß zu bringen. Er zog die Uhr aus der Tasche, hielt sie mechanisch gegen das Ohr, obgleich er an ihrem richtigen Gange zu zweifeln nicht die mindeste Veranlassung hatte, und bemerkte: »Es wird Zeit sein. Darf ich Ihnen den Weg zeigen? Kommen wir eine Viertelstunde zu früh, so ernte ich einen schönen

Dank. Sidonie interessirt sich ungeheuer für Sie, aber sorgen Sie gefälligst dafür, daß Ihnen der Stoff nicht ausgeht: Sidonie konsumirt erstaunlich viel davon in unglaublich kurzer Zeit. Ich lache manchmal meine Mutter aus, wenn sie in wenigen Stunden wieder einen neuen Roman durchgelesen hat, aber ihr Verbrauch an Leihbibliotheksbüchern ist doch unbedeutend gegen Sidoniens Verbrauch von Unterhaltungsstoff. Richten Sie sich ökonomisch ein, bester Herr Professor; auch ein mehrfacher Millionär kann sich da ausgeben.«

Schönrade zog ein frisches Paar Handschuhe aus der Reisetasche und lächelte dabei vor sich hin. Wollte Moritz ihm andeuten, daß sein schnelles Glück bei der jungen Dame auf sehr schwankem Boden stand? Regte sich doch bei ihm etwas wie Eifersucht, oder plauderte er ganz harmlos aus der Schule? Jedenfalls konnte er ihn mit dem besten Wissen beruhigen. »Es würde mir leid thun,« sagte er, »wenn von mir irgend eine virtuose Leistung erwartet werden sollte. Ich pflege der ledernste Geselle zu sein, sobald ich mich aufspielen soll. Zum Glücke hängt für mich nicht Sein oder Nichtsein daran, wenn ich schon nach dem ersten verfehlten Versuche in Ungnade falle.«

»Da Sie, wie ich höre, sehr bald abreisen,« scherzte der junge Kaufmann, kann es Ihnen dabei unter allen Umständen nicht so schlecht gehen wie den Herren von Otten und Oschersdorf und Konsorten, die jetzt den Kometenschweif bilden, nachdem sie sich einen Tag lang Sterne erster Größe dünken durften.«

Der Professor sah ihm aufmerksam ins Gesicht; dieser junge Herr führte seine zweifelhafte Sache gar nicht so übel.

Das Feinbergsche Haus hielt, was seine Bewohnerinnen davon versprochen hatten. Es war ein merkwürdiger Bau, der mit bestem Geschmacke mehr im Inneren als im Aeußeren nach der Straßenseite hin den modernen Bedürfnissen gemäß umgestaltet war. Er hatte sich früher an die Stadtmauer und links an einen in den Garten vorspringenden Thurm gestützt; nun war die Mauer längst abgebrochen oder in den Graben gestürzt, das Terrain aber zum Hause gezogen, das nun aus den gewaltigen Fundamenten einen Anbau leichtesten und luftigsten Styls, hauptsächlich von Eisen und Glas, erhalten konnte, an den sich der terrassirte und durch eine kostbare Orangerie geschmückte Garten anlehnte.

In dem oberen Geschosse dieses Anbaues befand sich ein großer Saal, dessen den Zugängen gegenüber liegende breite Seite fast nur ein einziges Fenster schien, und von welchem eine zierliche Treppe erst zu einem tieferen Balkon unter dem alten Thurme und dann in einem zweiten Absatze zum Garten hinabführte. In diesem Saale war gedeckt; Schönrade könnte sich nicht erinnern, schon je eine so freundliche Tafel gesehen zu haben, und sprach seine Anerkennung der Dame vom Hause aus, die

schon auf einen Ausbruch des Entzückens zu warten schien. »Nicht wahr,« sagte sie, »das hat unser Baumeister gut gemacht? Wenn man sich hierher stellt und den Blick auf die Glaswand richtet – ich bitte, hierher, Herr Professor – könnte man sich einbilden, die reine Natur zu sehen. Jede Scheibe ist elf Fuß hoch, und sie sind so gut zusammengepaßt, daß man die Verbindungen kaum bemerkt. Die schmalen Goldleisten stellen die zierlichen Stützen eines Zeltens vor und dem entsprechend ist denn auch die Decke zeltartig drapirt. Ja, es läßt sich schon etwas zu Stande bringen, wenn die Mittel unbeschränkt zur Verfügung gestellt werden.«

Sidonie hatte dem Professor zum Willkomm wie einem alten Bekannten die Hand gereicht. Sie trug ein leichtes Sommerkleid von feinstem Stoffe, fast nur aus Spitzen bestehend, und einen Schmuck von großen Perlen, den Hals tief entblößt. Mit dieser luftigen Kleidung kontrastirte doch sehr merklich das etwas robuste Gesicht mit der starken Nase, den energischen Augenbrauen und dem strengen Munde, der beim Lachen eine Doppelreihe blendend weißer, aber etwas zu großer Zähne zeigte. Für schön hatte Schönrade sie auch gestern nicht gehalten, aber in der männlicheren Tracht des hohen dunklen Reitkleides und des schwarzen Hutes war sie ihm angenehmer und jedenfalls interessanter erschienen. Nur die Augen hatten denselben fast stechenden Glanz und hefteten sich zudringlich auf den Gegenstand, der ihre Aufmerksamkeit erregte, wie ihm dies schon beim ersten Begegnen aufgefallen war. Es gehörte viel Dreistigkeit

oder Unbefangenheit dazu, ihre Blitze zu pariren. »Wissen Sie, daß ich die ganze Nacht auf dem Wasser herumgeschwommen bin?« flüsterte sie ihm zu. »Im Traume natürlich. Ich sah den Mond über dem Nebel aufgehen und wir sangen zusammen das deutsche Nationallied: ›Ich weiß nicht, was soll es bedeuten‹ – singen Sie überhaupt in wachem Zustande? Und dann erhob sich plötzlich ein Sturm, viel zu groß für den Seehausener Mühlenteich, und warf das Boot um. Ich hatte aber gar keine Angst und war nur furchtbar neugierig, ob Sie mich retten würden. Und richtig, sie retteten mich, aber sehr komisch; nachdem Sie sich nämlich mit aller Ruhe Glacéhandschuhe aufgezogen hatten.«

»Ich wußte ja, daß sie vortrefflich schwimmen konnten, mein Fräulein,« antwortete er schalkhaft, »hatte also nur die Pflichten der Galanterie zu erfüllen und glaubte darin nicht gewissenhaft genug sein zu können.«

Moritz klatschte in die Hände und rief: »Bravo, bravo! Das nenne ich einen Cavalier!«

»Abscheulich!« verwies sie schmollend und den Fächer laut zusammen klappend. »So sieht unsere moderne Romantik aus.« Das Gespräch ging in diesem Tone weiter.

Ignaz Feinberg saß auf einem Rollstuhle, die Knie unter einer warmen Decke, und durchblätterte wieder Zeitungen. Er allein hatte zum Empfange des Gastes nicht Toilette gemacht, sondern war in dem grauen Rocke erschienen, den er in seiner Comptoirstube und gestern bei der Fahrt getragen hatte, und auf dessen linken Aermel oft genug die Feder abgestrichen sein mußte. Er faltete

von Zeit zu Zeit ein Blatt zusammen, so daß irgend eine wichtige Notiz die Mitte der abgegrenzten Fläche einnahm, und reichte es so Moritz Amberger oder seinem Bruder zu, je nachdem der eine oder der andere sich zufällig in seiner Nähe befand, immer schweigsam und ohne den Gesichtsausdruck erheblich zu verändern. Es folgte dann von der anderen ein lakonisches ›hm, hm!‹ ›so, so!‹ ›also doch!‹ ›nicht übel!‹ und dergleichen, mitunter von so zweifelhafter Färbung, daß man fragen konnte, ob die Pointe verstanden sei. Ignaz Feinberg setzte sich aus solchen Mosaikstückchen ein Bild von der Weltlage dieses gegenwärtigen Tages zusammen, und es hing vielleicht wesentlich von dem größeren oder geringeren Gefallen desselben ab, ob ihm das Essen schmecken würde oder nicht.

Die beiden Offiziere von gestern waren gleichfalls eingeladen. Sidonie raunte, als sie geräuschvoll eintraten, dem Professor zu: »Des Gegensatzes wegen! Und meine Mutter liebt Uniformen.« Man hatte ihm aber auch die besondere Aufmerksamkeit bewiesen, den alten Dr. Sperling, Oberlehrer an der höheren Realschule und seit langen Jahren Stadtarchivar, zur Tafel zu ziehen, einen Mann, der nach Annahme der Wirthe auf Fragen über Raritäten, wie sie den Fremden interessiren könnten, am besten müßte antworten können. Er war ein Graukopf mit einem Gesichte wie aus Holz geschnitten, etwas eckig in seinen Bewegungen und augenscheinlich nicht recht zu Hause in dem engen schwarzen Fracke, den er zur Ehre des Tages angelegt hatte; übrigens aber bei aller

Höflichkeit frei in seinem Benehmen und sicher in seinem Auftreten. Man behandelte ihn dementsprechend sehr zuvorkommend.

Schönrade hatte den Platz zwischen Mutter und Tochter angewiesen bekommen. Ignaz Feinberg saß neben seiner Frau, Moritz Amberger neben seiner Braut, die vier Herren besetzten die Rückseite des Tisches. »Wir haben möglichst für bunte Reihe gesorgt,« bemerkte Madame Feinberg, auf die durch den Frack des alten Archivars geschiedenen Uniformen deutend.

»Ich freue mich, keine Dame zu sein,« ließ sich derselbe in seiner etwas langsamen Weise vernehmen; »ich würde sonst zwischen zwei so anziehenden Tischnachbarn schwerlich zum Speisen kommen.« Der Witz wurde allseitig gut aufgenommen, selbst Ignaz Feinberg lachte in seinen Suppenteller hinein.

Er, der eigentliche Gastgeber selbst, genoß übrigens von den exquisit feinen Gerichten, die in raschem Fluge aufgetragen wurden, zur Verwunderung des Professors nichts, sondern erhielt seine eigene sehr einfache Kost, wozu er ein Glas Rothwein schlürfte. Seine Frau fand es nöthig, den Kommentar dazu zu geben. »Mein lieber Mann fürchtet, durch jede Unregelmäßigkeit in der Lebensweise seine Gesundheit zu stören,« sagte sie, »und hofft dabei auf die Nachsicht der Gäste.«

»Es ist nicht der Gesundheit wegen,« verbesserte er, »sondern ich esse eben am liebsten, was mir nach alter Gewohnheit schmeckt, und ich denke, in seinem Hause müsse man sich diesen Luxus erlauben dürfen.«

Schönrade stimmte bei, und Sidonie, die heraus fühlte, wie sehr ihm diese allernatürlichste Rücksichtslosigkeit zusagte, fügte hinzu: »Papa ist überhaupt darin ein sehr merkwürdiger Mensch; wenn wir ein Feenschloß hierherzaubern könnten, er würde nichts dagegen haben; aber seine Comptoirstube müßte bleiben, wie sie gewesen ist. Es wäre leichter, ihm einen Wechsel über hunderttausend Thaler, als die Genehmigung abzulisten, den defekten Roßhaarbezug auf seinem Sopha oder die gänzlich ausgebleichene Decke auf seinem Tische ergänzen zu lassen. Er liebt für seine Person das Einfache.«

Der Banquier verzog den Mund zu einem spöttischen Lachen. »Die Erklärung wäre zu künstlich,« sagte er abweisend, »die Sache ist die: ich bin abergläubisch wie ein Schauspieler. Auf jenem alten Sopha und an jenem alten Tische habe ich mich zu einem respektablen Mann gearbeitet, der mit aller Gemüthsruhe Frau und Tochter zaubern lassen kann, wie's ihnen Spaß macht; wer weiß, ob ich auf Plüsch und Springfedern so weich sitzen würde.«

Frau Feinberg fand diese Antwort nicht nach ihrem Sinne. Der Professor aber half nach, indem er äußerte: »Warum wollen Sie das einen Aberglauben nennen? Es ist etwas dabei, daß wir in unserer Geistesthätigkeit von der gewohnten Umgebung nicht unabhängig und oft rechte Sklaven von Kleinigkeiten sind. Eine neue Tapete in meiner Studirstube könnte mich für Tage und Wochen unfähig machen, mit der sonstigen Aufmerksamkeit in mein Buch oder auf meine Schreibmappe zu sehen. Wenn sich

aber der Kaufmann verrechnet, läßt sich der Fehler sicher nicht so leicht redressiren, als wenn der Gelehrte sich einmal verschreibt.«

»Ein falsches Kommando kann ein ganzes Regiment in Unordnung bringen.« bestätigte Herr von Otten, und Herr von Oschersdorf bemerkte, sich wohlgefällig mit der Damastserviette den Schnurrbart wischend und seine Schale Sekt schlürfend: »Ich kann nicht sagen; ich lese mein Romanchen auf dem einen Sopha so gern, als auf dem andern, vorausgesetzt, daß er nicht langweilig ist.«

»Wie kann man überhaupt Romane lesen?« fragte der Archivar, und es war damit ein anderes Thema gegeben, das den nächsten Gang überdauerte.

Zwei Stille gab es am Tische: Moritz Amberger und Otto Feinberg. Der erstere erhielt von der Unterhaltung, die seine Braut lebhaft mit Professor Schönrade führte, kaum den kleinsten Brocken ab. Nachdem er mehrmals den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich einzumischen, zog er sich ärgerlich in sich selbst zurück und war nur noch Kaumaschine. Otto Feinberg beobachtete überhaupt gegen den Professor eine sehr reservirte Haltung. Es wollte ihm nicht in den Kopf, daß derselbe sich nur Vergnügens halber in der Stadt umthue, es war ihm von einer gewissen Bedeutung, daß er ihn im Wieselschen Hause getroffen hatte, und daß er dann hier nirgends als im Ambergerschen Hause eine Visite abstattete. Er kombinirte und das Resultat gefiel ihm wenig, wenn es auch noch nicht ganz durchsichtig war. Jedenfalls meinte er, sich so fremd halten zu müssen, daß er jederzeit gegen

ihn beliebige Stellung nehmen könnte. Schönrade hatte keinen Grund, sich ihm aufzudrängen.

»Was ist das für ein wunderliches Gebäude?« fragte er, durch die Glaswand ausschauend, »das da nach dem Hügel links? Mein Auge reicht nicht weit genug, um diese architektonische Hieroglyphe zu entziffern.«

Dr. Sperling räusperte sich; das war Wasser auf die Mühle des Archivars. »Es ist die Ruine *Höneburg*, mein Herr Professor,« erklärte er, »ehemals ein sehr mächtiger Bau, und als solcher noch in seinen Grundmauern zu erkennen. Was da noch steht, ist nichts als ein kleiner Theil des alten Haupthauses und der Rest des Wachtthurms, der sich einmal einhundertdreißig Fuß rheinländisch über die Kuppe des Berges erhob, der dort den Fluß beherrscht.«

»Warum nicht hundertvierundzwanzig Fuß?« fragte Sidonie ein wenig spitz.

»Einhundertdreißig Fuß, meine Gnädige,« versicherte der alte Mann mit großem Ernste. »Wir bewahren im Archiv die Urkunde darüber auf, wie die Burg zum ersten Male von der Stadt gebrochen wurde, nachdem *anno* 1478 der Freiherr Botho von Höneburg von den reisigen Bürgern gefangen eingebracht war. Da steht es zu lesen, und seitdem ist der Thurm nie mehr zur früheren Höhe aufgebaut, obschon die Stadt von den späteren Freiherren noch viel auszustehen hatte. Sie müssen wissen, daß die Höneburg ihren Namen davon hat, weil sie ein Hohn der Stadt sein sollte, und daß unter derselben eine eiserne Kette über den Fluß gespannt war, die

nur gegen schweren Zoll gehoben wurde und uns in Fehdezeiten gänzlich die Zufuhr von der Landseite sperren konnte. Es war eine schlimme Situation. Da haben die Amberger mit den andern oft genug ausrücken müssen.«

»Das wäre nichts für Dich, Moritz,« hänselte Sidonie.

»Wofür hätten wir denn unser tapferes Kriegsbeer?« antwortete er, schlau zu den Offizieren hinüber blinzeln, »wenn wir Banquiers Schwert und Harnisch tragen müßten?«

»Die Fehden zwischen der Stadt und der Höneburg ziehen sich durch Jahrhunderte,« fuhr der belesene Archivar fort, »und so eigentlich haben sie nie ganz aufgehört. Die Kette hängt freilich schon lange in unserm Rathhaussaale, und die Waffen klirren seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr auf dem Anger vor der Stadt. Nicht weit von hier ist das Thor, durch das gewöhnlich die Ausfälle erfolgten, man nennt's von Alters her das grüne Thor, weil es den Freiherren zum Aerger grün angestrichen wurde, und mancherlei Inschriften darauf geben Kunde von den Kämpfen auf der Brücke davor und jenseits des Grabens. Aber die Thorflügel sind längst ausgehoben und das eiserne Fallgatter fortgeschafft, man stritt später mit andern Waffen. Die Freiherren kamen in Vermögensverfall, borgten bei der Stadt, konnten nicht zahlen und mußten Hufe nach Hufe von den großen Burgländereien verpfänden. Da gab es dann hinterher Prozesse über Prozesse und kostspielige Exekutionen und allerhand Schabernack hüben und drüben, bis die Freiherren im Hof- und Militärdienste ganz verarmten und nur noch die Ruinen und

die Sandscholle zwischen Stadtanger und Fluß behielten, um die sie niemand beneidete. Gleichwohl konnten sie die alten Nicken nicht lassen und huben noch bis in die letzte Zeit mit den Bürgern Händel an; es sind schwerlich mehr als dreißig Jahre, daß wir völlige Ruhe vor ihnen haben.«

»Leben noch Nachkommen?« fragte der Professor nicht ohne Theilnahme.

»Der letzte Freiherr von Höneburg, den wir hier gesehen haben, war ein sehr flotter Offizier,« erzählte Dr. Sperling, die Achsel zuckend. »Er hatte eine Affaire mit einer Tochter oder Pflgetochter des sehr ehrenwerthen Kaufmanns und Patriziers Egidius Köstling, dessen Haus und Garten Sie neben dem grünen Thore sehen, und gab seiner Zeit viel Aergerniß. Doch, das ist eine lange Geschichte.«

Man forderte ihn nicht auf, sie zu erzählen. Inzwischen war das Eis herumgereicht und verspeist. Herr von Otten hielt Sidonie einen Knallbonbon über den Tisch hin und rief: »Vergegenwärtigen wir uns die Fehden mit der Höneburg recht lebhaft, indem wir den erforderlichen Kriegslärm loslassen.« Der Vorschlag fand Beifall; es knallte bald lustig um den ganzen Tisch herum. Endlich hob die Wirthin die Tafel im ärgsten Feuer auf.

Die Gesellschaft theilte sich nun. Der Hausherr ging auf seinen Rollstuhl zurück und vertiefte sich wieder in

seine Zeitungen. Otto Feinberg bot Cigarren an und führte die Offiziere in den Garten hinab, nachdem er Sidonien im Vorübergehen zugeflüstert hatte: »Sei vorsichtig, Kind!« Madame Feinberg bestellte den Kaffee auf den Balkon unter dem Thurm, hielt Moritz, der ihr die Hand zu küssen kam, bei sich fest und beschäftigte auch den Archivar. Sidonie promenirte an der Seite des Professors durch den Saal.

»Sie haben noch nichts von dem alten Hause gesehen,« sagte sie so laut, daß sie überall verstanden werden konnte, »und doch verdient es mehr als dieser Umbau Ihre Aufmerksamkeit. Kommen Sie, ich will Sie durch die Räume führen.«

Sie legte ihren Arm in den seinigen und dirigierte ihn durch eine offene Flügelthüre in das anstoßende Zimmer, dann durch ein langes nur vom Hofe her matt erleuchtetes Kabinet in eine Reihe von Gemächern, deren Fenster auf die Straße und auf das schmale Thurmgäßchen hinaus schauten. Die Einrichtung war überall die reichste, doch nicht durch besondere Originalität ausgezeichnet. Die junge Dame hielt sich auch nicht dabei auf. »Meiner Mutter Geschmack,« warf sie gelegentlich hin. Endlich gelangten sie zu einer überaus reizend mit Vorhängen und lebenden Blumen geschmückten Treppe von sechs oder acht Stufen, die anscheinend durch eine sehr starke Mauer führte; in zwei halbrunden Nischen zu beiden Seiten standen Statuen. »Hier beginnt mein Tuskulum,« sagte Sidonie, löste ihren Arm und ließ ihn vorangehen.

Man betrat einige größere und kleinere Gemächer, die sämtlich gegen die soeben durchwanderten etwas erhöht waren, gewölbte Decken hatten und ihr Licht durch Bogenfenster erhielten, zu denen tiefe Mauergänge führten. Die junge Dame ließ ihren Gast an eins der nächsten treten und hinausschauen; er hatte unter sich den Balkon, auf welchem so eben der Kaffeetisch servirt würde, seitwärts die Glaswand des Vorbaues und gerade aus die Fernsicht über den Graben und die Feldmark jenseits. Er wußte nun, daß er sich in dem alten grauen Thurme befand, der geschickt zum Hause gezogen war. »Hier sehen Sie meinen Salon,« erklärte sie, »hier meine Bibliothek und Lesehalle, hier mein Atelier, hier eine kleine Waffensammlung.« Sie hob bei den letzten Worten einen Vorhang von einer tiefen kammerartigen Nische, in welcher außer einigen alten Schilden, Schwertern und Armbrüsten auch Pistolen mit sehr reicher Silber- und Elfenbeinverzierung hingen.

»Sie sind auch Pistolenschützin?« fragte Schönrade lächelnd.

»Jede meiner Thorheiten hat ihre Zeit gehabt,« antwortete sie, »und diese ist schon ziemlich lange aus der Mode.«

Der Professor nahm die Ausstattung dieser Zimmer in Augenschein, mehr wie jemand, der aus Höflichkeit, als der aus Neugierde besieht. Auch ein flüchtiger Ueberblick konnte ihn überzeugen, daß es sich mehr um eine hübsche Dekoration, als um den ernstlichen Gebrauch der

hier postirten Gegenstände handelte. Die Bibliothek zeigte Reihen der prächtigsten Goldschnittbände, alle so neu und glatt als ob sie eben vom Buchbinder gekommen wären. Das kleine Atelier hätte einen Maler entzücken können und enthielt alles, was ein solcher brauchte; sogar die große Gliederpuppe mit einer faltigen Draperie von Wollenzeug über einer etwas gewagten und auf die Dauer nur für eiserne Gelenke möglichen Stellung fehlte nicht, aber die Staffelei sah aus, als ob überhaupt nur das eine halbfertige Bild darauf gestanden hätte, das wahrscheinlich auch mit anderen Pinseln gemalt war, als die in aller Sauberkeit aus der Daumenöffnung der Palette hervorschauten. Schönrade wagte nicht zu fragen, ob sie auch Malerin sei. Sidonie hob von einem Mahagonigestelle eine Mappe auf den Tisch vor der Chaiselongue, schlug sie auf und fragte, zum Sitzen einladend: »Besehen Sie gern Stahlstiche? Es sind darunter einige seltene Blätter, wenn wir unserm Hoflieferanten glauben dürfen.«

Er nahm Platz und ließ einige Stiche durch seine Hand gehen. »Ich bin nicht Kenner,« sagte er, flüchtig die Bildwerke überschauend.

»Ich auch nicht,« antwortete sie mit affektirter Aufrichtigkeit, »aber ich kann über einzelne wichtigere Stücke Auskunft geben, wie ein Papagei, der sein Verslein gelernt hat; dies zum Beispiel –« Sie rückte ihm ganz nahe, lehnte sich über seinen Arm, der das Blatt hielt, und machte auf die Strichführung bei einer Kleopatra aufmerksam.

Es wurde ihm mehr und mehr peinlich, hier mit Sidonie allein zu bleiben; es würde ihm noch peinlicher gewesen sein, wenn einer von den Angehörigen oder Gästen sie überrascht hätte. Er sah immer flüchtiger auf die Blätter, die sie ihm zuschob und lüftete zuletzt nur den Stapel an der einen und anderen Stelle, um anzudeuten, daß es unmöglich sein würde, die ganze Sammlung in Augenschein zu nehmen. Sidonie stand auf, zog eine Schieblade aus dem Schränkchen seitwärts und stellte sie auf den Tisch. Es befand sich darin eine Kollektion von Mineralien, zierlich geordnet, wie man sie kaufen kann. »Das schlägt in Ihr Fach,« sagte sie, sich wieder zu ihm setzend, »und möchte Sie mehr interessiren.« Darin irrte sie freilich; gerade in seiner Wissenschaft war ihm jede dilettantische Schaustellung zuwider. Aber sie erreichte ihren Zweck, ihn hinzuhalten.

»Ist es denn wahr, daß Sie uns morgen schon verlassen wollen?« fragte sie, während er die einzelnen Kästchen heraushob und aus Gefälligkeit besichtigte.

»Sehr wahrscheinlich, mein Fräulein.«

»Also möglicherweise auch nicht?«

»Meine Geschäfte werden sich noch heute beenden lassen.«

»Legen Sie noch einige Tage zu, Herr Professor. Ich verspreche Ihnen eine Dampfbootfahrt flußabwärts, die Ihnen Vergnügen bereiten soll.«

»Sie sind die Güte selbst, aber ich darf meine Arbeiten nicht so lange unterbrechen.«

»Das sind Ausreden. Gestehen Sie, es gefällt Ihnen nicht sonderlich bei uns.«

»Oh! da müßte ich sehr übermüthig sein.«

Sie sah ihn zweifelnd von der Seite an. »Es gefällt mir selbst hier wenig, unter uns gesagt. Ich möchte nach Berlin, wenn auch nicht gerade, wie meine künftige Schwägerin, zu Kommerzienrath Wiesel, dessen Frau eine Närrin ist.«

Die Erwähnung Käthchens verursachte ihm eine unangenehme Empfindung, er lenkte sofort ab. »Wie kann man hübscher und bequemer wohnen, als in diesem mit allem erdenklichen Komfort ausgestatteten Hause?«

Sidonie seufzte. »Glauben Sie mir, es wird in kurzem sehr langweilig. Das Einrichten macht Spaß; ist's fertig, so bleibt höchstens noch das Vergnügen, andern zu zeigen, was man selbst längst satt hat.«

»Sie schätzen doch wohl die Gunst des Schicksals zu gering, mein Fräulein, das Ihnen vergönnt, sich mit den Mitteln des Reichthums eine Umgebung ganz nach Ihren Wünschen zu schaffen. Sie wissen eben nicht, was entbehren heißt!«

Ein noch tieferer Seufzer. »Ich weiß nicht, was entbehren heißt! Ach, wie wenig kennen Sie mich, Herr Professor! An diesen Tand, wie nichtig und kaum einer flüchtigen Spielerei werth erscheint er mir oft! Ich weiß, daß ich glücklicher wäre, wenn die Armuth, in der ich geboren bin, mich durchs Leben begleitet hätte. Ich würde

nicht eingebüßt haben, was ich jetzt so oft sehnlichst vermisse und ich mir doch nicht geben kann: die Sorge ums Dasein.«

Es war dies wieder der elegische Ton, der ihn schon bei der Kahnfahrt stutzig gemacht hatte. Er schien nicht gänzlich angelernt zu sein, weil er nicht bloße Trivialitäten herausbrachte, sondern manchmal für sich Sprachlaute fand, die aus einer in ihrer Lage möglichen Mißstimmung hervorgewachsen sein konnten. Wäre sein Herz frei gewesen, er hätte sie vielleicht in solchen Momenten ernstlich bemitleidet, und es wäre damit ein Anknüpfungspunkt gewonnen gewesen, an dem sie ihn auch bei einem Wechsel der Laune hätte halten können. Nun beängstigten diese Sprünge auf ein Gebiet, das ihrem geistigen Wesen so fernabliegend schien, den zu jeder anderen Zeit und in jeder anderen Situation so selbstbewußten und sicheren Mann unglaublich, als ob sie unternommen wären, ihm, dem vorsichtig Fliehenden, um so schneller nachzueilen.

»Man hat es billig,« entgegnete er schärfer, als er beabsichtigte, »sich nach dem als nach einem Glücke zu sehen, was Millionen als das Hinderniß jeder menschenwürdigen Existenz verwünschen, wenn man sicher ist, sein Leben lang davon verschont zu bleiben.«

Sie stützte den Ellenbogen aus und sah ihn mit den merkwürdigen Augen sehr ernst an. »Sie mögen recht haben,« sagte sie, »man hat es wirklich billig. Aber was folgt daraus? Etwa, daß diese billige Sehnsucht deshalb

auch weniger schmerzlich ist? Denken Sie sich das Un-erfüllbarste und darum Verrückteste, daß ein Mädchen wünschte, ein Mann zu sein; kommt es nicht allein auf die das Gemüth ergreifende Gewalt dieses Wunsches an, wie unglücklich er das arme Geschöpf machen soll, das in den Augen der Leute vielleicht den besten Grund hätte, sich vor vielen Tausenden glücklich zu fühlen?»

»So ist es, bestätigte er, ein Stückchen Quarz aufnehmend und während des Hin- und Herdrehens zwischen den Fingern unverwandt anblickend.

»Ich möchte ein Mann sein!« rief sie lebhafter. Lachen Sie doch – ich habe schon ernstlich daran gedacht, ob es nicht lohnte, wenigstens das zu scheinen, was ich nun doch einmal nicht sein kann. Ich hätte studirt, das Leben in allen seinen Tiefen erforscht, große Reisen unternommen! Ha, ha, ha! man hat es billig, dergleichen zu träumen, nicht wahr? Wissen Sie, daß ich mir's bis ins einzelne schon ausgemalt hatte, wie ich's anstellen wollte, mir die nöthige Freiheit zu schaffen? Ich beging die tollsten Tollheiten, verfeindete mich mit meinen Eltern, brachte die Gesellschaft gegen mich in Harnisch, machte mich als Mädchen unmöglich, da mußte man mich am Ende wohl meine Wege gehen lassen. Oder doch nicht? Ach, Sie wissen nicht, was es heißt, das einzige Kind reicher Eltern zu sein.«

Er bröckelte kleine Stücke von dem Steine und warf sie ins Kästchen. »Verzeihen Sie,« sagte er, durch die Uebertreibung nüchterner gestimmt, »das sind gefährliche Grillen.«

»Ich wünsche, ich fände jemand, der sie verscheuchte,« sprach sie, die Augen senkend, vor sich hin, »vielleicht suchte ich das Ideal nicht mehr in mir, wenn ich es außer mir verkörpert entdeckt hätte. Ich glaube, einer Hingebung fähig zu sein –« Sie brach plötzlich ab, nahm ihm den Quarz aus den Händen, warf ihn in den Kasten und sagte in ganz verändertem Tone: »Warum spielen Sie doch mit dem dummen Steine? Es stört mich.« Er schreckte aus Gedanken auf und sah sie überrascht an wie ein Kind, das man auf einer Unart ertappt. Es that ihr leid, sie griff wieder in den Kasten, raffte so viel Steine auf, als ihre Hand fassen konnte, legte sie hastig in die seinige und bedrückte sie mit ihren beiden Händen. »Da spielen Sie, so viel Sie wollen.« rief sie, »aber hören Sie mir zu!«

Der Professor wollte etwas erwidern; in diesem Augenblicke hob Moritz Amberger die Portiere zurück und trat schnell an den Tisch. Er zeigte ein finsternes Gesicht und sagte geärgert: »Die Mama läßt fragen, ob sie den Kaffee hinaufschicken soll, er möchte eiskalt werden, bis die Herrschaften sich auf dem Balkon einzufinden belieben.«

»Das hat die Mama nicht fragen lassen,« herrschte Sidonie ihn an, indem sie aufstand und ihm einen wüthenden Blick zuwarf.

»Nun, so frage ich's selbst,« entgegnete er aufgeregt. »Es wäre mir lieb, wenn Du den verehrten Herrn Professor auch der übrigen Gesellschaft gönnen wolltest.«

»Und mir wär's lieb,« rief sie zornig, »wenn Du diese Räume, in denen ich gebiete, künftig nicht unangemeldet betreten möchtest.«

Das gutmüthige Gesicht verlor den letzten Rest seiner sonst so frischen Farben und wurde kreidebleich. »Das mir –« stammelte er, »in eines Fremden Gegenwart!«

Sidonie schien zu fürchten, zu weit gegangen zu sein. »Der Herr Professor ist kein Fremder, sondern ein Freund,« sagte sie gelassener mit einem sie besorgten Blick auf dessen sich sehr ernst abwendendes Gesicht.

»So erlauben Sie, daß ich als solcher eintrete,« nahm er das Wort, »und bitte Sie, mir, Arm in Arm, wie es einem ehrbaren Brautpaare geziemt, zum Kaffee voranzuleuchten. Ich finde den Weg nicht.«

Sie überlegte einen Moment und reichte Moritz dann laut auflachend die Hand. »Wie er dasteht!« rief sie, dabei anscheinend wieder in bester Laune, »wie ein armer Sünder, der ein Gnadengesuch eingereicht hat. Muth, Muth! ich verzeihe huldreichst.« Sie nahm seinen Arm. Auf der kleinen Treppe wandte sie den Kopf zurück und nickte dem Professor zu: »Sie wünschen es.«

Dieses etwas hastige und unschickliche Dazwischentreten war die Folge eines Gesprächs, das Otto Feinberg mit Moritz ganz im Stillen gepflogen hatte. Er machte ihn auf das lange Ausbleiben der beiden aufmerksam und ließ merken, daß dem Professor nicht zu trauen sei. Leichte Sticheleien der Offiziere vermehrten seinen Aerger, und so vergaß er die Rolle, die er noch bei der Gegenvisite im Hotel mit so viel Glück gespielt hatte, und

gab Anlaß zu einem Wortwechsel, bei dem er, wie er sich hätte vorher sagen können, den Kürzern ziehen mußte. Führte er nun auch seine Braut zur Gesellschaft zurück, so fühlte er doch nur zu gut, daß er nicht der Sieger war. Aeüßerlich freilich war den beteiligten Personen nicht anzusehen, was im Thurmzimmer vorgegangen war. Sidonie scherzte munter über die Besorgniß, daß kalter Kaffee sie zu schön machen könne; Schönrade rühmte zu großem Behagen der Mama die brillante Einrichtung, und Moritz schilderte, wie er den Professor in Sidoniens Mineraliensammlung vertieft gefunden hätte. Sobald sich die Gelegenheit dazu bot, flüsterte dieser ihm zu: »Kann ich Sie demnächst eine Viertelstunde allein sprechen? Ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen.« Amberger betrachtete ihn etwas verwundert und bei sich mit Blitzesschnelle herumrathend, worauf sich dieselben etwa beziehen könnten. Dann sagte er möglichst heroisch, als ob es sich um die Verabredungen zu einem Duelle handelte: »Ich stehe zu Diensten, mein Herr.« Es konnte fast scheinen, daß der Professor demselben Gedanken folgte, indem er antwortete: »Bestimmen Sie gefälligst den Ort,« nur daß sich in seinem Gesichte keine Spur von Feindseligkeit aussprach, was allerdings Maske sein konnte.

Man promenirte noch eine Weile durch den Garten, dann empfahlen sich die Gäste. »Ich sehe Sie nicht zum letzten Male,« prophezeite Sidonie zuversichtlich, indem sie sehr lebhaft mit den Augen gestikulirte. »Kommen Sie

nicht hierher, so kommen wir nach Berlin,« und ihre Mutter fügte hinzu: »Sehen Sie dieses Haus, so lange Sie sich in der Stadt aufhalten, als das Ihrige an, geehrter Herr Professor. Nicht wahr, es geht bei uns recht natürlich zu? Man kann sich wohl fühlen.« Er hielt es für das Beste, zu schweigen.

X.

Auf der Straße schloß Schönrade sich dem jungen Amberger an und verabschiedete sich von den übrigen, dem Archivar für seine interessanten Nachrichten über die Höneburg verbindlichst dankend. »Wohin gehen wir?« fragte er. »Vielleicht nach meinem Hotel?«

»Meine Wohnung ist näher,« antwortete der Kaufmann in sehr gemessenem Ton, »und wir sind dort ganz ungestört.« Der Professor willigte sofort ein, und so gingen sie schweigend bis zum Ambergerschen Hause, zu dessen in der Seitengasse gelegenen Nebeneingange Moritz den Schlüssel hatte.

Bald saßen sie in einem kleinen, junggesellenmäßig eingerichteten Salon einander gegenüber. »Ich habe Sie in Verdacht,« begann Schönrade, »daß Sie mich in irgend einem finsternen Winkel Ihrer Seele heimlich beschuldigen, Ihrer Fräulein Braut nicht mit der vollen Rücksicht zu begegnen, die ich ihrem Bräutigam schulde. Ist's nicht so?«

Moritz hatte die Wunde, die Sidonie ihm geschlagen, noch keineswegs verschmerzt, aber ein halbes Dutzend abenteuerlicher Pläne, wie er seine in den Augen des

Fremden arg mitgenommene Ehre repariren wolle, waren doch der eine nach dem anderen in eitel Rauch und Wind aufgegangen, und er antwortete nun viel ruhiger, als zu erwarten stand: »Sidonie sucht eine besondere Stärke darin, mit interessanten Männern, die zufällig in Beziehungen zu ihr treten, auf völlig gleichem Fuß zu verkehren. Ich kann dagegen nichts haben, denn ich selbst gehörte glücklicherweise zu diesen Bevorzugten nie, und da unser Verhältniß andere und gesichertere Grundlagen hat, die davon gar nicht berührt werden, so verletzt sie eigentlich nicht Pflichten gegen mich. Allerdings kann mir's nicht gleichgültig sein, wie man über sie denkt, und da Sie bei so baldiger Abreise kaum Gelegenheit haben werden, sich selbst zu überzeugen, wie wenig –«

Er stockte; es hatte seine Schwierigkeit diesen Satz zu Ende zu bringen, ohne sich selbst etwas zu vergeben oder den Gegner zu beleidigen. Der Professor half nach. »Vollenden Sie doch nur ohne Bedenken,« sagte er lächelnd. »Sie dürfen nicht befürchten, mich um Illusionen zu betrügen. Ich darf aber auch zu Ihrer vollkommenen Beruhigung, wenn Sie mich etwa doch für einen nicht ganz ungefährlichen Don Juan angesehen haben sollten, zusetzen, daß ich zur Zeit gegen die Blitze der schönsten Augen durch dreifaches Erz gepanzert und gänzlich unfähig bin, die Mühe zu verdienen, die an mich weiblicher Uebermuth verschwenden könnte, um mich hinterher zur Zielscheibe des Witzes zu nehmen. Ich gehe nämlich hier – auf Freiers Füßen.«

Moritz vergaß ganz seinen diplomatischen Blick, riß die Augen groß auf und sah ihn voll Verwunderung an Sie gehen –?« Dann plötzlich war's, als ob ihm eine Centnerlast vom Herzen gefallen wäre; alle Muskeln spannten ab, und die ganze Gestalt setzte sich wieder behaglich breit auf den Stuhl. »Darf man gratuliren, Verehrtester, darf man gratuliren?«

Der Professor zog die Schultern auf. »Das wird von Ihrem Ja oder Nein abhängen,« sagte er, ihn scharf in's Auge fassend.

»Von meinem Ja oder Nein?« stutzte der junge Mann. »Wie soll ich das verstehen?«

Schönrade bat ihn, ruhig zuzuhören und ihn aussprechen zu lassen. Er brachte dann sein Anliegen wegen Käthchen mit aller Wärme vor, rekapitulirte die Unterredung mit seiner Mutter über denselben Gegenstand und schloß mit dem Wunsche, bei ihm nicht auf Bedenken zu stoßen, über welche ›die junge Welt denn doch längst hinaus‹ wäre.

Bei Moritz wirkte anfangs noch die Freude über die Erlösung aus der eigenen Gefahr nach, so daß er nur immer freundlich nickte und schlau mit den Augen zwinkerte; allmählich aber nickte er immer seltener und schielte nur von Zeit zu Zeit verlegen zu dem Sprechenden hinüber, und zuletzt meldete sich der Geist des Widerspruchs schon in einigen unterbrechenden ›Aber‹ und ›Erlauben Sie, Verehrtester‹, so daß der Professor Mühe hatte, seinen Vortrag zu Ende zu bringen; und dann stand er auf, ging im Zimmer hin und her, fuhr sich in die Haare,

schnalzte mit der Zunge und sagte: »Aber das ist ganz fatal! ganz fatal! Das ist ja – wahrhaftig! das ist ganz fatal. Denn an sich, ja, mein Gott, an sich ist ja da gar nichts – wahrhaftig nicht. Aber wie die Dinge so liegen,« er harkte wieder mit den kurzen Fingern durch die blonde Perücke, »wie die Dinge so liegen – Sie wissen das nicht, Sie können das nicht wissen – ah, fatal!«

Schönrade ließ ihn herumlaufen und seine Grimassen schneiden. Er konnte abwarten, bis Moritz sich vor ihn stellte und in etwas verständlicher Weise fortfuhr: »Was die Bedenken meiner Mama anbetrifft – das sind Schrüllen, Einbildungen, mit Respekt zu sagen, erbgeseessene Thorheiten. Patrizier – was Patrizier! Die Zeiten sind vorbei. Wir sind alle Bürger, alle ohne Unterschied, der eine zahlt mehr Steuern und der andere weniger – das ist der Unterschied; der eine hat etwas und der andere nichts, das ist der Unterschied, und mancher, der nichts hat, ist heutzutage umsomehr. Das sind verrostete Ideen, verlegene Waare – basta! Aber das wäre das wenigste – leider, leider das wenigste. Glauben Sie mir – ah! fatal.«

Damit war er wieder auf sein erstes Wort zurückgekommen, machte Kehrt und lief von neuem umher; der Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Der Professor schlug ein Bein über das andere, sah ihm ruhig zu und schwieg; was zu sagen war, hatte er ja gesagt. Endlich faßte Amberger den Stuhl, schob ihn mit vielem Lärm nahe vor den Gast heran, warf sich darauf und ergriff seine Hand. »Verehrtester Herr Professor,« sagte er, nach Luft schnappend. »Sie gefallen mir soweit ganz gut, wahrhaftig, Sie

gefallen mir sehr gut, und ich würde, wenn sich alles so verhält, wie Sie sagen, woran ich gar nicht zweifle, ich würde recht gern Ihr Schwager werden, und es ist, ohne Schmeichelei, verehrter Herr Professor! es ist nach meiner Schätzung dem Hause Amberger eine Ehre, daß ein berühmter Mann – nein! wenden Sie nichts ein, es ist und bleibt uns dieser Antrag sehr ehrenvoll. Aber – aber –« Er sprang wieder auf, drehte sich aber nur um den Stuhl und setzte sich sogleich von neuem, um in ganz veränderter Tonart fortzufahren! »Lassen wir alle Schnörkel – Sie sind ein Mann, und ich bin ein Mann, sprechen wir wie zwei Männer vernünftig mit einander. Was soll ich Ihnen Hoffnungen machen – es geht nicht. Glauben Sie mir, es geht nicht, und wenn ich Sie noch viel lieber hätte, es ginge nicht. Warum nicht, das will ich Ihnen sagen. Ich will es Ihnen so aufrichtig sagen, wie es meine Achtung vor Ihnen fordert – ich rechne auf Ihre Diskretion, Verehrtester, das kann ich doch?«

Er verschnaufte ein wenig, während Schönrade in allgemeinen Worten eine zustimmende Versicherung gab, und setzte dann seine Vertheidigungsrede fort. »Wir sprachen heute schon von meiner geschäftlichen Verbindung mit Feinberg, und ich nannte mich, wenn ich nicht sehr irre, seine linke Hand. Es ist etwas dabei, aber wenn ich ganz aufrichtig sein soll – es liegt jetzt nicht mehr in meinem freien Willen, ob ich seine linke Hand sein will oder nicht. Wenn ich nicht mehr seine linke Hand bin, dann bin ich gar nichts, dann falle ich an der Börse ab wie ein todttes Glied. Das ist ein sehr demüthigendes Bekenntniß

für den Chef des Hauses Amberger – zum Teufel! Ich fühle das, aber ich weiß, was ich sage. Meine Mutter hat noch gar keine Ahnung davon, sie würde in ihrer altmodischen Denkweise so etwas gar nicht verstehen. Es ist auch gar keine Gefahr dabei, so lange wir gute Freunde bleiben, aber gute Freunde müssen wir freilich bleiben. Glauben Sie, daß ich gegen die tausend unleidlichen Launen Sidoniens –« er hielt wie über seine eigene Freimüthigkeit erschrocken einen Moment ein, faßte sich aber sofort wieder und fuhr fort: »Ach! Sie haben ja Augen und sehen damit gewiß vortrefflich, warum soll ich nicht aussprechen, was Sie doch so gut wissen wie ich. Sidonie hat unerträgliche Launen, und gegen mich hauptsächlich entladen sie sich, da ich stillhalten muß. Ich *muß* stillhalten, sehen Sie, das ist mein Schicksal, bis nach der Hochzeit wenigstens. Ich habe mich mit Ignaz Feinberg so tief eingelassen, daß ich mich nicht mehr zurückziehen kann, ohne mich zu ruiniren, total zu ruiniren. Heute bin ich ein mächtiger Mann an der Börse, denn er hält mich – läßt er mich fallen, so falle ich tief, tief, tief und ziehe die Meinigen mit mir.«

Der Professor bemühte sich zu folgen, aber es wurde ihm schwer, sich in Verhältnisse dieser Art hineinzufinden. »Aber wie konnte dies geschehen?« fragte er zweifelnd.

Amberger rückte ihm so nahe, daß die Kniee sich berührten. »Auf die einfachste Weise von der Welt.

Mein Vater hinterließ mir ein großes und sehr geachtetes Getreide- und Speditionsgeschäft, wir hatten Speicher, Flußkähne, Seeschiffe, eine Kommandite im nächsten Hafenplatz. Dieser Geschäftsbetrieb war in letzter Zeit wegen der wachsenden Konkurrenz Amerika's nicht mehr so gewinnreich wie vor Jahren, dabei mühsam und mit einem sehr großen Risiko verbunden. Auf Feinbergs Anrathen löste ich ihn auf, zog unsere Kapitalien heraus und legte sie in den Unternehmungen an, die Feinberg begünstigte. Philipp kümmerte sich wenig darum und ließ mich gewähren. Diese Banquiergeschäfte, wenn sie gelingen, haben nun aber das eigene, daß sie zu immer neuen Spekulationen verlocken, bei denen immer Papier mit Papier gedeckt wird. Unverhältnißmäßige Gewinne fallen ab, aber die Existenz ist bei jeder plötzlichen Stockung in Frage gestellt. Ich habe mich überall vorschieben lassen – Feinberg ist die Klugheit selbst – bin weit über meine Kräfte engagirt und nicht in einem einzigen Unternehmen selbständig – überall eben nur linke Hand zu einem Kopfe, der nicht der meinige ist. Feinberg kann sich ohne große Verluste zurückziehen – er ist durch mich stark genug geworden – ich aber bin gebunden. Meine ganze Aufgabe ist, nicht merken zu lassen, wie sehr ich gebunden bin.«

Schönrade wiegte nachdenklich den Kopf. »Ich bedauere Sie,« sagte er sehr ernst. »Alles hängt für Sie davon ab, daß Sidonie sich fesseln läßt, und wie ich sie kennen gelernt habe –«

»Hat sie irgend wie angedeutet –?« fragte Amberger bestürzt.

»Sie kennt ihre Macht über Sie und scheint sehr geneigt, sie zu benutzen, wenn Sie nicht Konzessionen der bedenklichsten Art eingehen. Und *wenn* Sie so nachsichtig sind . . . «

»Sehen Sie!« rief der junge Mann ängstlich, »ich muß mit einem lecken Schiff gegen Wind und Wetter laviren – ich kann nicht, wie ich will.«

»Ganz gut! Aber was hat mein Verhältniß mit Katharina –«

»Ach, mein Bester,« fiel Amberger ein, »das hat damit mehr Zusammenhang, als Sie glauben. Katharina ist mein Nothanker; sie sorgt unwissend dafür, daß meine Position eine sicherere ist, als sie nach dem Vorhergesagten scheint. Ignaz Feinberg hat, wie Sie wissen, einen Bruder Otto, und der ist wirklich seine rechte Hand. Otto Feinberg ist ihm unentbehrlich und deshalb von großem Einfluß. So lange ich Otto Feinberg fest habe, kann sein Bruder mich nicht abschütteln, und auch Sidonie wird Rücksichten nehmen müssen. Nun habe ich aber Otto Feinberg fest, denn er liebt meine Schwester, und ich – habe ihm ihre Hand zugesagt, so weit ich über dieselbe verfügen kann.«

Der Professor sprang wüthend auf. »Wie? – Sie konnten diesem Menschen,« rief er, »dieser Wucherseele Ihre Schwester – Ihre einzige Schwester? Das sind Teufeleien! Das sind unwürdige Machinationen, bei denen leicht Herzen brechen können. Das ist eine sehr unbrüderliche

Spekulation auf das Opfer einer reinen Seele, die nicht weiß, welchen Zwecken sie dient. Das ist –«

»Und wenn Sie tausendmal Recht hätten,« unterbrach Moritz, sich ärgerlich die Stirn reibend, »es ist doch nicht zu helfen. Wer konnte denn voraussehen, daß Katharina so früh eine selbständige Neigung fassen würde? Warum sollte ihr Otto Feinberg nicht eine passende Partie erscheinen? An Gelegenheit hat es ihm nicht gefehlt sich ihr angenehm zu machen. Nun merke ich, wie schlecht es ihm gelungen ist, zu meinem Schrecken, mein Herr! denn ich verliere meinen besten Halt, sobald er sich um seine Hoffnungen betrogen sieht. Fatal, höchst fatal!«

»Aber Sie können doch unmöglich Käthchen zwingen wollen –«

»Zwingen, zwingen! Wie soll ich sie am Ende zwingen? Aber mein Wort muß ich halten, und was in meinen Kräften steht, muß ich thun, es zur Wahrheit werden zu lassen. Entzieht Katharina sich dem väterlichen letzten Willen – ja! zwingen, einen Mann meiner Wahl zu heiraten, kann ich sie nicht. Aber nie darf ich meine Einwilligung zu einer anderen Wahl geben! nie! Otto Feinberg würde mein Feind werden, wie er jetzt mein Freund ist, und ich wäre verloren.«

Schönrade verschränkte die Arme über die Brust und klopfte ungeduldig mit dem Fuße den Boden. »Ich habe auf Widerspruch gerechnet,« sagte er ingrimmig, »aber daß ich mit so elenden Rücksichten zu kämpfen hätte, das konnte mir nicht in den Sinn kommen. Das arme, arme Kind! Wäre denn wirklich kein Mittel?«

Amberger faßte seine Hand. »Befreien Sie mich aus diesen Banden, deren Unwürdigkeit ich fühle wie Sie, und ich will Ihnen ewig dankbar sein. Ich habe Ihnen so viel Vertrauen geschenkt, daß ich nicht zögere, auch den letzten Rest auszugeben. Ich zittere vor einer Verbindung mit Sidonie, die mich nicht liebt und die ich nicht liebe; ich weiß, daß ich bei meiner Gutmüthigkeit und Schwäche bald jede Autorität und damit auch jede Selbstachtung verlieren werde, und dagegen empört sich in Stunden, wie die gegenwärtigen, mein Innerstes. Und doch, doch! Wie winde ich mich heraus? Wie rette ich die Ehre des alten Hauses Amberger? Nennen Sie mir das Mittel!«

Der Professor sah finster vor sich hin. »Es scheint mir doch,« entgegnete er nach einigem Bedenken, »daß es Ihnen hauptsächlich an Muth gebricht, sich wieder zum Herrn der Situation zu machen, wie Sie es wohl unzweifelhaft zu Anfang Ihrer Verbindung mit Feinberg gewesen sind. Sie haben sich zu früh ins Schlepptau nehmen lassen, und nun ist die eigene Maschine eingerostet. Vielleicht nur das! Werfen Sie mit einem kräftigen Entschluß das Tau ab, und überzeugen Sie sich, daß sie mit leichter Mühe wieder in Gang zu bringen ist.«

»Oh, Sie sind kein Kaufmann!« rief Amberger. »Ein Kaufmann würde so nicht sprechen. Sie wissen nicht, was eine solche Maskopie bedeutet und wie viel über Bord geht, selbst wenn sie glücklich gelöst wird. Meiner Mutter, meiner Schwester Vermögen stecken im Geschäft und sind natürlich mit engagirt; ich darf nicht an mich allein denken. Nur eine Möglichkeit gibt es, eine einzige, mich

heil herauszubringen, aber es lohnt nicht, mit ihr zu rechnen.«

»Nennen Sie sie gleichwohl,« bat der Professor.

»Es müßte sich mir, unabhängig von jenen, eine Spekulation von großer Tragweite bieten; ich müßte in ihr heimlich festen Boden fassen können, die Spekulation müßte gelingen und meinen Gegnern Respekt abnöthigen; sie müßte groß genug sein, um mir deren Beistand für alle Fälle entbehrlich, ihre Feindschaft gleichgültig werden zu lassen. Aber man greift dergleichen nicht aus der Luft. Und daher – fügen Sie sich, wie ich, ins Unvermeidliche, bester Herr Professor, und verzichten Sie auf eine Neigung, die noch zu jung ist, um schon fest eingewurzelt sein zu können! Katharina wird sich überzeugen, daß wir beim besten Willen ihren Wünschen nicht nachzukommen vermögen, und später, wenn ihr Herz einen unwiderbringlichen Verlust überwunden hat, um so leichter zu bestimmen sein, eine Konvenienzehe einzugehen, die in jeder Hinsicht –«

»Schweigen Sie,« herrschte Schönrade ihn mit so energischer Stimme an, daß er erschreckt zurücktrat. »Ist es Ihrer unwürdig, so zu denken, so ist es meiner noch unwürdiger, Worte, wie die eben gesprochenen, anzuhören. Ich habe Sie ernstlich bedauert, das fängt an, mir leid zu thun. Ich sehe Sie auf dem besten Wege, sich nicht nur um die Verfügung über Ihr Vermögen, sondern auch um die Ruhe Ihres Gewissens bringen zu lassen.«

»Mein Herr!«

»Um die Ruhe Ihres Gewissens, mein Herr! Weshalb räumt das Testament Ihres Vaters Ihnen große Rechte ein? Weil der Verstorbene in seinen Sohn das Vertrauen setzte, daß er das Wohl seiner Schwester, nur deren Wohl im Auge haben, sich von jedem selbstsüchtigen Bestreben in so heiliger Sache frei halten werde. Sie aber verhandeln Ihre Schwester –«

»Ich durde nicht, mein Herr –!«

»Gut! ich sage nichts weiter, Sie wissen meine Meinung. Operiren Sie nun gegen mich, wie Sie es glauben verantworten zu können. Nur daß ich die Hände in den Schoß legen und mich geduldig bei Seite schieben lasse, das erwarten Sie nicht. Wenn ich Ihnen auch gegen Jedermann sonst unverbrüchliches Schweigen gelobe, Katharine soll erfahren, was Ihre brüderliche Liebe gegen sie im Schilde führt, und sie wird ihrem Herzen die Ehre geben, oder zu ihrer Brüder Schande tief unglücklich sein. Sie aber, verlassen Sie sich darauf, werden von dieser Saat des Unheils *nicht* ernten!«

Er hatte die Hand zornig erhoben und drohend geschüttelt, seine hohe Gestalt schien so noch höher zu wachsen und den Banquier weit zu überragen, der sich unwillkürlich in sich zusammenzog, als ob er entgegengesetzt in die Erde sinken wollte. Ihm war schlecht zu Muthe, keine Spur von Jovialität war übrig geblieben nach dieser Generalbeichte, die ohne Absolution endete. Er schämte sich vor dem Manne, der ihm bis ins Innerste sah und der keine Ausflucht gelten lassen wollte, die Leute seines Schlages gewiß gewürdigt hätten – Leute seines

Schlages, die ihm in diesem Augenblicke sehr jämmerlich erschienen.

Er hätte wer weiß was darum gegeben, wenn er sich aus seiner gebückten Haltung hätte aufrichten, dem Professor frei ins Gesicht sehen und sagen können: Du hast recht, ich war ein Feigling, aber es soll anders werden! Er hatte den Muth nicht, blinkte mit den Augen und lächelte um das Kinn herum. Laß seinen Weg gehen, dachte er, was du doch nicht halten kannst.

Als er sich allein sah, warf er sich aufs Sopha, näßte sein Taschentuch mit Wasser und legte es auf die Stirn. Alle seine Voraussetzungen schienen ihm selbst unsinnig. Wie hatte er nur an die Möglichkeit denken können, daß Otto Feinberg seiner Schwester Katharina Herz gewinnen werde? Und wie würde Sidonie ihn empfangen nach dem, was heute vorgegangen war? Welche neue Demüthigungen von diesem Weibe standen ihm bevor? Wie wenig zuverlässig war Feinbergs Freundschrift? Von welchen Händen sah er sich gehalten, geleitet? Was sollte aus dem allen werden?

Der bei Tisch reichlich genossene Wein und seine gute Natur halfen ihm zum Glück bald über die Aufgabe hinweg, diese Fragen zu beantworten: er schlief ein. –

Schönrade fand sich nicht so leicht mit seinen quälenden Gedanken ab. Nachdem er eilig das Zimmer und das Haus verlassen hatte, kam ihm schon vor demselben das Bedauern, daß er doch wohl zu heftig gewesen sei und dadurch die Brücke für weitere Verhandlungen abgebrochen haben könne. Das that ihm leid in Käthchens Seele,

die ja zu den Personen, mit denen er nicht zum gütlichen Schlusse gekommen war, ganz anders stand, als er. Er durfte ihr, ohne sie zu kränken, nicht einmal berichten, wie jämmerlich nach seiner Auffassung Bruder Moritz sich aufgeführt hatte. Und wenn er ihr mittheilte, daß er im Zorne von demselben geschieden sei, was sollte sie zu einem so unpraktisch hitzigen Sachführer sagen? Er blieb nach wenigen Schritten stehen und bedachte, ob er noch einmal anklopfen solle. »Aber es lohnt doch nicht, wir kommen mit Reden und Gegenreden zu keinem gesunden Resultat!« rief er sich zu – »vorwärts!«

Er setzte seinen Gang nun wirklich fort, erst mit raschen hastigen Schritten, als ob er nicht schnell genug das Ambergersche Haus weit im Rücken haben könne, dann allmählich gemessener wie ein Spaziergänger. Er dachte nicht mehr daran, zurückzukehren, aber Moritz schien ihm doch mehr und mehr entschuldbar, wenn er alle widrigen Umstände, die ihn bestimmten, gelassen überschaute. Daß ihm ein Freier, der so täppisch in alle seine Zirkel trat, sehr unlieb kommen mußte, verstand sich eigentlich von selbst, und als er diese Zirkel zog, konnte er ja nicht wissen, daß der Professor Schönrade gelegentlich einer Visite bei Kommerzienrath Wiesel sein Herz verlieren würde. Es war doch immerhin anerkennenswerth, daß er ihn nicht mit einigen allgemeinen Redensarten abwies, wie er ja gekonnt hätte, sondern ihn in die geheimsten Schlupfwinkel seiner eigenen Leiden einblicken ließ, um seinen Widerspruch zu motiviren. Und war der arme Kerl nicht zu bemitleiden? Hatte

ihn die Natur nicht dazu angelegt, sich's im Leben wohl sein zu lassen, gutmüthig und harmlos sich mitzutheilen, am Mittelmäßigen wie am Besten solle sein Vergnügen zu haben!

Ein böser Geist mußte ihn in die Irre geführt haben, als er die gesicherte Stellung eines Großhändlers aufgab, um sich auf die hohe See der Papierspekulation zu begeben, als er sich vermaß, Sidonie wie das anspruchslose Töchterchen eines wohlhabenden Provinzialstädtlers heimzuführen. Diese Sidonie! Wie viel gehörte dazu, ihrem Herrn Bräutigam durch die That zu beweisen, daß sie den Verlobungsring nur aus Laune trug!

Als er aufschaute, befand er sich in einer ihm noch nicht bekannt gewordenen Stadtgegend. Vor sich hatte er eine ziemlich lange und zum Verhältniß der hohen altertümlichen Häuser schmale Gasse, die sich gegen ihr Ende hin, wo ein niedriges Thor sie sperrte, noch zu verengen schien. Er kam jetzt erst zu der Frage an sich selbst, wohin er eigentlich wolle. In der Stadt gab's für ihn nichts mehr zu thun; er hätte getrost abreisen können. Aber der nächste Zug verließ erst in der Nacht den Bahnhof, und es war nicht einmal ein Schnellzug. Er hatte gar nichts zu versäumen und mußte doch den Abend auf irgend eine Art herumbringen. Nur jetzt nicht ins Gastzimmer! Ein Spaziergang war noch immer das Gescheidteste, also aufs gerade Wohl weiter.

Das Thor schloß sich an ein großes Gebäude an, das links die letzte Stelle einnahm und mit seiner ganz stattlichen Façade einige Ellen gegen die Häuserflucht zurücksprang, um einer sehr würdigen Steintreppe Raum zu lassen. Es bildete eigentlich nur mit seinen einfachen Rundbogen die öffentliche Durchfahrt unter einem quer über die Straße gezogenen Seitenflügel, der sich jenseits an die Häuser der Rechtseite anlehnte, über welche in nicht zu weiter Entfernung ein alter Thurm vorschauete, der ihm bekannt vorkam. Ueber dem Rundbogen zeigten sich einige Fenster mit kleinen Scheiben, zu wenig, um die breite schmucklose Wand gehörig auszufüllen. Darüber und auf der Basis eines starken Steingesimses schoß das steile Dach mit einem kleinen Dachfenster und einer verrosteten Wetterfahne auf, die transparent die ehrwürdige Jahreszahl 1357 erkennen ließ. Sollte dies das berühmte *Grüne Thor* sein, von dem der Archivar gesprochen hatte? Die Farbe spielte in allen denkbaren Schattierungen des Unbestimmten; sie konnte ursprünglich so gut braun als grün gewesen sein, seit langen Jahren jedenfalls hatte kein Malerpinsel sie aufgefrischt.

Er durchschritt die hallende Wölbung und stand an einer engen Brücke, auf der schwerlich zwei Wagen einander ausweichen konnten. Ganz richtig, er mußte das grüne Thor hinter sich haben, denn geradeaus erhob sich der Hügel mit der Ruine der *Höneburg*. Er schaute zurück und aufwärts, einem steinernen Ritterkopf ins Gesicht, der vom Schlußsteine des Gewölbes her seine große Zunge recht malitiös ausstreckte. Ueber den da mag sich

mancher Freiherr von Höneburg geärgert haben, dachte er bei sich, und sein ernstes Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Es fehlte auch an mancherlei Inschriften in deutscher und lateinischer Sprache nicht, er begnügte sich aber, eine einzige davon zu lesen, welche berichtete, daß ein *Hans Köstling* auf dieser Brücke mit seinem Spieß gegen sechs geharnischte Reiter einen Kampf bestanden habe, bis das Thor geschlossen werden konnte, und dann in den Graben gesprungen und durch die Mühlenschleuse in die Stadt zu den Seinen gekommen sei.

Schönrade sah in den Graben hinab. Jetzt war er trocken, auch hier wie an dem Feinbergschen Hause in einen Garten umgewandelt. Alte Bäume ragten bis auf das Brückengeländer auf, die Mauer drüben war dicht mit Epheu bezogen. An der tiefsten Stelle der Grabensohle rieselte ein schmales Wässerchen zwischen den Blumenbeeten und Gemüserücken und unter bald zierlichen, bald kunstlosen Ueberbrückungen durch. Man hatte eine weite Aussicht bis zur Biegung der alten Mauer um einen mit Zinnen bekränzten Vertheidigungsthurm in der Ferne.

Wie der Beschauer nun den Blick darüber weg streifen ließ, gewahrte er gerade unter sich auf dem geharkten Kieswege einen alten Herrn in blauem Tuchrocke von altmodischem Schnitte, ein Sammetkäppchen auf dem zur Brust herabgedrückten Kopfe. Er rauchte eine lange Pfeife, schritt langsam und schleppend weiter, blieb von Zeit zu Zeit vor einem Rosenstocke stehen oder sah zu einem Obstbaume hinauf, der mit Früchten gesegnet

war. Daran war nichts Auffallendes, aber daß ihm auf Schritt und Tritt zwei wohlgenährte Katzen nach Art der Hunde folgten, und wenn er still hielt, ruhig abwarteten, bis er seinen Fuß weiter setzte, konnte bemerkenswerth scheinen. Ein alter Junggeselle offenbar, der Thiere liebte. Aber warum hatte er gerade Katzen zu seiner Gesellschaft bei so einsamen Wanderungen gewählt? Dieser alte Herr hatte sicher seine Geschichte.

Eine Frau kam vorüber. »Wer ist das?« fragte der Professor, sie aufhaltend und herabzeigend

»Der alte Herr Köstling,« antwortete sie flüsternd; »den kennt ja jedes Kind.« Sie setzte ihren Weg fort. »Den kennt ja jedes Kind, und ich nicht – unverzeihlich!« murmelte er.

Es kam ihm die Lust an, auch dem Höneburger einen Besuch abzustatten. Er hatte ja Zeit, und der Abend war schön. In einer kleinen halben Stunde mußte der Hügel bequem zu erreichen sein.

XI.

Gleich hinter der Brücke theilte sich die Straße. Rechts lief sie am Graben entlang, anscheinend um die Stadt herum, links führte sie in der Richtung auf die Höneburg ins freie Feld hinaus. Professor Schönrade folgte natürlich diesem Zweige, wenschon die Wagengeleise hier nicht so tief einschnitten. Einige hundert Schritte weiter kam er an einer großen Ziegelei vorüber. Hinter derselben erhob sich das Terrain ein wenig; auf der Höhe ließ sich übersehen, daß der Weg mehr links abbog

und in einiger Entfernung nach dem Flusse zu abfiel, wo sich eine Fähre anschloß, auch mehrere lange Flußfahrzeuge mit hohen Masten am Ladeplatz lagen. Er schaute vor und zurück, ob vielleicht ein Weg nach der rechtsab bleibenden Höneburg führe, aber er hatte nur eine breite Sandscholle vor sich, an die sich scharf absetzend die mit niedrigem Wachholder und Birkenstrauch bewachsene braune Haide fügte. Nicht einmal ein betretener Fußpfad zeigte dem Wanderer den bequemsten Zugang an, und die Haide schien bis unmittelbar an das alte Mauerwerk hinaufzureichen. Der Professor ging zurück und fragte einen der Ziegelstreicher, wo man nach der Höneburg gehe. »O, dahin geht kein Mensch,« war die lakonische Antwort. Er beschloß, ohne viel Besinnen sein Ziel fest ins Auge zu nehmen und geradeaus über Stock und Stein darauf loszugehen. So wegelos, das war jetzt recht nach seinem Sinn.

Der Sand lag fest auf einem steinigen Untergrunde; an einigen Stellen wuchsen Büschel dünnen und graugrünen Grases. Das bescheidenste Thier hätte hier keine Weide gefunden. Weiterhin aber zwischen dem Wachholder blühten Haidekraut und blaßblaue Glockenblumen auf dem schwarzbraunen welligen Boden. Hier und dort schien's, als ob ein Fußpfad eine Strecke in gerader Richtung fortführte, aber es war nur eine alte Ackerfurche, die das abfließende Regenwasser offen gehalten hatte. Viele, viele Jahre mußten vergangen sein, seit hier nicht mehr das goldene Korn im Winde nickte und der Pflug

über die Scholle ging. Die Birken waren schon manns- hoch aufgeschossen, und aus dem Gebüsch schauten die Stubben abgehauener Bäume hervor. Es machte einen sehr eigenartigen Eindruck, hier so nahe der belebten Stadt eine völlige Wildniß anzutreffen und dieselbe zu durchstreichen, während die Sonne sich schon senkte; er wurde noch verstärkt durch die Ausschau auf das alte Gemäuer, das näher und näher rückte und für das Auge einen immer größeren Abschnitt des Horizonts verdunkelte. Eine einsame Lerche trillerte hoch in der Lust, ein weißer Schmetterling flatterte lautlos von einer Glockenblume auf, eine fleißige Biene summte um die Blüten des Haidekrauts, sonst war kein lebendes Wesen bemerkbar.

Der Hügel, auf dem die Burg gestanden hatte, zeigte sich in der Nähe als sehr unbedeutend, doch bot er offenbar den höchsten Punkt in der sonst flachen Gegend und beherrschte namentlich den Fluß, der hier eine Biegung machte. Ein Graben war halb verschüttet und leicht zu passiren; dahinter wuchsen mächtige Steinfundamente auf, die ein fensterloses, an der oberen Kante ungleiches und von dem Untergeschoß eines Thurmes überragtes Mauerwerk trugen, an dem sich wilder Wein aufrankte. Ein Thor oder dergleichen war auf dieser Seite nicht zu bemerken.

Der Professor strich an der Mauer entlang bis zur Ecke. Hier waren Steine und Ziegel herabgestürzt und sperrten den Weg; zwei Fenstereinschnitte in einiger Höhe zeigten sich durch vorgesetzte Bretter verschlossen, aus dem Steingerölle hatte sich eine Linde herausgearbeitet und

legte ihre Zweige in die tiefen Spalten und Risse. Weiterhin senkte sich absatzweise die Mauerkrone noch mehr zum Fundamente hinab; die Kronen alter Bäume, die wie aus einem Garten aufwuchsen, überragten sie. Auch hier war kein Durchgang zu entdecken, eine kleine Bogenpforte von ehemals war vermauert.

Auf der Südseite aber zeigte sich ein wesentlich anderes Bild. Ganz von der Stadt abgewandt und durch die Ruine gegen die Nordwinde geschützt, war hier auf dem terrassirten Hügel ein Strich Landes sorgsam und sauber eingehegt und mit Gemüse aller Art, Obstbäumen und Wein bepflanzt. Tiefer hinab streckten sich kleine Kartoffel- und Kornfelder hin, darüber hinaus wucherte wieder in weitem Bogen das Haidekraut. Der Graben wurde hier tiefer, war aber in einen schattigen Baumgarten umgewandelt und etwa in der Mitte des alten Mauerwerks von einem Erdwall durchschnitten, welcher wohl die Stelle der früheren Zugbrücke einnehmen mochte. Gegen denselben hin höhnte sich die Mauer wie eine Breche aus, so daß an dieser Stelle aus losen Steinen und defekten Ziegeln eine niedrige Schutzwehr hatte aufgeführt werden müssen. In ihr war eine Oeffnung gerade vor dem Erdwalle gelassen und diese durch zwei mächtige Steine, die wahrscheinlich einmal das Gewölbe eines Ausfallthores gebildet hatten, so flankirt, daß dazwischen eine hölzerne Thür angebracht werden konnte. Einige Steinstufen führten zu derselben.

Die Ruine war also bewohnt, eine nicht geringe Ueerraschung für den Professor, der sich nicht erinnerte, den

Archivar oder einen andern seiner Tischgenossen davon sprechen gehört zu haben. Er erklimmte mit leichter Mühe den Erdwall, stieg über einen niedrigen Zaun, ging, da er im Obstgarten und auf dem Felde niemand erblickte, auf die Thür zu und klopfte dreist an. Er war neugierig, zu erfahren, wer sich hier unter Eulen und Fledermäusen sein Nest gebaut haben könnte.

Ein Hund schlug innen laut an und bellte wüthend, als sich das Klopfen wiederholte. Die Kette, an der er riß, rasselte; es war also keine Gefahr, angefallen zu werden.

Nach einer Weile ließ sich eine seine weibliche Stimme vernehmen: »Still, Nero! Was gibt's denn da zu bel-len?« Schönrade klopfte nochmals etwas leiser. »Ist jemand draußen?« fragte die Stimme.

»Ein Reisender bittet um Einlaß,« antwortete der Professor.

»Hier ist keine Herberge,« tönte es abweisend zurück. »Die Stadt ist nahe, und da gibt's Gasthäuser die Menge.«

»Ich komme aber von der Stadt,« wendete er ein, »habe dort auch mein gutes Hotel und werde nicht beschwerlich fallen.«

»Aber was wünschen Sie denn hier?«

»Das sollen Sie wissen, wenn ich eingelassen bin.«

»Das muß ich vorher wissen, oder ich lasse Sie nicht ein.«

Der Professor sagte nun ehrlich heraus, daß er ganz fremd sei, daß ihn die Ruine angelockt habe, und daß es ihm lieb sein würde, sie auch im Innern besichtigen zu können.

»Es ist da gar nichts Merkwürdiges zu sehen,« mußte er sich belehren lassen.

»Wenn ich aber sehr schön bitte? Ich bin müde und gäbe etwas um einen Trunk Wasser.« Er horchte eine Weile, keine Antwort. »Ist man denn hier noch immer so ängstlich wie zu den alten Ritterszeiten?« begann er wieder. »Nun – es lauert kein Fähnlein reisiger Bürger im Hinterhalte, ich bin ganz allein, und trage nicht einmal einen Stock als Waffe bei mir.«

Er hörte ein leises Lachen über sich. Ein hübscher Lockenkopf guckte über die Mauer und zog sich schnell zurück, als er sich bemerkt sah.

»Was gibts denn da, Lene?« fragte eine rauhe Stimme aus einiger Entfernung. »Warum bellt der Hund, und mit wem sprichst Du?«

»Es steht ein fremder Herr draußen, Großpapa,« erfolgte der Bescheid, »und bittet um Einlaß.«

»Was will er denn?« Die Frage klang mürrisch.

»I, mein Himmel! Er will die Ruine besehen und aus unserm tiefen Brunnen einen Zug thun.«

»An der Ruine ist außen genug zu sehen,« hieß es, »und eine Kanne Wasser magst Du ihm hinausreichen.«

Er war also doch nicht gänzlich abgewiesen. Nach einigen Minuten wurde der Riegel zurückgeschoben und die Thür halb geöffnet. Ein schlankes Mädchen, dem der hübsche Lockenkopf gehörte, erschien auf der Schwelle und hielt dem müden Wanderer einen Steinkrug entgegen, in dem das klarste Wasser funkelte. Der weite Ärmel des auf den Achseln zierlich gestickten Hemdes war

bis über den Ellenbogen aufgerollt; das Röckchen war ein wenig angeschürzt und ließ den vorgeschobenen nackten Fuß bis zur halben Wade frei. Hinter ihr auf einer mäßigen Erhöhung stand Nero vor seinem Hundehäuser und sah ihr mit dem schwarzen Zottelkopfe unter dem erhobenen Arme durch. Es war ein Bild ›zum Malen‹.

Schönrade trank einige Schlucke und setzte dann ab, gab aber das Gefäß nicht sogleich zurück.

»Das Wasser ist gut,« begann er ein neues Gespräch, das ihm Zeit lassen konnte, die reizende Erscheinung näher zu betrachten.

»Das will ich meinen,« antwortete das Mädchen lachend. »Aber Sie sind gar nicht durstig, wie ich merke.«

»Dafür um so neugieriger, dem alten Burgbau einen Besuch abzustatten, nachdem ich das Burgfräulein kennen gelernt habe.«

»Die Burgfräulein hausen hier nur zwischen zwölf und ein Uhr nachts,« neckte sie. »Kommen Sie einmal um die Zeit vorüber, wenn's Ihnen nicht graut; vielleicht erscheint eins oben auf dem Söller und winkt mit dem Schleier.« Sie kicherte munter und griff nach dem Steinkrüge.

»Halt!« rief er und zog die Hand fort. »Das Wasser gehört mir, und bis es ausgetrunken ist, muß ich Rede und Antwort haben.«

»So fragen Sie nur zu.«

»Wer wohnt hier in der Höneburg?«

»Ein alter Gärtner, mein Herr, mit seiner Schwiegertochter, einer Wittwe, und seiner Enkelin, die Sie vor sich sehen.«

»Gibt's von hier einen Weg zur Stadt?«

»O ja! Aber nicht von der Seite, von der Sie wahrscheinlich gekommen sind. Es ist alte Feindschaft zwischen der Burg und der Stadt, und es lag allezeit ein wüster Strich Haide zwischen ihnen. Man geht hier hinab im Bogen nach dem Flusse, und da an der Fähre trifft man den Weg. Nun aber trinken Sie auch einmal herzhaft zu; ich kann nicht warten, bis das Wasser austrocknet.«

»Und ich soll nicht in die Burg?«

»Der Großvater erlaubt's nicht; er will mit den Leuten außen so wenig als möglich zu thun haben.«

»Es soll wohl niemand wissen, daß die Burg bewohnt ist?«

Das Mädchen lachte. »So menschenscheu sind wir nicht, und es ließe sich auch nicht verbergen. Die Gemüsefrauen finden sich im Sommer jeden Morgen zu uns und versorgen in der Stadt manchen Tisch mit dem, was wir bauen.« Sie schaute über den Garten hinweg und dann zum Himmel auf. »Nun aber geben Sie mir den Krug und eilen Sie, es zieht dort ein Gewitter auf und könnte Sie leicht überholen, ehe Sie zur Stadt kommen.«

Er blickte zurück und überzeugte sich, daß ihre Warnung nicht unbegründet war. Aber eine geheime Macht hielt ihn vor der Pforte gebannt; er glaubte nicht umkehren zu können, ohne seinen Zweck erreicht zu haben.

»Wenn ich nun hier abwartete, bis der Regen niederprasselte,« sagte er trotzig, »würden Sie grausam genug sein, mich hier unter freiem Himmel stehen zu lassen?«

Sie bewegte die Holzthür in den knarrenden Angeln hin und her, als ob sie jeden Augenblick schließen wollte. »Lassen Sie's nicht auf die Probe ankommen,« rieth sie.

»Hat's denn da kein Ende?« ließ sich wieder die rauhe Stimme vernehmen, und ein schwerer Tritt näherte sich. Da haben wir den Großvater, dachte der Professor; um so besser! so entscheidet sich's schnell, ob ich die Höneburg sehen soll oder nicht.

Eine knochige Hand faßte oberhalb des feinen weiblichen Händchens die Thür und zog sie weit auf. Ein Mann mit schneeweißem Haar und Bart, aber von noch kräftiger aufrechter Gestalt, schob das Mädchen zurück und trat hinaus. Auf seinem Gesichte war zu lesen, daß er eine zornige Frage wegen der Störung durch den Zudringling thun wollte, aber sie kam nicht über die schon halbgeöffneten Lippen. Vielmehr stutzte er, wie von irgend etwas ganz Unerwartetem erschreckt, als er des Professors ansichtig wurde, zog die weißen buschigen Augenbrauen hoch auf, so daß die Stirn sich krauste, und war so ganz ein Bild der Verwunderung. »Mein Herr –« stammelte er.

»Ihre Enkelin weist mich von der Schwelle,« sagte der Professor, »und Sie scheinen sich einzubilden, einen Geist zu sehen.«

»Einen Geist –« wiederholte er, den Blick fest auf ihn heftend, »einen Geist – es könnte so sein.« Dann sich sammelnd und die braune Hand wie einen Schirm über die

Augen deckend, fragte er: »Darf ich um Ihren Namen bitten, mein Herr?«

»Professor Schönrade aus Berlin.«

Der Alte schüttelte wie zweifelnd den Kopf. »Schönrade – Professor Schönrade – nein! Das stimmt nicht zusammen – dann stimmt's nicht zusammen. Aber treten Sie nur ein, mein Herr, ich bitte. Still, Nero! Treten Sie nur ein, der Hund ist angekettet. Ei, ei, ei! wunderbar.«

Wunderbar fand auch der Professor diesen Empfang, aber er sagte für jetzt nichts, um den Alten nicht wieder auf andere Gedanken kommen zu lassen, sondern schritt rasch die zwei oder drei Steinstufen aufwärts und zwischen den Steinpfosten durch auf den Hof. Er befand sich in einem geräumigen Mauerviereck, hatte rechts in demselben einen kleinen Baumgarten, links in der Ecke den Rest des alten Wartthurms mit prächtigem Portal von Steinmetzarbeit, und sah theils in denselben hinein, theils an ihn und die Mauer des Haupthauses angebaut ein sehr niedliches Häuschen nebst Stallungen. Die Steine der Burg hatten ein hohes und festes Untergeschoß gegeben, das die noch gut erhaltenen Burgkeller für allerhand Vorräthe decken mochte; darauf erhob sich dann, Fachwerk mit einem weit überhangenden Dache, dessen Stützen von wildem Weine umrankt waren und eine Veranda bilden halfen, unter der auch die leichte Treppe aufstieg. Kein eigenthümlicherer Anblick ließ sich leicht denken, als dieses zierliche Häuschen mit seinem

frischen Geranke im Schatten der prächtigen alten Bäume und umrahmt von den in den Stürmen mehrerer Jahrhunderte verwitterten Mauern der einst mächtigen Burg, auf deren Hofraum, das alte Pflaster um den Brunnen herum war noch erhalten, die streitlustigen Pferde wieherten, wenn Sporen klirrten und Harnische rasselten. Der Friede hatte sich eingebaut in die zerbrochene Veste des Streites.

Das Mädchen schien sich so wenig den Umschlag in der Stimmung des Greises erklären zu können, als der Fremde. Das Gesichtchen lugte unter den Locken her mit einiger Spannung nach den ernstesten Zügen aus, die doch alles Harte und Schneidige verloren und dafür einen Zusatz von träumerischem Wesen annahmen. Auch als Schönrade an ihm vorbeigeschritten war, sah er noch immer auf die Gestalt und murmelte kopfschüttelnd: »Schönrade – nein, nein – ich irre, ich irre. Wie man sich so täuschen kann!«

Der Professor bat, sich einen Augenblick auf die Steinbank an dem Brunnen setzen zu dürfen, was gern gewährt wurde. Es kam nun auch die Mutter des Mädchens aus dem Hause herbei, eine schlanke Frau mit vergrämtem Gesichte, übrigens in guter städtischer Kleidung, und hieß den Gast willkommen Sie war ganz unbefangen und begann ein Gespräch über die Dinge »draußen in der Welt«, die sie interessirten. »Eine Zeitung kommt selten hierher,« sagte sie seufzend, »wir leben recht einsam.« Es ergab sich aus Fragen und Antworten, daß ihr Mann

als Feldweibel in den letzten Krieg mitgezogen und in einer der mörderischen Schlachten gefallen war. Sie hatte sich dann mit ihrem einzigen Kinde zu dem alten Schwiegervater begeben, um demselben die Wirthschaft zu führen. Lena bekam der Landaufenthalt sehr gut; ihr war die Einsamkeit nach des geliebten Vaters Tode eine Wohlthat, und dann gewöhnte sie sich so hinein, daß sie mit keinem lebhafteren Orte hätte tauschen mögen. In Herz und Seele gesund, war sie doch nicht unempfänglich für den Reiz der Romantik, die in der alten Ruine schlummerte, und genoß hier erst die Märchen und Rittergeschichten, die sie erzählen gehört und gelesen hatte und nun täglich in ihrem Gedächtnisse repetirte. Die Mutter mit ihren schweren Erfahrungen und ihrem immer wieder stark vordringenden Kummer über ihres Mannes Tod verlangte nach Zerstreung und Unterhaltung; ihr kam ein Gast allemal lieb, und sie hielt ihn gern möglichst lange fest.

Ob der Alte nur diesen einen Sohn gehabt habe? fragte der Professor. Das verneinte jener; aber es käme dem beinahe gleich, denn sein älterer Sohn sei schon als junger Mensch in die Welt ausgeflogen und zuletzt nach Italien gegangen, wo er auch geheirathet habe. Er schreibe von Zeit zu Zeit einmal, aber in immer schlechterem Deutsch, und werde seine Muttersprache wohl noch ganz vergessen; übrigens habe er etwas vor sich gebracht und scheine ein wohlhabender Mann geworden zu sein. »Papachen dürfte sich auch nicht hier einsam mit seiner Gärtnerei

quälen,« bemerkte die Frau; »wir könnten ganz gut in der Stadt leben, aber er will es so.«

»Er *muß* es so, mein Kind,« bedeutete der Greis, »anvertrautes Gut muß man hüten, Du verstehst das nicht.«

Während sie so hin und her sprachen, hatte sich ein heftiger Wind erhoben. Er stieß über die Mauer weg in die Kronen der Bäume und piff durch die Steinlücken. Die Gewitterwolken thürmten sich hoch über der Burg auf und legten sich auch vor die untergehende Sonne; es wurde plötzlich recht dunkel und einige schwere Tropfen fielen auf die breiten Pflastersteine. »Sie werden bedauern, meinem Rathe nicht gefolgt zu sein,« bemerkte das Mädchen; »das Gewitter wartet nicht, bis Sie ausgeruht haben.«

»O! jetzt können wir den Herrn nicht fortlassen,« sorgte die Frau; »in zehn Minuten haben wir einen Regen, der ihn bis auf die Haut durchnässen würde. Sie müssen hier abwarten, bis das Schlimmste vorüber ist.« Sie sah dabei den alten Gärtner an, der zustimmend mit dem Kopfe nickte. Schönrade hatte nun keine Eile nöthig.

Bald saß er in einem gemüthlichen Stübchen, vor dessen Fenstern das Weinlaub nickte, am runden Tische neben dem Greise. Die Frau ließ sich's nicht nehmen, Brot, Butter, Käse und Bier aufzutragen. Das Mädchen war verschwunden und fand sich dann in gewählterer Toilette, namentlich mit Strümpfen und Schuhen bekleidet, wieder ein. Die Lampe mußte angesteckt werden; schon schoß der Regen in Strömen herab und der Donner grollte lauter und lauter heran.

Der Professor wünschte nun auch zu wissen, wie sein freundlicher Wirth heiße, und derselbe nannte sich Vogelstein. »Und Sie haben einen Sohn in Italien? Vielleicht in Florenz?«

»Ja, ja! da war er zuletzt und schrieb, daß er eine Gastwirthschaft übernommen habe,« bestätigte der Alte.

»Und jetzt erinnere ich mich, daß Signor Uccello erzählte, er sei in der Nähe dieser Stadt zu Hause,« brach der Professor los, und dann ging's an ein Fragen und Antworten, bis es klar zu Tage kam, daß jener Signor Uccello kein anderer sei, als des alten Vogelstein ältester Sohn, was dann die Unterhaltung sofort viel vertraulicher machte. Der Professor hatte auch ein Wort vom ›Palazzo Bellarota‹ fallen lassen, ganz beiläufig und in seiner scherzhaften Manier. Dabei horchte der Greis wieder ungewöhnlich aufmerksam auf und faßte seinen Arm, als ob er dem Gespräche hier einen Halt geben wollte, besann sich aber eines anderen, schüttelte den Kopf und that keinen Einspruch. Schönrade knüpfte dann an die Mittheilungen des Archivars über die Höneburg an, um sich zu erkundigen, wie Vogelstein eigentlich in die Ruine gekommen sei. »Ich nehme an, es ist kein Geheimniß dabei,« schloß er, »sonst natürlich bezähme ich gern meine Wißbegierde.«

»Es ist gar kein Geheimniß dabei,« antworteteder Gärtner, »vielmehr alles so klar und einfach, daß Jedermann es wissen könnte. Darum kümmert sich wahrscheinlich auch niemand um mich, selbst die wohlhlöbliche Polizei nicht. Meine Familie und die Familie der Freiherren von

Höneburg sind seit langer Zeit in gewisser Art enge verbunden. Ich stamme eigentlich aus einem städtischen Geschlechte, das einmal vor Jahrhunderten großen Besitz hatte und im Rathe saß. Das jetzt Feinberg'sche Haus, in dem Sie heute zu Mittag gespeist haben, gehörte seiner Zeit einem Urahn von mir, dessen Grabstein auf dem Liebfrauenkirchhofe noch leserlich ist. Wie wir nun vom Besitz gekommen sind, das ist eine eigene Geschichte, die ich nur ganz kürzlich melden will. In einer blutigen Fehde der Freiherren mit der Stadt – die Stadt hatte ohne rechten Anlaß zwei seiner Gesellen in den Thurm geworfen und machte ihnen als Räubern den Prozeß – stellte sich mein Ahn heimlich auf die Seite der Freiherren, denen er wegen mancherlei Vergünstigungen großen Dank schuldig war, und öffnete ihnen nachts die Pforte im grünen Thor. Der Ueberfall gelang aber gleichwohl nicht, und die Vogelsteine wurden des Stadtrechts verlustig erklärt und zur schleunigen Flucht genöthigt. Ich will jene That nicht vertreten, sondern nur erzählen, wie es gekommen ist, daß die Vogelsteine seitdem hier auf der Burg saßen, erst als Streitgenossen der Freiherren und Feinde der Stadt, dann in jener Diensten. Es blieb eine Freundschaft von daher, und sie hielt noch Stand, als der erste Anlaß so gut wie vergessen war. In letzter Zeit, als die Besitzer der Burg fast immer in Hof- und Militärdiensten abwesend waren, bestellten sie die Vogelsteine stets als ihre Amtsleute, und das geschah so lange, als noch Land und Leute zur Burg gehörten, für die amtlich gesorgt werden mußte. Mein Vater war noch

Amtmann, aber es ging schon in seinen jungen Jahren stark bergab, und ein Gut nach dem andern mußte verkauft werden. So lange ich denken kann, lebte man hier in ziemlicher Dürftigkeit und brachte aus der Landwirthschaft wenig mehr heraus, als was auch wieder verzehrt wurde. Ich mußte, weil ich gut gewachsen war, als ganz junger Mensch zum Militär eintreten, kam aber in das Regiment, bei dem der Freiherr von Höneburg als Rittmeister stand, und in dessen Schwadron. Da brach der Franzosenkrieg aus, und wir mußten mit ins Feld. In manche Schlacht sind wir zusammen geritten, und endlich traf sich's, daß ich ihm das Leben rettete, als er's keine Stecknadel mehr werth hielt. Schwer verwundet nahm er den Abschied und ging mit einer Pension in ein kleines Städtchen. Er hatte kurz vor Ausbruch des Krieges geheirathet, und seine Frau folgte ihm nun dahin, gebar ihm auch einen Knaben, der eine gute Erziehung erhielt. Mich setzte er, als ich bald darauf ebenfalls dienstfrei wurde, als Verwalter auf der Höneburg ein – so viel da noch zu verwalten war, und ich wirthschaftete mit aller Treue, so daß er jährlich eine kleine Rente zu seiner Pension erhielt. Sein Sohn kam ins Kadettenhaus und wurde in den Ferien oft hierhergeschickt, um sich in der frischen Luft zu erholen. Später, als sein Vater gestorben war, fand er sich als Offizier hier ein und bestätigte mich in meinem Amte auf Lebenszeit, verkaufte dann aber noch einen Acker, sodaß ich mich auf die Gärtnerei einschränken mußte. Er lebte mehrere Jahre lustig, wie ein junger Offizier, in

allerhand Garnisonen und wurde dann auch nach dieser Stadt versetzt. Was da passirt ist –«

Er unterbrach sich, hielt die Hand vor den Mund und hustete. Dann sah er wieder den Gast scharf an, rührte eine Weile die Lippen, ohne zu sprechen, und fragte endlich: »Aber wissen Sie das wirklich nicht?«

»Woher sollte ich das wissen?« antwortete der Professor verwundert.

»Nun, was da passirt ist, das mag passirt sein fuhr der Alte fort; »es geht uns, wie ich doch wohl merke, beide nichts an. Ich will also nur sagen, daß mein Herr, der Lieutenant, eines Tages auf der Höneburg erschien und mir auftrug, die besten Stübchen im Verwalterhause in Stand zu setzen, weil eine junge Dame hier logiren werde. Ich sah ihn betroffen an, denn es kam mir so vor, als ob er ein unruhiges Gewissen mitgebracht hätte. Er merkte wohl, was ich meinte, und sagte mir: Es ist für jetzt allerdings etwas Heimlichkeit dabei, aber zur Belagerung der Burg, wie ehemals in solchem Falle, wird es nicht kommen. Ich schüttelte sehr bedenklich den Kopf und er glaubte, mich vollends beruhigen zu müssen. Uebrigens in allen Ehren, sagte er, in allen Ehren! Wir werden einander heirathen, nur auf der Stelle geht es nicht. Sie soll morgen mit einem andern kopulirt werden, das müssen wir hindern. – Ich hatte zu gehorchen, und gehorchte. In der Nacht brachte er sie auf seinem Pferde ganz ritterlich über die Haide hierher, gab sie in meine Obhut und kehrte sogleich wieder nach der Stadt zurück,

da sie's so haben wollte. Dann fand er sich öfters zum Besuche ein, und eines Tages brachte er einen Geistlichen mit und sie wurden auf der Stelle getraut, wo ehemals die Burgkapelle gestanden hatte und wo noch der Altarstein unter der Linde liegt. Danach blieb der Freiherr oft Tage lang hier, und dann nach kurzer Zeit ging Schönheit und Liebe. Dann war der Freiherr wohl unwillig, und ich habe die Frau heimlich weinen sehen. Einmal kam auch ein Herr vom Gerichte heraus, um zu pfänden – ich denke, wegen alter Schulden – und danach gab's traurige, recht verzweifelte Tage. Auf die Weise, sagte der Freiherr zu mir, werden wir bald ausgewirthschaftet haben und das armselige Nest verlassen müssen – was dann? – Aber die Baronin war zu stolz, mir oder meiner Frau zu klagen, sie härmte sich still in sich hinein, und das that ihrer Schönheit großen Abbruch. Daß ihr der Freiherr jemals ihre Armut vorgeworfen hat, glaube ich nicht, das war nicht seine Art; aber sie mag sich's wohl selbst zu Herzen genommen haben, daß er ihretwegen in solche Ungelegenheiten kam. Sie sang seitdem auch immer seltener – ach! sie konnte wunderschön singen. Ich hatte einmal scherzweise zum Freiherrn gesagt: der Frau Baronin kann's nicht fehlen, wenn die zum Theater wollte! – Aber das hatte er sehr übel genommen, vielleicht war unter ihnen selbst von so etwas die Rede gewesen, und er wollte nichts davon wissen. Endlich in der größten Noth langte ein Brief an, der viel Aufregung schaffte. Irgend ein weitläufiger Vetter des Freiherrn, an den er nie gedacht hatte, war plötzlich kinderlos gestorben, und das

sehr reiche Fideicommiß, das stets in jener Familie gewesen war, so lange man denken konnte, fiel in Ermangelung näherer Verwandten ihm an. Es war damit auch der Titel eines Grafen von Gleichenau verbunden, den er fortan führen sollte. Nun war er über alle Sorge hinaus, reiste auch schon nach wenigen Tagen ab, um die Güter zu übernehmen. Die Frau ließ er vorläufig zurück, sie und das Kind.«

»Und kehrte nicht wieder?« fragte Schönrade gespannt.

»Er kehrte noch einmal wieder, ich weiß nicht, nach wie langer Zeit, aber gar nicht, wie er gegangen war. Die schöne Frau mochte wohl auch schon aus den Briefen erfahren haben, wie es stand, denn sie empfing ihn so kühl, daß es mir ins Herz schnitt. In ihrem Zimmer hörte ich ihn laut und heftig sprechen, wie er sonst gar nicht zu sprechen pflegte, und dann mußte nach einem Arzte geschickt werden, weil sie in Weinkrämpfen lag. Was zwischen ihnen verhandelt wurde, und was eigentlich der Grund dieser schweren Zerwürfnisse war, habe ich bis heute nicht erfahren, habe auch nicht danach geforscht. Es kam auch ein Notar nach der Burg, der allhand Schriftstücke aufsetzte, aber die Baronin weigerte sich, irgend etwas zu unterschreiben. Darauf gab mir der Freiherr Geld, damit ich das Häuschen besser in Stand setzen und für gute Pflege der Mutter und des Kindes sorgen sollte, und reiste wieder ab. Seitdem hat er sich wirklich hier nicht mehr blicken lassen.«

»Und die Frau – und das Kind?«

»Sie blieben noch einige Zeit hier. Es kamen und gingen Briefe; ich erfuhr nicht, was darin stand, denn sie war verschwiegen wie das Grab. Einmal langte auch ein Päckchen mit fünf Siegeln an, und es war eine sehr große Summe Geldes aufgeschrieben; aber das schickte sie sofort zurück. Wenige Tage darauf nahm sie Abschied von mir es und dankte mir unter vielen Thränen für das wenige Gute, das ich ihr hatte thun können. Sie fuhr mit ihrem Sohne ab, ohne zu sagen, wohin. Ich berichtete dem Freiherrn sofort, was geschehen. Ich erhielt aber keine Antwort. Auch auf alle weiteren Briefe blieb er stumm. Ich sende ihm seitdem jährlich eine Abrechnung über meine Verwaltung ein, aber es scheint, daß er nur ungern an die Höneburg erinnert ist. Ich werde wohl sterben, ohne eine Zeile seiner Hand zu sehen, aber ich werde auf meinem Posten sterben wie ein alter Soldat.«

XII.

Der Professor stand hastig auf, drückte dem Greise die Hand und verließ das Zimmer. Er war sehr bewegt, mehr als er den fremden Leuten zeigen wollte. Hatte er das von seiner Mutter so sorglich gehütete Geheimniß seiner Geburt erfahren? Es war noch nicht gewiß, und doch hätte er schwören mögen, es sei so.

Er blieb unter der Veranda stehen, wo ihn die kühle Nachtgewitterluft frisch anwehte. Es tropfte vom Weinlaub, aber der Regen hatte aufgehört. Einzelne schwarze Wolken zogen noch über die hohe, zerklüftete Mauer hin, der durch sie verdeckten Stadt zu, aber dazwischen war

der Himmel klar und tiefblau. Er überlegte ob er sogleich die Ruine verlassen und versuchen solle, das Gehörte zu vergessen. Sein Händedruck hätte als Lebewohl gelten können. Aber so ohne Dank – sie konnten ja nicht ahnen, was ihn forttrieb. Und es trieb ihn nicht einmal fort; es hielt ihn eher mit unsichtbaren Fäden fest. Vor kurzem wären ihm alle diese Dinge vielleicht sehr gleichgültig gewesen, jetzt fühlte er, daß er ein Gewicht brauchte, nachdem er bei der Werbung um Käthchens Hand zu leicht befunden war. Mußte er doch auf irgend einen günstigen Zufall rechnen, wenn sich das Blatt wenden sollte. Warum ihm hier aus dem Wege gehen? Eine solche Pflicht legte ihm die Pietät gegen seine Mutter nicht auf. Er trat auf den Hof hinaus und zum Brunnen, nachdem er leise ans Fenster geklopft hatte, legte die verschränkten Arme darauf und schaute in die Tiefe. Unten im Wasser spiegelte sich ein Stern. Er grüßte ihn und dachte an sein geliebtes Mädchen.

Der Gärtner mit seiner Tochter und Enkelin gesellte sich bald zu ihm. »Es wird Zeit zu scheiden,« sagte der Professor, aber er hoffte auf Widerspruch. Der Alte sah zum Himmel auf und meinte, das Wetter scheine vorüber zu sein. Die Frau Wachtmeister gab zum Glück mitleidig zu bedenken, daß die Stege und Wege sehr naß seien und daß er nicht einmal den besten Pfad bis zur Fähre finden werde. Ob er denn durchaus zur Nacht nach der Stadt müsse? Er sei völlig sein freier Herr, antwortete er, und es wäre ihm gewiß lieber, zu bleiben, als auf der nassen Haide herumzuirren, wenn er nur ein Unterkommen

finden könne. Die Frau sah den alten Herrn fragend an, und er sagte freundlicher, als sie erwartet hatte: »Meinetwegen schon.« Nun mischte sich auch das blondlockige Mädchen ein und schlug das leerstehende Stübchen oben vor, in dem nach des Großvaters Erzählungen die schöne Baronin mit ihrem Knaben zuletzt gewohnt hätte. Das sei ihm gerade das liebste, versicherte der Professor, und die beiden Frauen eilten nun ins Haus, um alles Nöthige vorzubereiten.

Der Alte blieb und setzte sich auf die schon getrocknete Steinbank. Schönrade lehnte sich wieder über den Brunnenrand hinter ihm. »Es schien mir, daß Sie mich bei meinem Eintreten sehr genau und wie verwundert betrachteten,« begann er nach kurzem Schweigen; »auch glaubte ich Worte zu verstehen, die hierauf Bezug hatten. Darf ich wissen, ob ich mich täuschte, und wenn nicht, was Ihnen an meiner Person auffällig schien?«

»Sie täuschten sich nicht,« erwiderte der Gärtner, »nein, Sie täuschten sich nicht. Aber *ich* – täuschte mich, obgleich es in der That wunderbar ist . . . «

»Was nennen Sie wunderbar?«

»Eine gewisse Aehnlichkeit mit – mit –«

»Mit wem?«

»Das weiß ich nun nicht einmal mehr zu sagen. Im ersten Augenblick glaubte ich, mit der Freifrau von Höneburg, von deren Unglück ich Ihnen erzählte, und dann wieder schien mir's, als ob der Freiherr selbst – – Aber ich könnte nicht sagen, ob es das Gesicht oder die Gestalt war, die Augen oder die Nase oder der Mund – und nun

bei längerem Zuschauen verwischt sich alles mehr und mehr, und ich sehe wohl, daß ich im Irrthum war. Verdenken Sie's dem Manne nicht, der schon länger als dreißig Jahre auf den Tag wartet, wo der Herr dieser Burg hier eintreten soll!«

Der Professor konnte seiner Rührung nicht sofort Herr werden. Erst nach einigen Sekunden sagte er: »Und wenn Sie nun doch keine Vision gehabt hätten, wenn . . . «

Der Greis wendete sich schnell nach ihm um und legte ihm die zitternde Hand auf den Arm.

»Ich weiß nichts Gewisses,« fuhr der Professor rasch fort, »und nichts liegt mir ferner, als mich und Sie zu betören. Aber vieles stimmte merkwürdig zusammen, und meine Mutter, die mir meine ersten Lebensschicksale verschwieh, wünschte nicht, daß ich hierher ginge. Kennen Sie den Familiennamen meiner Mutter?«

»Ich kenne ihn.«

»Und ich will ihn nennen. Sie ist eine Bellarota, des Sängers Carlo Bellarota Tochter, der im Hospital der Stadt gestorben ist, als sie erst zehn Jahre alt war.«

»Wahrhaftig, Herr, so ist's!«

»Und ich selbst führe ihren Namen, nur verdeutscht. Schönrade ist das italienische Bellarota.«

Der alte Mann stand auf, zog das Käppchen und verneigte sich. »So ist's ja gewiß,« sagte er mit dem Ausdruck herzlichster Freude. »O! seien Sie mir gegrüßt, Herr Freiherr, in der Burg Ihrer Väter.«

Diese feierliche Ansprache war nur zu sehr geeignet, die melancholische Rührstimmung, die sich des Professors bemächtigt, mit einem Schlage zu vernichten und ihm ein humoristisches Lachen über die Lippen zu treiben. Der Gärtner stutzte und sah ihn scheu an. »Verzeihen Sie,« bat jener, ihm die Hand auf die Schulter legend. »Sie würden wie ich lachen, wenn Ihnen einfiele, was mir so eben einfällt. Sagte ich Ihnen nicht, daß Philipp Amberger in dem Gasthofs Ihres Sohnes zu Florenz den Palazzo Bellarota entdeckt haben wollte? Jedenfalls ist es so, und er begrüßte mich sehr ernst ›im Palazzo meiner Väter‹, und nun muß ich hier selbst Entdeckungen machen, die auf meine Abstammung von den Freiherren von Höneburg weisen, und deren ältester und treuester Freund heißt mich willkommen ›in der Burg meiner Väter‹ – soll mir da das Lachen nicht näher sein, als das Weinen? Entscheiden Sie selbst.«

Vogelstein verzog das Gesicht ein wenig. »Ja, ja!« sagte er, »es scheint wunderbar genug; aber manchmal passirt auch im menschlichen Leben etwas recht Wunderbares, so daß wohl ein Romanschreiber ein Buch daraus machen könnte; und warum soll nicht –? Ei, ei, ei! Daß ich's erlebe.«

»Lassen Sie uns nicht voreilig eine begründete Vermutung für einen vollen Beweis nehmen,« mahnte der Gast. »Erlauben Sie, daß ich für Sie und die Ihrigen so lange der Professor Xaver Schönrade bin, bis –«

»Xaver?« rief der Alte. »Das war ja der Taufname des Kindes.«

»Gut – das stärkt unsere Vermuthung. Gleichwohl – lassen Sie mich bleiben, was ich bin, bis ich von meiner Mutter und dem Grafen von Gleichenau anerkannt sein werde. Nur auf so viel Vertrauen erhebe ich schon jetzt Anspruch, daß Sie mir sagen, ob hier irgendwelche Papiere in Ihrem Gewahrsam geblieben sind, die etwa eine weitere Aufklärung geben könnten. Sie dürfen sie getrost in meine Hände legen, so lange mich diese Mauern beherbergen.«

»O, wohl gibt's Papiere,« versicherte der Gärtner nachdenkend, »und sie müssen noch an derselben Stelle liegen, an der die gnädige Frau sie gelassen hat; oben in ihrem Schlafstübchen und in der obersten Schieblade der Kommode. Den Schlüssel habe ich verwahrt. Es sind Briefe und Urkunden – lesen Sie nur alles durch. Die Frau Baronin scheint kein Gewicht darauf gelegt zu haben, sonst hätte sie die leichte Last mitgenommen. Aber sie schied ja im Zorn und in tiefster Kümmerniß – da kann's auch sonst einen Grund gehabt haben.«

Die Frau Wachtmeister kam melden, daß das Stübchen bereit sei. Lena stand mit einem Licht an der Treppe und sagte freundlich gute Nacht. Vogelstein holte den Schlüssel herbei. Dann schüttelten die beiden Männer einander schweigend die Hand. Eine Minute darauf trat der Professor in das niedere Gemach ein, in dem vielleicht einst seine Wiege gestanden hatte.

Das beglückende und zugleich beängstigende Gefühl, so unverhofft seine Heimat gefunden zu haben, bewältigte ihn. Lange verließ er den Platz an der Thüre nicht, den

er bei seinem Eintreten eingenommen hatte, und schaute mit feuchten Augen nach dem Fenster, an dem die unglückliche junge Frau gewiß oft saß, nach dem einfachen Bette, auf dem sie schlaflose Nächte verbrachte, nach dem Schrank und der Kommode von Birkenholz, in denen sie ihre Habseligkeiten aufbewahrte. Was war hier verhandelt zwischen zwei Menschen, die doch einander geliebt hatten? Was hatte stürmisch das Herz bewegt, das dann hier in banger Erwartung oder in leidenschaftlichem Kummer allein geschlagen hatte? Er glaubte nun seine Mutter zu verstehen, wenn sie über diese Zeit für ihn einen undurchdringlichen Schleier zu werfen suchte, wenn sie ihm den Namen des Mannes entzog, der sie so tief gekränkt und auch ihres Sohnes Rechte verletzt hatte. Dieser sein Vater war ihm bisher sehr gleichgültig gewesen; nun war es ihm, als ob er ihn hassen müßte, wie seine Mutter ihn haßte. Es ändert sich nichts, murmelte er düster vor sich hin, es bleibt alles, wie es jetzt ist – ich habe keinen Vater.

Das Licht brannte lange. Schönrade hatte einen Stuhl an die Kommode gerückt und die Schieblade geöffnet. Er fand darin, wie der Alte sagte, Briefschaften und Urkunden, die er sich nun einzeln durchzusehen anschickte, nachdem er sie geordnet hatte. Es ergab sich ihm daraus ungefähr ein Bild von dem, was vorgegangen war. Nur daß alle Dinge darauf Licht und Schatten von dem Standpunkte des einen empfangen, während Camilla nur

selten ein paar Worte an den Rand eines Briefes geschrieben und wenige Konzepte von amtlichen Eingaben hinterlassen hatte. Die Schreibweise des Freiherrn war immer mild und gleichmäßig freundlich; auch wo er sich über hartnäckiges Mißverstehen seiner guten Absichten beklagte, oder an sie strenge Forderungen stellte, verlor sein Styl nicht diesen Zug von achtungsvoller Rückhaltung und ehrerbietigem Wohlwollen, der für den Schreiber sprach, aber von der Leserin der Briefe schwerlich gewürdigt war. Manches Blatt zeigte sich mitten durchgerissen. Bei manchem andern fehlte ein Theil ganz. Auch unerbrochene Briefe fanden sich; der Inhalt wurde als bekannt vorausgesetzt, oder der Mißmuth hatte am Empfangtage den höchsten Grad erreicht und machte sich in diesem Zeichen der Geringschätzung Luft. Weit über Mitternacht hinaus saß der Professor aufgestützt vor diesen Papieren und enthüllte eine sehr trübe Vergangenheit.

Es war nicht zweifelhaft, daß der Freiherr Camilla geliebt hatte. Wie er sie zum Weibe erwarb, ergab sich aus diesen Schriftstücken nicht; nur sagte er in einem Briefe, daß er nie vergessen werde, wie sie ihm die gewisse Aussicht auf ein Leben in Wohlstand und guter Ordnung angeopfert habe, und es fand sich diese Stelle mit Bleistift mehrfach angestrichen und mit Fragezeichen versehen. Der Sohn kannte auch seine Mutter zu gut, um nicht zu errathen, daß ihre leidenschaftliche Natur und ihr stolzer Sinn schon frühe Störungen des jedenfalls in nicht

regulärer Weise gewonnenen ehelichen Glückes verursacht haben werde, die den vielleicht nicht ganz charakterfesten Freiherrn gegen sie erkältet haben konnten. Es mußte das Band schon gelockert sein, als das Ereigniß eintrat, das die Entfernung des Mannes nöthig machte. Zwar folgten von Schloß Gleichenau noch die zärtlichsten Briefe, die sogar in der Rückerinnerung an die in der Ruine verlebte Idylle einen Hauch von Poesie athmeten und in lebhaften Farben das Glück schilderten, das sie nach so vielen äußeren Entbehrungen im Schoß des Reichthums finden würden. Dann aber blieben die Nachrichten länger aus, beschränkten sich auf allgemeinste Mittheilungen und waren im übrigen mit Entschuldigungen wegen längeren Nichtschreibens angefüllt, die kaum ernst genommen werden konnten. Wahrscheinlich antwortete Camilla damals mit immer bittereren Vorwürfen, verlangte auch dringend, daß er zurückkomme oder sie mit dem Kinde nach Gleichenau abhole, denn der Freiherr verantwortete sich – erst eifrig, dann kühler, steckte den Tag seiner Rückkehr weiter und weiter hinaus und bat, noch mit der Abreise zu warten, bis das Schloß gehörig in Stand gesetzt sei.

Endlich folgte, wahrscheinlich auf dringende Aufforderung sich über den Grund des Zögerns bestimmt zu erklären, eine sachliche Mittheilung von entscheidender Wichtigkeit. Es hatte sich aus den Urkunden, auf die das große Fideicommiß sich gründete, ergeben, daß

nur Nachkömmlinge aus einer von beiden Seiten adligen Ehe erberechtigt seien, und zwar müsse eine gewisse Zahl von ritterbürtigen Ahnen nachgewiesen werden. Der Freiherr schien diese wichtige Ermittlung nur deshalb zu Camillas Kenntniß zu bringen, um fortfahren zu können: er glaube sich zu erinnern, von ihr gehört zu haben, daß ihr Vater einer altadeligen italienischen Familie entstamme. Sie wisse am besten, wie wenig Gewicht er auf dergleichen Abstammung gelegt und wie viel er seinen eigenen Freiherrnstand werth geachtet habe; nun aber, nachdem ihm wider Erwarten die Herrschaft Gleichenau angefallen, sei es doch von Erheblichkeit, ob er dieselbe auf seinen Sohn vererben dürfe, oder ob sie schon nach seinem Tode wieder auf einen andern Zweig der Familie übergehen solle. Camilla schien mit weiblichem Mißtrauen, und vielleicht schon zu schwer gekränkt durch die bisherige Vernachlässigung, in diesem Schreiben nur den versteckten Selbstvorwurf gelesen zu haben, eine nicht standesgemäße Ehe eingegangen zu sein, denn der folgende sehr kühl gehaltene Brief beschwerte sich über ihre maßlose Leidenschaftlichkeit und über zur Zeit noch ungerechte Angriffe. Dieses ›zur Zeit noch‹ war wieder stark unterstrichen und durch Ausrufungszeichen am Rande markirt. Sie mußte aber auch geantwortet haben, daß ihre Abstammung aus einem Adelsgeschlechte nicht anzuzweifeln sei, denn der Freiherr hatte bezüglich darauf seine Bedenken geäußert, aber versprochen, sofort in Italien Erkundigungen einzuziehen und nichts unversucht zu lassen, um ihr zu

ihrem Rechte zu helfen; bis dahin solle sie noch auf der Höneburg bleiben, da es ihm wünschenswerth sei, seine Frau dem benachbarten sehr reichen und sehr stolzen Adel so vorzustellen, daß sie selbst mit der Aufnahme zufrieden sein könne.

Dieser letztere Passus war sicher von Camilla sehr mißfällig aufgenommen, und er ließ in der That darauf schließen, daß der neue Graf von Gleichenau selbst wenig Geschmack daran fand, sich seiner Frau wegen Zurücksetzungen gefallen lassen zu müssen. Sie konnte in solcher Verleugnung ihrer Person einen Mangel an Liebe erblicken, wie sie ihn selbst nach den mancherlei Beweisen von Kälte in letzter Zeit nicht für möglich gehalten hätte, und zugleich stellte sich ihr der Verlust, der ihrem Kinde drohen sollte, jetzt klar vor Augen. In einer kurzen Aufzeichnung von ihrer Hand beschuldigte sie ihren Mann der Unredlichkeit, da er sich offenbar eine Bestimmung des Familienstatuts zu nutze machen wolle, um unter jetzt so ganz veränderten Verhältnissen Weib und Kind los zu werden. Es schloß sich daran das Konzept eines Briefes an einen berühmten Advokaten mit der Anfrage, ob nicht eine vor Anfall des Fideicommisses eingegangene Ehe von jenen Bedingungen unberührt bleibe. Die Antwort fehlte, konnte aber nicht ganz beruhigend ausgefallen sein, denn es fanden sich nun Notizen, Inhalts deren die geängstigte Frau selbst in verschiedenen Städten Italiens Nachforschungen angestellt hatte.

Dem Freiherrn mußte übrigens von jedem Unparteiischen zugestanden werden, daß er wirklich keine Mühe

scheute, den Bellarotas auf die Spur zu kommen. Es lag ein ziemlich starkes Konvolut von Papieren vor, das alle hierauf bezüglichen Benachrichtigungen von Magistraten und Kirchenvorständen enthielt. Es ergab sich daraus, daß allerdings neben mehreren bürgerlichen auch eine adlige Familie dieses Namens existirte, aber die Verbindung Carlo Bellarotas mit derselben hatte sich in keiner Weise feststellen lassen.

Darüber war Zeit vergangen; der Streit unter den Eheleuten war nur heftiger geworden. Es ließ sich nicht mehr verkennen, daß der Freiherr von seiner neuen Umgebung sehr stark beeinflusst wurde und sich mehr und mehr an den Gedanken gewöhnte, ein Band zu lösen, das ihm durch das stete Mißtrauen auf der andern Seite, durch Klagen und Vorwürfe zu einer sehr unbequemen Fessel zu werden drohte. So überraschte nicht mehr der Vorschlag einer Scheidung. Camilla hatte an den Rand geschrieben: ›Nie – nie – nie!‹ Es fügten sich Briefe eines Advokaten an, in welchen eine sehr erhebliche Abfindung für Mutter und Kind geboten wurde, mehrere zerrissen. Ein Schreiben mit Adresse von der Hand des Freiherrn war uneröffnet geblieben.

Es mußte nun dessen Rückkehr zur Höneburg den Briefwechsel unterbrochen haben. Der alte Gärtner sprach ja auch von noch einer persönlichen Zusammenkunft. Der vollständig ausgearbeitete Entwurf eines Vergleichs, dessen Bestimmungen durchaus zu Gunsten der Frau lauteten, war zwar von dem Freiherrn, nicht aber von ihr

unterschrieben. Darunter stand dann mit späterem Datum von seiner Hand: ›Ich werde mich auch ohne den ausdrücklichen Beitritt Camillas zu allen Verpflichtungen des vorgeschlagenen Abkommens für gebunden halten.‹ Xaver wußte, daß seine Mutter nie eine Unterstützung irgend welcher Art erhalten hatte; er hatte nur die Wahl, anzunehmen, daß sein Vater wortbrüchig geworden, oder daß seine Mutter zu stolz gewesen, etwas zu acceptiren, und das letztere schien wahrscheinlicher. Mit jenem Vergleichsentwurfe zusammen lag ein Papier, das ihn länger fesseln mußte.

Es war eine in aller Form aufgenommene und ausgefertigte notarielle Verhandlung, in welcher der Freiherr von Höneburg und Graf Gleichenau nach einer Einleitung, die kurz das Verhältniß auseinandersetzte, unwiderruflich erklärte, daß er für den Fall seiner gerichtlichen Scheidung von seiner jetzigen rechtmäßigen Ehefrau Camilla Bellarota, mag in dem Urtheile über die Schuld des einen oder andern Theils erkannt werden, was wolle, seinen in dieser Ehe erzeugten Sohn Xaver von Höneburg nicht nur zu seinem Universalerben in alles dasjenige als berufen anerkenne, was er als Freiherr von Höneburg bei seinem Tode besitzen werde, sondern, daß er diesem so benannten Sohn schon jetzt seinen Besitz, nämlich die Höneburg nebst den dazu gehörigen Baulichkeiten, Gärten, Aeckern und wüsten Ländereien und mit allen denselben jetzt und künftig anhängenden

Rechten und Befugnissen zum vollständigen und unbeschränkten Eigenthum mit der Bestimmung verschreibe, daß seine Mutter davon bis zu seiner Großjährigkeit Verwaltung und Nießbrauch haben solle. Hat dieses Geschenk zur Zeit auch wenig Werth, schloß er, so umfaßt es doch alles, was dem Geschlechte der Höneburg in diesem Augenblicke gehört, und wird also mein Sohn, für den ich gleichwohl aus den Einkünften des Gleichenauschen Fideicommisses aufs reichlichste zu sorgen entschlossen bin, erkennen, daß ihm meine Liebe so viel zuwendet, als sie vergeben kann. Der Professor überlas das Blatt drei-, viermal, prüfte das Siegel, die Unterschrift des Notars; es war unzweifelhaft, daß eine in aller Form beweisende Urkunde vorlag, die in jedem Gerichtshofe als gültig anerkannt werden mußte. Er war danach Herr dieser Ruine Höneburg, in der er ein Nachtlager angewiesen erhalten hatte; er war es seit dreißig Jahren, und wußte nichts davon bis diesen Tag. Seine eigene Mutter hatte die Urkunde zur Aufbewahrung erhalten und sie so gering geachtet, daß sie sie nicht einmal mit sich nahm, als sie den Ort seiner Geburt verließ. Schien ihr der Besitz selbst werthlos? Schwerlich! Aber sie haßte den Mann, der ihn auf ihren Sohn übertragen hatte, und als sie die Höneburg verließ, geschah es wahrscheinlich schon mit dem festen Vornehmen, daß ihr Sohn ihren Namen erhalten und nie erfahren sollte, wer ihr undankbarer und ungetreuer Gatte gewesen.

Es ging ihm eigen. Je mehr von den vorgefundenen Briefschaften sich als bereits durchgelesen links häuften,

desto auffallender wurde die Wandelung, die seine Gefühle durchmachten. Er liebte seine Mutter aufrichtig; er dankte ihr ja Pflege, Erziehung und tausend Beweise von Zärtlichkeit und Opferfreudigkeit; er mußte sich auch jetzt sagen, daß ihr Schmerz sich damals gewiß nicht zum wenigsten deshalb so maßlos und unverständig äußerte, weil sie an ihr Kind dachte, das den Vater verlieren sollte; er konnte sich auch gar nicht der Anerkennung verschließen, daß sie, gerade weil sie ihren Mann über alles geliebt hatte, schwer leiden mußte, und daß sie noch in der Art, wie sie sich nach dem herbsten Verluste ihres Lebens ganz auf sich stellte und jede Abfindung zurückwies, eine ungewöhnliche Größe und Stärke bewährte – und doch fühlte er mehr und mehr, daß der Mann, der dieses schwere Unheil verschuldete, ihm etwas wurde, daß er ihm nicht so sehr zürnen könne, als er's zu verdienen schien, und daß er auch ihm eine rein menschliche Theilnahme nicht versagen könne. Diese beiden Menschen, bedachte er, hatten einander finden und beglücken können, so lange ihre Eigenart sich nicht zu äußern Gelegenheit hatte; auch wenn jenes trennende Ereigniß nicht eingetreten wäre, würden sie nur eine kurze Strecke Weges neben einander Arm in Arm gewandelt sein; dann hätten sie sich gleichgültig getrennt, und vielleicht wäre nicht der eine und nicht der andere zu seinem vorgesteckten Ziele gekommen: Camilla Bellarota war bestimmt, eine Künstlerin zu werden.

Der weitere Verlauf der Begebenheit, so weit er aus diesen Papieren ersichtlich war, bestärkte ihn in dieser

Annahme. Der Freiherr zeigte an, er habe sich während der kurzen Zeit ihres Beisammenseins überzeugen müssen, daß eine dauernde Vereinigung hier oder dort nicht mehr möglich sei. Er könne sie nicht nöthigen, in die Scheidung zu willigen, werde aber fortan getrennt von ihr leben und abwarten, ob sich mit der Zeit ruhige Einsicht ihrer und seiner Lage finden werde. Hierauf mußte ihrerseits der Entschluß kundgegeben sein, zur Bühne zu gehen, denn es folgte eine sehr erregte Antwort, in welcher der Freiherr diesen Schritt auf das unzweideutigste mißbilligte und untersagte. Auch die nächsten Briefe beschäftigten sich damit, und endlich erklärte er in einem ganz kurzen und strengen Schreiben, daß ihr Auftreten auf einer öffentlichen Bühne dem Grafen von Gleichenau einen Grund zur Scheidungsklage geben, und daß er nicht zögern werde, davon Gebrauch zu machen. Es war dies das letzte Schriftstück von seiner Hand und zeigte deutliche Spuren von Thränen. Hatte der alte Gärtner recht, so war dann noch längere Zeit vergangen, bis Camilla sich nach der Abweisung jenes Geldbriefes von der Höneburg entfernte; sie hatte lange überlegt, ob sie seiner Drohung, an deren Ernst sie nicht zweifeln konnte, trotzen solle. Und sie hatte endlich doch jede andere Rücksicht hintenan gesetzt und war mit ihrem Kinde in die weite Welt hinausgegangen, um ihrem angeborenen Berufe zu folgen. Es war zu vermuthen, daß Höneburg von den glänzenden Erfolgen der Sängerin sehr bald Kenntniß erhielt und nun leicht eine Scheidung durchsetzte.

Das Licht war tief herabgebrannt. Der Professor löschte es aus, konnte aber nicht zu Bett gehen, sondern riß das Fenster auf und lehnte sich in die kühle Nachtluft hinaus. Der Himmel war jetzt ganz klar und mit bleichen Sternen besäet, ein sanfter Wind strich durch die Kronen der hohen Bäume, aus einem Spalt des alten Gemäuers stieß eine Eule unheimliche Töne hervor. Ob sein Käthchen jetzt sanft schlief und träumte? Wie wenig ahnte das gute Kind, was seine Seele bewegte?

Wohl erst nach einer Stunde solchen Hinbrütens begab er sich zur Ruhe, um dann bis in den Tag hinein zu schlafen.

Die Frau Wachtmeisterin hatte den Kaffee schon zweimal aufgetragen und wieder abgeräumt, als er endlich erschien und mit gutem Appetite gleich das zweite Frühstück damit verband. Seine gesunde Natur hatte durch einige Stunden Schlaf nach so eingreifenden Erschütterungen die reguläre Thätigkeit der Nerven zurückgeführt; er war ganz munter und konnte wie sonst scherzen. Das Vergangene ist vergangen, hatte er sich beim Ankleiden gesagt; alle die Thränen sind längst getrocknet, alle die Seufzer längst verhallt. Jeder von beiden hat seine Lebensbahn weit über ihren Höhepunkt erfüllt und steigt abwärts hier oder dort – es ist nur ein Zufall, daß ich so spät in diese fernen Begebenheiten eintrete, daß sie mir, so alt sie sind, letzte Nacht wie gegenwärtig erschienen. Wie weit sie für mein Leben bestimmend sein werden, steht noch gänzlich dahin, und ich will nicht vorgreifen; auch mir soll heute am lichten Tage wieder Vergangenes

vergangen sein. – So versäumte er denn nicht zu bemerken, daß der Kaffee der Frau Wachtmeisterin vortrefflich und das selbstgebackene Weißbrot sehr schmackhaft sei, und daß Lenchen eine ganz reizende, halb städtische, halb ländliche Toilette gemacht habe. Er hatte übrigens Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß das Mädchen der besten Schulbildung nicht ermangelte und in allen Disciplinen besser und gründlicher unterrichtet war, als viele Fräulein in reichen und vornehmen Häusern, in denen die Hauslehrer einander die Hacken ablaufen.

»Wo wird sich denn aber in dieser Einsamkeit und Weltverlassenheit ein Freier für Ihr hübsches Töchterchen finden?« fragte er scherzend die Frau.

Sie seufzte. »Freilich ist's hier einsam und weltverlassen, und die wenigsten in der Stadt merken auch nur darauf, daß die Ruine bewohnt ist. Aber unter Menschen kommen wir doch manchmal. Es vergeht nicht leicht ein Sonntag, an dem wir nicht die Kirche in der Stadt besuchen, und da sollten Sie einmal sehen, wie alles auf der Straße stehen bleibt und umschaut und mancher seine Herr sich fast den Kopf verdreht, um sich den Lockenkopf meines Mädels nicht entwischen zu lassen. Es hat sich auch schon einer und der andere hierher nachgeschlichen, aber meine Lena hält etwas auf sich und will hoch hinaus, weil doch die Vogelsteine, wie sie sagt, Patrizierblut in den Adern hätten. Das heißt, verstehen Sie's nicht unrecht: ein ehrlicher, tüchtiger Mann, der den alten Papa in der Wirthschaft ablöste und sonst das Herz auf der rechten Stelle hätte, käme uns ganz recht.«

Lena brachte einen Korb voll schöner Kirschen aus dem Garten draußen. Der Großpapa hatte etwas von dem gestrigen Gespräche fallen lassen in der Freudigkeit seines Herzens, und sie fragte nun munter neckend: »Sind Sie also unser Freiherr oder nicht? Man muß so etwas doch wissen, damit man sich nach Gebühr respektvoll benehmen kann.«

»O! wenn Ihnen der Professor nicht Respekt eingeflößt hat,« rief er lachend, »so wird der Freiherr von Höneburg schlecht bestehen, mein Fräulein; Sie kennen zu gut den Umfang und Ertrag seiner freiherrlichen Besitzungen.«

»Man weiß doch nicht, was darin steckt,« mischte sich der Alte mit ganz ernstem Gesichte ein. »Es sind vor nicht gar langer Zeit Herren von der Regierung hier gewesen und haben nach dem Eigenthümer der Haide und der Sandscholle gefragt. Es war von dem Bau einer neuen Eisenbahn die Rede, und es schien der Raum für den Bahnhof und die Maschinenwerkstätten zu fehlen. Sie glaubten, ich hätte über das Land zu verfügen, und boten eine Summe, die ich gar nicht nachsprechen will. Und doch, wenn ich mich nicht sehr täusche, meinten sie bei mir schlichtem Manne nicht den höchsten Preis setzen zu dürfen. Wahrscheinlich haben sie sich nun an den Grafen von Gleichenau gewandt.«

Der Professor zog aus den letzten Worten den Schluß, daß Vogelstein von der Schenkungsurkunde nichts wisse. Er hätte das Papier in die Tasche stecken und entfernen können, aber seine Ehrlichkeit ließ einen solchen Mißbrauch des Vertrauens nicht zu. Er nahm ihn auf das

Stübchen hinauf, übergab ihm wieder die Briefschaften, zeigte ihm aber auch die sehr wichtige Schrift und legte ihm die sorgsamste Aufbewahrung ans Herz. »Ich darf Sie nicht bitten,« sagte er, »mir das Papier mitzugeben, denn noch bin ich für Sie ein Fremder, der sich erst zu legitimieren hat, so wenig ich auch zweifle, daß mir's leicht gelingen würde, Sie in dieser Hinsicht völlig zufrieden zu stellen. Ich weiß aber selbst noch nicht, ob ich es in meinem eigenen Interesse für nützlich erachten werde, meine Rechte geltend zu machen. Doch – es kann sein! Und deshalb haben Sie gewiß nichts dagegen, wenn ich mir eine Abschrift von dieser Urkunde nehme und mich nöthigenfalls auf das Original in Ihrer Hand berufe.«

Der Gärtner willigte gern ein. »Es ist für mich ja doch gewiß,« erklärte er, »und ich will nur den lieben Gott bitten, daß er seinen Segen zu allem, was Sie thun, nicht versage.«

Er holte Papier und Feder herbei. Nach einer Stunde war Schönrade fertig und nahm von seinen lieben Wirthen Abschied ›auf baldiges Wiedersehen!‹ Er kam noch zeitig genug nach der Stadt, um im Hotel seine Rechnung bezahlen, dem langen Kellner einen Gruß an die selige Hansa auftragen und den Bahnhof vor Abgang des Schnellzuges erreichen zu können.

Auf der langen Fahrt hatte er vollauf Muße, das Erlebte zu überdenken und seine weiteren Pläne mit sich durchzuberathen.

XIII.

In der Villa an der Thiergartenstraße zerbrach man sich den Kopf darüber, warum der Professor nun schon zwei Tage vergessen habe, seinen gewohnten Besuch abzustatten. Der Kommerzienrätin war von der Dienerschaft seine Empfehlung pflichtschuldigst ausgerichtet, aber sonst hatte er nichts sagen lassen. Käthchen hielt für gut, nicht zu verschweigen, daß sie ihn gesprochen habe, da ja sein Eintreten in den Pavillon vom Hause her bemerkt sein konnte, aber über den Inhalt des Gesprächs gab sie natürlich keine Andeutung, und man fragte auch nicht danach. Wie konnte man auch vermuthen, daß so gleichsam im Vorübergehen ein Bündniß für's Leben geschlossen war?

»Du mußt einmal in seiner Wohnung ansprechen, wenn Du von der Börse kommst,« sagte die Rätin zu ihrem Mann. »Er kann erkrankt sein, und es wäre unfreundlich, sein Ausbleiben unbemerkt zu lassen.« Sie war abends sehr gelangweilt und litt wieder viel von ihrer Migräne.

Mr. Fairfax erbot sich, den Professor aufzusuchen. »Aber wozu das?« meinte Lilli; »er glaubt vielleicht –«

»Was soll er glauben?« forschte die Rätin eifriger, als das schüchterne Bedenken nöthig machte. »Der Professor ist ein Freund des Hauses, und es ist nur in der Ordnung, wenn Mr. Fairfax, der ihn schätzen gelernt hat, uns jeder Sorge um ihn überhebt.«

Lilli widersprach nicht weiter. Es war ihr gar nicht so unlieb gewesen, daß Schönrade ausblieb, ohne daß dazu von ihrer Seite eine Veranlassung gegeben war. Diese wenigen Tage, in denen sie mit dem jungen Engländer ganz ungestört verkehren konnte – auch Käthchen nahm sie wenig in Anspruch und blieb gern bei ihrer Arbeit allein – hatten ihr Gefühl stark geklärt und sie in der Meinung befestigt, daß der gelehrte Mann ihrem Herzen ganz entbehrlich sei. Das Verhältniß der beiden jungen Leute war recht intim geworden, und wenn sie sich auch noch nicht ausgesprochen hatten, so gab es doch schon zwischen ihnen allerhand kleine Heimlichkeiten, wie sie die Präliminarien zu einer Verlobung in aller Form zu bilden pflegen. Die Kommerzienrätthin sah diese gegenseitige Annäherung mit Freuden; die sehr gerechtfertigten Wünsche ihres Mannes schienen sich schneller, als zu erwarten stand, erfüllen zu wollen.

Mr. Fairfax erkundigte sich in der Wohnung des Professors und brachte die Nachricht, daß er verreist sei. Seine Wirthin wisse nicht, wohin und auf wie lange. Das sei doch sonderbar, meinte die Rätthin, so ohne Abschied zu verreisen und nicht einmal eine Bestellung zu hinterlassen. »Hat er Ihnen denn gar nichts davon gesagt?« fragte sie nun Käthchen aus, »das ist doch kaum zu glauben.« Das arme Kind fühlte das Blut in die Stirn schießen und beugte sich tief über die Stickerei. Sie hätten nur wenige Worte gewechselt, rief sie aus, und es könne ja wohl auch ein unvorgesehenes Ereigniß –

»Freilich, freilich!« bestätigte die Rätin, wir werden ja bald erfahren, daß wir gar keinen Grund hatten, uns zu beunruhigen. Man gewöhnt sich so an Menschen und entwöhnt sich ihrer auch wieder. Ins Bad hätte er uns ja doch nicht begleitet.« Sie dachte seit zwei Tagen wieder viel an die Badereise.

Käthchen hatte in ihrem Schlafzimmer die Rose, die Xaver ihr gelassen, in ein Glas gestellt und täglich frisches Wasser eingefüllt. Ehe sie verwelke, müsse er zurückkehren, dachte sie. Lilli wunderte sich über diese Pflege. »Was hast Du nur an dieser einen Rose?« fragte sie. »Im Garten gibt's ja so viele weit schönere, und Du kannst jeden Tag einen frischen Strauß haben, wenn Dir's Freude macht. Käthchen lachte schelmisch. »Diese Rose ist gar nicht wie andere,« antwortete sie, »siehst Du ihr das nicht an?«

Beim besten Willen nicht! Ich finde sie schon recht bleich und matt.«

»Sie hat einen ganz eigenen Duft.«

»Das ist wirklich Einbildung.«

»Mag sein!«

Am nächsten Morgen fand Käthchen bei Lilli eine Rose im Glase. »Du auch?« fragte sie.

»Ach Gott!« entschuldigte sie verlegen. »Mr. Fairfax brach sie gestern und schenkte sie mir. Es ist recht dumm, einem eine Rose zu schenken, wenn man einen ganzen Garten davon blühen hat. Aber er that's so freundlich und sagte etwas dabei –«

»Was sagte er dabei?«

»Das läßt sich gar nicht wiedersagen. Ich hätte nur die Rose gleich fortwerfen sollen.«

»Und da steht sie nun im Wasser, und ich wette darauf, bis sie verwelkt ist und gar nicht mehr schön aussieht und gar nicht mehr duftet. Und dann wird sie vielleicht gepreßt und aufbewahrt –«

»Was denkst Du?«

Käthchen drohte mit dem Finger. »Höre, Liebchen, Du wirst Deinem Professor ganz untreu –«

»Katharina!«

»Aus den Augen, aus dem Sinn!«

»Du wirst doch zugeben müssen, daß das recht dumm war –«

»Mit Freuden, Kind!«

Lilli wurde von einem Gedanken überrascht. »Sag einmal, *Deine* Rose –?«

»Die hat Mr. Fairfax mir nicht geschenkt, verlasse Dich darauf.«

Lilli warf schmollend die Lippen auf. »Das wollte ich mir doch auch sehr verbeten haben.«

»So – so!«

»Sollte aber ein anderer –?«

Käthchen legte ihr den Finger auf den Mund. »Gib Dir nicht Räthsel auf, die Du doch mit all Deiner Klugheit nicht lösen kannst.«

»Wie? Du hast Geheimnisse vor mir? Und ich plaudere Dir alles aus! Das gilt nicht. Gleich beichte!«

Käthchen seufzte. »Ja, wenn Du mich absolviren könntest!« – Es war aus ihr nichts herauszubringen.

An demselben Tage brachte der Briefträger zwei Briefe. »An Fräulein Katharina Amberger.« Sie nahm sie ihm eilig ab, übersah mit einem flüchtigen Blicke die Aufschriften und behielt sie unerbrochen in der Hand. »Von meiner Mutter!« sagte sie unaufgefordert zu Lilli, die daneben stand.

»Und der andere?«

»Von meinem Bruder aus Italien,« versicherte sie schnell, ohne aufzublicken.

»Es schien mir doch gar keine Kaufmannshand zu sein. Mir sah's aus wie französische Schrift.«

»Moritz schreibt manchmal mit lateinischen Schriftzügen.«

»Moritz?«

»Ich wollte sagen Philipp.«

»Aber der Brief hat ja eine deutsche Postmarke. Zeige doch!«

»Was Du neugierig bist! – Ich will hinauf – lesen.«

»Warum nicht hier? Ich störe Dich gar nicht.«

Käthchen drückte ihr einen Kuß auf den Mund und eilte fort.

Sie verschloß sich auf ihrem Stübchen, warf sich in einen am Fenster stehenden Sessel und hielt die beiden Briefe vor sich hin, die Entscheidung verzögernd, die sie sicher zu bringen bestimmt waren. Sie kannte des Professors Handschrift nicht, aber sie konnte nicht zweifeln, daß der zweite Brief von ihm komme. Gleichwohl öffnete sie erst den ihrer Mutter; sie fühlte leicht heraus, daß derselbe in diesem Augenblicke der wichtigere sei,

und wollte den Geliebten erst sprechen lassen, wenn sie nichts Unliebes mehr erfahren könnte. Frau Barbara Amberger schrieb:

»Liebes Kind!

In diesen Tagen ist ein Professor Schönrade hier gewesen und hat mir sehr verwunderliche Eröffnungen gemacht, die leider auch Dich betreffen. Ich will noch nicht fürchten, daß Du in Deiner Zustimmung zu seinen sehr unvorsichtig geäußerten Wünschen so weit gegangen bist, wie er behauptet; Du wirst nicht ganz und gar vergessen haben können, was Du Deiner Mädchenehre und Deiner Familie schuldig bist. Jedenfalls verbiete ich jeden weitem Schritt auf diesem abschüssigen Wege und halte es mit meinen mütterlichen Pflichten nicht vereinbar, Dich länger in einem Hause zu lassen, in dem sich unbemerkt ein Verhältniß dieser Art anspinnen konnte und von dem ich den dreisten Menschen auszuschließen nicht die Macht habe. Um jedoch alles Aufsehen zu vermeiden, berufe ich Dich nicht zu mir zurück, sondern werde Dich, sobald ich hier die nothwendigsten Vorbereitungen getroffen habe, zu einer Reise abholen, die dann beliebig wird abgekürzt werden können, wenn der Zweck erreicht ist. Ich habe in der Einlage, die sogleich abzugeben ist, der Kommerzienrätthin meinen Entschluß mitgetheilt und denselben so begründet, daß sie unmöglich Verdacht schöpfen kann. Es wird also Deine Sache sein, liebes Kind, Dich so klug zu benehmen, daß Dir und uns keine weiteren Unannehmlichkeiten aus diesem

Zwischenfalle erwachsen. Was ich Dir sonst zu sagen habe, mündlich. Auf sehr baldiges Wiedersehen und in der Hoffnung, ein gutes und gehorsames Kind zu finden,

Deine treue Mutter Barbara.«

Käthchen wußte alles; ihre schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen. Der Brief sank in ihrer zitternden Hand auf das Knie nieder, die Einlage an die Kommerzienrätin fiel auf die Erde. Mit feuchten Augen sah sie aus dem Fenster hinaus auf die im Winde schwankenden Akazien und über das Glas mit der Rose hinweg, deren Blätter in letzter Nacht abgefallen waren und im Wasser schwammen oder zerstreut auf dem Fensterbrett lagen. Sie überlegte nicht, was nun zu thun sei und wie sich die Zukunft für sie gestalten könne, wenn sie ihrer Mutter folge, oder wenn sie ihr widerstrebe; ihre Gedanken waren ganz Trauer über das zerstörte Glück. Nun erst zeigte sich, wie aller klugen Voraussicht zum Trotz ihr Herz ganz im Geheimen von Hoffnung erfüllt gewesen war, es könne dem entschlossenen Manne doch noch gelingen, sich Mutter und Bruder zu gewinnen. Nun war's ausgeträumt.

Erst nachdem sich ihre Betrübniß durch reichliche Thränen erleichtert und ihr Gemüth ein wenig beruhigt hatte, erbrach sie das zweite Couvert und las:

»Meine geliebte Katharina!

Keine Eiche fällt auf den ersten Schlag; man darf deshalb den Muth nicht verlieren. Es war immerhin gewagt,

so wildfremd in einem alten Patrizierhause anzuklopfen und um die Hand des einzigen Töchterchens zu bitten; aber ein Anfang muß doch überall gemacht werden, wenn man einmal zum Schluß kommen will. Freilich bin ich mit meiner Werbung abgewiesen – es würde mir wenig nützen, meine Niederlage zu bemänteln. Deshalb gebe ich noch nichts verloren und hoffe mit aller Zuversicht auf den endlichen Sieg, wenn Du mir nur treu zur Seite bleibst. Laß Dich nicht durch Vorwürfe beirren, Du hast doch recht gethan, Deinem Herzen zu folgen. Frau Barbara trägt sich mit Bedenken, die ich wohl meine zerstreuen zu können, sollte ich auch von Ermittlungen über meine Person Gebrauch machen müssen, die mir ganz zufällig in den Weg liefen. Dein Bruder Moritz hat nichts Gutes mit Dir im Sinn, und weil es eben nichts Gutes ist, schätze ich seinen Widerstand gering. Von alledem, mein geliebtes Mädchen, läßt sich in einem Briefe, wenn er nicht ein Buch werden soll, wenig sagen. Ich muß Dich sprechen, Dir meine Erlebnisse im einzelnen mittheilen, mit Dir berathen, was zunächst geschehen kann. Ich zweifle nicht, daß Deine Mutter schleunigst Anstalten treffen wird, Dich mir zu entziehen. Das hat keine Noth, wenn wir einander gewiß sind; aber eine vertrauliche Abrede, auf welchem Wege wir mit einander allen Argusaugen zum Trotz verkehren können, wäre doch sehr wünschenswerth. Wo finden wir nun ein Plätzchen zu

ungestörtem Gedankenaustausch? Auf der Villa schwerlich. Die Frau Kommerzienrätthin ins Geheimniß zu ziehen, halte ich nicht für rätlich. Sie wird einem Verhältniß, das Deiner Mutter Billigung entbehrt, nicht Vorschub leisten wollen, und wenn sie sich wider Erwarten dazu bestimmen ließe, würden wir uns gegen sie Verbindlichkeiten aufbürden, die uns leicht sehr beschwerlich fallen dürften. Besser, wir stellen uns ganz unabhängig. Ich schlage Dir ein Zusammentreffen bei meiner Mutter vor, der ich mich zu eröffnen bereit bin und die gewiß die größte Freude empfinden wird, das Mädchen kennen zu lernen, das ihr einziger Sohn sich zur Frau begehrt. Sie liebt mich und sie wird Dich lieben. Ich statte heute zur gewohnten Stunde auf der Villa meinen Besuch ab; wir werden einander sehen, und für mich ist auch das schon ein großes Glück. Aber wir werden nur wenige Worte im Geheimen frei haben und deshalb schreibe ich Dir, damit Du vorbereitet bist und Dich entschließen und mir im passenden Moment sagen kannst, ob und wann ich Dich am an gegebenen Orte zu erwarten habe, oder ob Du einen bessern Rath weißt. Muth, meine geliebte Katharina, Muth! und ein klein wenig Wagen, nur so viel, daß ich mich Deines Einverständnisses versichern kann. Mit tausend herzlichen Grüßen

Dein Xaver.«

Dieser Brief, so viel offene Fragen er auch ließ, beruhigte sie doch sehr. Die traurige Nachricht des Mißlingens seiner Reise konnte sie nach dem Schreiben ihrer Mutter nicht mehr erregen, und was er sonst enthielt, klang alles

tröstlich und das matte Herz erfrischend. Sie küßte das Blatt wieder und wieder; nicht der leiseste Gedanke, daß ihre Neigung durch den Einspruch der Ihrigen wankend werden könnte, bekümmerte ihre Seele. Er liebte sie und sie ihn, das war beiden eine ernste Wahrheit, für die das Schwerste zu ertragen Gewissenspflicht schien. Erst nach einiger Zeit, als gleichsam der Rausch dieser glückseligen Stimmung verflogen war, und der immer von neuem gelesene Brief doch auch zum ruhigen und kühlen Ueberlegen aufforderte, konnte auch die beängstigende Wirkung nicht ganz ausbleiben. Sie sollte nicht nur in ihrer Liebe ausharren und geduldig abwarten, bis alle Hindernisse ihrer Vereinigung weggeräumt seien, sondern selbst mitwirken, Pläne schmieden helfen, eine geheime Zusammenkunft veranstalten und das nach Empfang des Briefes ihrer Mutter, der so bestimmt jeden weitem Schritt zur Festigung des ohne ihre Zustimmung geknüpften Bandes untersagte. Sie hätte nicht die sorgsamste Erziehung im elterlichen Hause genossen, hätte sich nicht von früh auf daran gewöhnt haben müssen, den Willen ihrer Mutter als allein maßgebend anzusehen, wenn sie das Ansinnen, sich zu einem heimlichen Rendezvous einzufinden und sich dabei der Gefahr einer Entdeckung auszusetzen, nicht erschreckt haben sollte. Sie kannte sich gut genug, um zu wissen, daß sie, ernstlich befragt, einer Lüge nicht fähig sein würde, und sie mußte darauf gefaßt sein, in nächster Zeit Rechenschaft über ihr Verhalten zu geben. Hatte sie nicht allen Grund, dasselbe so einzurichten, daß

ihr selbst die Böswilligkeit keinen Vorwurf machen könnte?

Dann aber klagte sie sich selbst wieder kleinlicher Rücksichten an. Verstehe es sich doch von selbst, daß sie ihrer Mutter, wie dieselbe auch deshalb zürnen sollte, offen heraus bekennen werde, daß sie liebe, und daß keine Macht der Erde sie zwingen könne, diesem heiligsten Gefühle zu entsagen. Die Liebe fordere Opfer, und es sei nicht einmal ein Opfer, wenn sie ihre Schüchternheit überwinde, um ein Zusammentreffen mit dem Manne zu ermöglichen, dem sie ja doch den allergrößten Beweis unbegrenzten Vertrauens schon gegeben habe. Wohin wolle er sie denn führen, als in das Haus seiner Mutter, der achtbarsten Dame, die sie sich freuen müsse kennen zu lernen? Wie aber am nächsten Tage einen Spaziergang allein, ein so langes Ausbleiben motiviren? Wenn sie eine Zusage machte, die sie hinterher nicht halten könnte! Wenn die Kommerzienrätthin sie nöthigte, ihre Begleitung anzunehmen! Es hatte doch in ihrer Lage ganz unerwartete Schwierigkeiten, das geringste Ungewöhnliche durchzuführen, ohne anzustoßen. Je eifriger sie darauf sann, eine passende Einkleidung für ihr Vornehmen zu erfinden, um so phantastischer gestalteten sich ihre Pläne.

Zuletzt glaubte sie einzusehen, daß sie ohne Lillis Beistand nicht werde zum gewünschten Ziele gelangen können. Es schien ihr durchaus erlaubt, die Freundin ins Vertrauen zu ziehen und selbst in gewissem Sinne zur

Mitschuldigen zu machen. Was bedeutete denn Freundschaft, wenn sie sich in solchem Falle der Noth nicht sollte bewähren dürfen? Freilich war Lilli, das konnte ihr unmöglich entgehen, noch etwas unreif und kindisch, aber sie hatte sich ja für den Professor auch interessirt und war offenbar jetzt auf dem besten Wege, selbst ihr Herz zu verschenken. Sie würde gewiß mit ihr fühlen und für sie denken, jedenfalls aber Stillschweigen bewahren. Ja, die Freundin müsse das Geheimniß wissen und ihr mindestens den Rücken decken.

Käthchen stand entschlossen auf, um Lilli im Garten zu suchen. Ehe sie aber noch den Schlüssel umgedreht hatte, schalt sie sich wieder voreilig. Es hat noch Zeit bis zum Abend, überlegte sie; vielleicht hat Xaver bis dahin seine Meinung geändert und einen leichter ausführbaren Vorschlag bereit. Sie setzte sich an den Tisch, auf welchem ihre zierliche Schreibmappe lag, suchte den kleinsten Briefbogen vor und schrieb einige Zeilen für den Fall, daß abends im Beisein aller Hausgenossen eine mündliche Verständigung nicht möglich sein sollte.

»Ich habe einen Brief von meiner Mutter erhalten; sie wird mich an einem der nächsten Tage von hier abholen, um mit mir zu reisen. Aber ich halte mein Wort in alle Ewigkeit! Ich sehe ein, daß wir einander noch sprechen müssen, und daß wir hier keine Minute unbeobachtet wären. Morgen Vormittag also am bezeichneten Orte – wenn ich ihn zu erreichen vermag. Bleibe ich aus, so trage ich gewiß keine Schuld. Ich bin sehr traurig und

sehr glücklich. Gott mag alles zum Besten wenden! Ihre
– Deine Katharina.«

Sie faltete das Blatt so klein zusammen, daß es sich bequem mit der Hand bedecken ließ, und steckte es zu sich; dann nahm sie den Brief ihrer Mutter an die Kommerzienrätin auf und begab sich in den Salon, wo sie die Dame vom Hause um diese Zeit zu finden hoffte.

Frau Barbara hatte ihr Schreiben so geschickt eingerichtet, daß die Rätin ganz arglos blieb. »Es thut mir leid,« sagte sie, »daß wir Sie so bald verlieren müssen, und Lilli wird gewiß untröstlich sein. Aber ich kann es Ihrer lieben Mutter nicht verdenken, daß sie Ihre Begleitung wünscht, wenn sie die Reise beschlossen hat, die ja lange ihr Wunsch war. Ich denke mir, sie bangt sich nach ihrem Sohne Philipp und wird ihn in Rom oder Neapel überraschen. Nun – ich gratulire zu einem so genußreichen Ausfluge. Ach! wenn doch mein Mann so viel Einsehen hätte, auch unsern Reisewagen packen zu lassen. Ich halte es in dieser entsetzlichen Luft nicht mehr lange aus.«

Sie musterte eine neue Robe, die am Morgen aus der Werkstätte des berühmtesten Tailleurs für Damen angelangt war und mit der sie in Wiesbaden zu glänzen gedachte. »Sind Sie aber auch für eine Reise eingerichtet, liebes Kind?« fragte sie, sich wieder Käthchens erinnernd. »Man sieht jetzt überall die luxuriösesten Toiletten und mag doch nicht zurückbleiben. Ihre liebe Mutter schreibt, daß sie sich nur einen knappen Tag hier aufhalten wolle, da wird die Ausstattung Schwierigkeiten verursachen.«

Käthchen leuchtete es rasch ein, daß sich hier vielleicht ganz von selbst eine Anknüpfung für ihre geheimen Pläne biete. Sie hätte auch schon daran gedacht, sagte sie, und sich vorgenommen morgen wenigstens zur Vervollständigung ihrer kleinen Toilette noch etwas zu thun, Spitzen und Bänder einzukaufen. Der Wagen stehe unbedingt zur Disposition versicherte die Räthin.

Was war das für ein ewig langer Tag! Die Sonne wollte sich gar nicht senken; keine Beschäftigung tödtete rasch genug die Zeit. Immer wieder hielt Käthchen ihre kleine goldene Uhr ans Ohr, um sich zu überzeugen, ob sie nicht stehen geblieben sei. Endlich wurde die Straße lebhafter von Fußgängern, Reitern und Equipagen. Der Kommerzienrath langte an und brachte Mr. Fairfax mit. Man dinirte und nahm dann den Kaffee im Pavillon ein. Noch mindestens eine Stunde mußte vergehen. »Was Du heute unruhig bist,« äußerte Lilli, die mit dem jungen Engländer eine Partie Schach spielte, aber dabei die Augen überall hatte. »Nimm bei mir Platz, Herzchen und siehe zu, wie ich meinen Gegner unbarmherzig matt setze. Wie viel Züge gibst Du ihm noch frei?«

Käthchen lehnte sich über den Stuhl und sah auf das Brett. »Mr. Fairfax gibt sich die bewundernswürdigste Mühe,« sagte sie, »von Dir besiegt zu werden; es kann Dir an Triumphen nicht fehlen.«

»Wie schlecht Du bist!« rief das eifrige Mädchen, »Mr. Fairfax spielt wirklich noch viel schlechter Schach, als ich.« Dabei nahm sie ihm einen Thurm, der ganz ungedeckt stand. Der Engländer schmunzelte vergnügt; die

Hauptpartie, die er zu machen gedachte, hoffte er nicht zu verlieren.

Plötzlich rückte Lilli ihren Stuhl und stieß dabei an den kleinen Tisch, daß die Schachfiguren umpurzelten. »Der Professor!« Sie sagte Käthchen nichts Ueberraschendes; ihre scharfen Augen hatten ihn schon mitten in dem bunten Gedränge bemerkt, wie er sich bemühte, eine Lücke in der Wagenreihe abzupassen, um seitwärts durchzuschlüpfen. Aber die Kommerzienrätin horchte auf, hob die Lorgnette an die Augen und spähte nach der Straße hinaus. »Nun endlich,« sagte sie befriedigt, »wir sind also noch nicht vergessen.«

Schönrade wechselte mit Käthchen einen schnellen Blick des Verständnisses und küßte dann der Rätin so unbefangen die Hand, als hätte er sich nur gestern Abend verabschiedet. »Ist das hübsch,« fragte sie, »so ohne weiteres auf und davon zu gehen und Ihre Freunde nicht einmal wissen zu lassen, nach welcher Windrichtung sie ihre guten Wünsche für eine glückliche Reise ausschicken sollen?«

»Ich konnte mir wirklich nicht denken,« erwiderte er, »hier auch nur vermißt zu werden. Ihr Vorwurf ist mir sehr schmeichelhaft, gnädige Frau.«

Sie reichte ihm die Hand. »Bessern Sie sich!«

Katharina hatte ihm gegenüber und hinter den andern ein wenig zurück auf einem Schaukelstuhle Platz genommen, wo sie nicht beobachtet werden konnte, wenn sie

des Professors freundliche Blicke erwiderte. Zu ihrer Ueberraschung ließ sich dieser leicht bestimmen von seinem Ausfluge zu erzählen; bald aber merkte sie, was er bezweckte. Ein Freund habe ihm von der Entdeckung eines Braunkohlenlagers in einer Gegend geschrieben, wo nach seiner Kenntniß der Bodenbeschaffenheit unmöglich dieses Naturprodukt zu finden sein könne. Das habe ihn denn höchlichst interessirt und veranlaßt, seine Arbeit für einige Tage zu unterbrechen. Uebrigens habe er voraus gewußt, daß er ganz unnütz reisen würde; die entdeckte Braunkohle habe sich als eine besonders feste und holzige Art von Torf ausgewiesen. »Wissen Sie aber, daß mein Weg mich an Ihrer Vaterstadt vorübergeführt hat, Fräulein,« wandte er sich dann an Katharina, »und daß ich Ihnen zu Ehren – wahrhaftig allein Ihnen zu Ehren – dort den Zug versäumte und längeren Aufenthalt nehmen mußte? Oh! ich habe in dem nobelsten Hotel der Stadt gewohnt und dort einen unschätzbaren Kellner kennen gelernt, der daselbst schon zwei Jahre servirt und die selige Hansa noch immer für eine steinreiche Dame hält, die dort einmal gelebt, viele Häuser und Schiffe besessen hat und irgendwo auf dem alten berühmten Kirchhof begraben sein muß. Was sagen Sie dazu?«

Man lachte herzlich, und selbst der Kommerzienrath wußte diesen Spaß zu würdigen und lachte mit. Man wollte nun mehr von seinen Erlebnissen wissen, und er erzählte, was sich so öffentlich erzählen ließ, von seinem zufälligen Zusammentreffen mit der Cavalkade, vom Sprung über den Graben, von dem Souper an der

Mühle, von der Fahrt auf dem Teiche mit Fräulein Sidonie Feinberg – hier bewegte sich Käthchens Schaukelstuhl etwas lebhafter – von seinem Spaziergang nach der Höneburg, den er aber auf den Vormittag verlegte, um mit der Zeit auszukommen. Es war augenscheinlich seine Absicht, diese gleichgültigeren Dinge vorweg abzuthun, damit sie nicht hinterher das erhoffte Gespräch mit dem geliebten Mädchen beschweren dürften. Sie verstand ihn und war ihm dankbar. Die kleine Gesellschaft unterhielt sich trefflich dabei, und namentlich die Geschichte der Höneburg und ihres letzten Besitzers, die er ganz treu aus dem Munde des alten Verwalters erzählte, nur daß er weder seine Mutter noch sich selbst als betheiligte Personen zu erkennen gab, wirkte wie ein Roman. Die Dämmerung war eingebrochen man wußte nicht wie.

Nun endlich wurde an eine Promenade durch den Garten gedacht. Der Kommerzienrath erwies unwissentlich dem Professor einen großen Gefallen, indem er seiner Frau den Arm reichte. Mr. Fairfax war sehr bald an Lillis Seite, und so machte es sich ganz von selbst, daß Schönrade sich Fräulein Amberger zugesellte. Freilich folgten die Paare einander in so geringen Abständen, daß eine Art von allgemeiner Unterhaltung fortgesetzt werden konnte; aber dieselbe ließ doch Raum für leise Zwischenfragen und Antworten und die zwei anderen Paare waren zum Glück voraus, so daß Xaver und Käthchen ziemlich unbeobachtet blieben und namentlich bei Biegungen

des Weges, wenn ein dichtes Bosquet von hohen Blattpflanzen sie einen Augenblick deckte, Schulter an Schulter gehen und einander wohl auch verstohlen die Hand drücken konnten. Man vermochte sich keinen schöneren Abend zu denken.

»Und Du kommst?« flüsterte er ihr zu, als das Gespräch der vorderen Paare lebhafter wurde.

»Ich sollte nicht,« antwortete sie eben so leise.

»Aber Du kommst! Meine Mutter erwartet Dich.«

»Sie weiß schon?«

»Sie weiß.«

Die Kommerzienrätthin richtete eine Frage an Schönrade, die beantwortet werden mußte und dieses Gespräch unterbrach. Er suchte Käthchens Hand; sie schob ihm den kleinen Brief zu, den sie bereit gehalten hatte. »Er sagt alles,« raunte sie ihm zu.

»Tausend, tausend Dank!«

»Und die Wohnung?«

Er nannte das Haus, in dem seine Mutter ihr Quartier hatte.

Es war höchste Zeit, daß diese dringlichste Angelegenheit ihre Erledigung fand, denn dies Kommerzienrätthin erklärte die Enge der Gartenwege schon sehr bedauerlich, die ein Nebeneinandergehen hinderten. Man müsse nun wechseln, meinte sie, und machte auch sofort den Anfang der Ausführung, indem sie den Arm ihres Mannes losließ, bis zur Annäherung des letzten Paares wartete und dann den Professor unterfaßte, der sich natürlich hütete, zu erkennen zu geben, wie wenig ihm dieser

Wechsel behagte. Es verstand sich nun von selbst, daß Wiesel Käthchen seinen Arm bot, und dieses gute Beispiel, untergefaßt zu gehen, schien dann auch auf Mr. Fairfax und Lilli ermutigend zu wirken. Vielleicht folgte Lilli um so lieber seiner etwas verlegenen Aufforderung, als sie so wieder Gelegenheit zu finden meinte, dem Professor durch die That zu beweisen, daß er sich keiner Hoffnung hinzugeben habe.

So blieb es denn auch bis zum Souper, das die Sechs wieder an der runden Tafel vereinte. Die Kommerzienrätin hatte alle ihre aus Romanen aufgelesenen Gemeinplätze über Welt und Leben ausgepackt, glaubte sehr interessant gewesen zu sein und aß jetzt mit gutem Appetit. Wiesel konnte eine Bemerkung darüber nicht zurückhalten. »Ich werde Sie zu meinem Hausarzt annehmen müssen, bester Herr Professor,« sagte, er schmunzelnd und einen listigen Blick auf die Dame zu seiner Rechten abschließend.

»Ich bin aber nicht Arzt, wie Sie wissen, wennschon Doktor,« antwortete Schönrade, nicht sogleich verstehend.

»Seelenarzt mit sympatethischer Medizin jedenfalls,« witzelte der runde Herr weiter. »Sehen Sie, wie es meiner lieben Frau schmeckt. Seit einigen Tagen hat sie, glaube ich, nur von Limonade gelebt.«

»Man bemerkt so etwas nicht,« verwies die Rätin mit jenem halben Lächeln, das immer nur für den Dritten Bedeutung haben soll. Es war nicht in der Ordnung, daß

Wiesel sich über ihre Empfindungen einen Scherz erlaubte, aber daß der Professor so aus seinem Munde erfuhr, wie viel ihr seine Gesellschaft galt, konnte ihr nicht unangenehm sein.

»Wenn ich so glücklich bin,« lenkte Schönrade ein, »ohne mein Verdienst etwas zum Wohlsein der gnädigen Frau beizutragen so müßte ich wirklich bedauern, hier nicht weiter täglicher Gast sein zu können.«

»Sie werden uns doch jetzt wieder regelmäßig das Vergnügen schenken?« fragte die Rätthin, ein wenig überrascht durch diese unerwartete Wendung.

»Ich beraube mich selbst des größten Vergnügens,« erwiderte er galant, »wenn ich ausbleibe. Aber es gibt Pflichten –«

»Pflichten?«

Lilli erröthete und warf einen scheuen Blick auf Mr. Fairfax, ihren Tischnachbar.

»Pflichten, meine Gnädigste,« fuhr der Professor fort, »die nicht gerade die Annehmlichkeiten des Lebens vermehren, aber versäumt, sich in sehr unliebsamer Weise zu rächen pflegen. Ich bin seit mehreren Wochen durchaus nicht so energisch bei meiner Arbeit gewesen, als ich sollte und müßte, und der Verleger, der das Buch zum Herbst angekündigt hat, mahnt immer nachdrücklicher. Ich werde in nächster Zeit, wenn ich nicht wortbrüchig werden soll, nicht mehr ein Spaziergänger nach dem Herzen des Medicinalraths sein können.«

Er wollte schon jetzt darauf vorbereiten, daß seine Besuche nach Käthchens Abreise seltener werden würden. Lilli hielt zwar für wahrscheinlich, daß er nur einen Vorwand brauchte, seinen Rückzug auf gute Art zu decken, hatte aber natürlich ihre eigene Auslegung für die Nothwendigkeit zu diesem Rückzuge bereit. Sie nickte Käthchen zu, die sie wohl verstehen würde.

»Dann werden wir ja aber ganz vereinsamen,« klagte die Kommerzienrätin. »Wissen Sie schon, daß auch Fräulein Amberger uns verlassen will?«

»Muß!« verbesserte Käthchen. »Meine Mutter hat mir geschrieben, daß sie zu reisen beabsichtige und daß ich sie begleiten soll. Sie ist vielleicht schon morgen Abend hier.« Das war ein Wink für Schönrade.

»Sie werden sich köstlich amüsiren und uns nicht vermissen,« meinte die Rätin.

»Und wohin soll die Reise gehen?« fragte der Professor aufmerksam.

»Das weiß Mama wahrscheinlich selbst noch nicht. Sie pflegt selten voraus einen Plan zu schmieden, sondern folgt gewöhnlich augenblicklichen Eingebungen. Uebrigens hat sich noch stets ihre Reiselust stärker erwiesen als später das Reisevergnügen. An die bequeme Einrichtung ihres Hauses und eine geordnete Thätigkeit gewöhnt, pflegt ihre gute Laune im Eisenbahncoupé und Gasthauszimmer bald zu ermatten und die Sehnsucht nach ihrem ruhigen Stübchen unüberwindlich zu werden. Ich sehe voraus, daß wir auch diesmal nicht weit kommen und auf halbem Wege umkehren werden.« Sie

hatte nach dem Briefe ihrer Mutter leicht prophezeien. Es konnte aber späterem Kopfschütteln vorbeugen wenn sie jetzt schon die vermuthlich schnelle Umkehr plausibel motivirte. »Da fällt mir ein, was ich Ihnen erst noch mittheilen wollte,« rief der Kommerzienrath, als nun eine Pause im Gespräch eintrat. »Sie erzählten von einem Grafen Gleichenau. Wissen Sie, daß ein Herr dieses Namens sich zur Zeit in Berlin aufhält?«

Schönrade horchte auf; die Nachricht konnte ihm von Wichtigkeit sein.

»Vielleicht ein ganz anderer,« fuhr Wiesel fort. »Unser Hausarzt sprach neulich davon, daß er viel von einem Grafen Gleichenau in Anspruch genommen werde, der einen kranken Sohn habe und Himmel und Erde in Bewegung setze, ihn am Leben zu erhalten. Er entschuldigte damit die Vernachlässigung meiner Frau, die ich ihm als zärtlicher Gatte vorzuwerfen hatte.«

»Wenn ich nicht sehr irre, gibt es mehrere gräfliche und freiherrliche Familien jenes Namens in Deutschland,« suchte der Professor abzulenken. »Es wäre übrigens auch sehr gleichgültig, wenn wirklich der Zufall den in jenen alten Roman Verwickelten in so traurigen Geschäften hergeführt hätte, da wir ja doch den jungen Baron Höneburg nicht ausfindig machen können. Wer weiß auch, was mir der alte Einsiedler in der Ruine auf die Nase gebunden hat.« Es war ihm schon leid geworden, daß er die Geschichte, wenschon mit aller Vorsicht erzählt und den Namen des Grafen genannt hatte. Auf diese Eventualität war dabei nicht gerechnet.

Man trennte sich erst spät. Nur ein ganz flüchtiger Händedruck der Liebenden war der Gunst oder Ungunst des Augenblicks beim Abschiede noch abzuhaschen. Aber Xaver hatte ja nicht einmal so viel gebraucht, um sich von Käthchens Standhaftigkeit zu überzeugen, und er trug ja ihren Brief in der Tasche, der, wie er aus den wenigen heimlichen Worten wußte, eine Zusage enthielt. Er machte noch weite Gänge durch den Thiergarten ehe er seine Wohnung aufsuchte.

XIV.

Als Lilli schon halb entkleidet war, hörte sie leise an ihre Thüre klopfen. »Bist Du's?« fragte sie. Sie konnte nur an Käthchen denken.

»Laß mich ein,« wisperte ein feines Stimmchen, »ich habe noch mit Dir zu plaudern.«

Der Riegel wurde zurückgeschoben. »Ach, das ist allerliebst,« versicherte Lilli, die Freundin umarmend. »Löschten wir die Lampe?«

»Wenn Dir's recht ist. Wir haben Mondschein, denke ich.«

»Prächtigen Mondschein!« Sie blies die Lampe aus und öffnete den Fensterladen. »Komm hierher, setze Dich auf den Lehnstuhl, ich nehme dieses niedrige Stühlchen, das so bequem ist. Und nun – was hast Du auf dem Herzen?«

»Bist Du verschwiegen, Lilli?«

»Wie das Grab.« Sie legte die Hand aufs Herz und rückte nahe an die Freundin heran, die Ellenbogen auf die Querlehne des Polsterstuhls stützend.

»Es handelt sich aber um ein ganz ernstliches Geheimniß, Kind.«

»Um so besser, mein Herz, um so besser.«

»Und unsere Freundschaft wäre für ewig zerrissen wenn irgend eine Menschenseele durch Dich erfährt –«

»Aber wie kannst Du nur denken? Ich bin doch nicht plauderhaft.«

»Auch Deine Mutter darf nicht wissen und eben so wenig Mr. Fairfax.«

»Ach, Mr. Fairfax, mit dem werde ich doch über solche Dinge nicht sprechen.«

»Wer weiß, wie bald. Du schwörst mir also –«

»Ich schwöre – ja, ja! Ich schwöre.« Die Ungeduld ließ sie nicht einmal hören, was sie eigentlich so feierlich versichern sollte.

Käthchen bückte sich ein wenig zu ihr nieder und legte den Mund an ihr Ohr. »Ich bin verlobt, Kind.«

Lilli zuckte zurück. »Du bist – verlobt? Ach, es ist ja nicht wahr!«

»Und noch dazu ganz heimlich.«

»Aber mit wem, mit wem?«

»Mit Professor Schönrade.«

Ein plötzliches Erdbeben hätte keine aufregendere Wirkung äußern können, als die Nennung dieses Namens. Lilli sprang auf und der kleine Stuhl fiel hinter ihr polternd um. Die lange schlanke Figur in dem weißen Nachtkleide war aus dem Schatten in den Mondschein gleichsam aufgetaucht und stand wie ein Gespenst des Schreckens da. Es war wirklich Schreck, was sie im ersten

Augenblick ganz verwirrt hatte. »Mit –?« rief sie mit ganz erstickter Stimme. Sie konnte den Namen nicht über die Lippen bringen.

»Aber das ist doch nicht etwas so Fürchterliches,« beruhigte die Freundin selbst durch dieses plötzliche Aufschrecken. »Du liebst ja doch den Professor nicht.«

»Nein, nein! Ich liebe ihn nicht – ich hasse *ihn* jetzt!« stieß Lilli hastig heraus.

»Weil er *mich* liebt?«

»Nein, weil ich mir einbilden konnte, weil ich Dir verathen habe –« Sie deckte die Hände über das Gesichtchen und versteckte den Kopf hinter Käthchens Schulter.

»Ach, darüber lasse Dir kein graues Haar wachsen,« beschwichtigte diese. »Sei versichert, daß der Professor von Deiner heimlichen Verehrung nicht das mindeste gemerkt hat, so geschickt und taktvoll hast Du Dich benommen. Du kannst ja auch ganz zufrieden sein, daß ich ihn – recht nach Deinem Wunsche, Kind – von Dir abgelenkt habe, denn Dein Herz ist ja doch –«

»O, davon sprich nur gar nicht,« schmolte Lilli, »Du hast mich sträflich hintergangen. Und es bleibt doch furchtbar ärgerlich, wenn man einsehen muß, daß man sich ganz umsonst Sorgen um so etwas gemacht hat.«

»Du hättest lieber dem armen Professor einen Korb gegeben und dann Deinen Stolz daran geweidet, ihn von Gram verzehrt zu sehen!«

»Ach, so schnell verzehrt der Gram die Männer nicht. Wer weiß auch noch, wenn es sein Ernst gewesen wäre
—«

»Also doch eifersüchtig. Ja, nun ist aber das Unglück einmal geschehen.«

»Freilich, nun ist der Unglück einmal geschehen, und ich werde es mit Heroismus tragen. O, Ihr Verräther! Aber nun erzähle, beichte, erkläre: wie ist es möglich gewesen, daß ein solches Unglück geschehen konnte, ohne daß ich eine Ahnung hatte?« Sie hob das Stühlchen auf und ließ sich in der früheren Position, nur noch etwas näher an die Freundin herangerückt, nieder.

»Bist Du aber auch ganz versöhnt?«

»Ich muß ja wohl. Erzähle nur!«

Die beiden Mädchen hatten nicht so bald ausgeplaudert. Erst als der gute Mond schon stille um die Ecke der Villa gewandelt war und in andere Fenster schaute, huschte Käthchen auf den Zehen in ihr Schlafzimmer. Sie konnte ruhig schlafen gehen, denn ein Kriegsplan war ausgeheckt, der nächsten Vormittag tapfer ins Werk gesetzt werden sollte. Lilli hatte sich zu allen Liebediensten erboten und mit mehr Schlaueit, als Käthchen ihr zutrauen durfte, gerade die besten Rathschläge ertheilt. Den Professor wolle sie aber gar nicht mehr sehen, hatte sie noch mit dem letzten Kusse in der halb geöffneten Thüre feierlich versichert.

In der oberen Etage der Villa wurde es recht spät Morgen. Die Kommerzienrätin hatte schon gefrühstückt, als sich die jungen Damen im Salon einfanden. Käthchen

verschwand bald wieder; sie müsse einige Worte nach Hause schreiben. Lilli benutzte die Zeit ihrer Abwesenheit, um ihre Mutter zu bitten, die liebe Freundin vor dem nahen Abschiede beschenken zu dürfen. Die Rätthin war ganz einverstanden, lobte Lilli wegen ihrer Vorsorglichkeit und forderte Vorschläge; man könne ja dann schleunigst Bestellungen machen. Lilli meinte, es würde das beste sein, Käthchen wählen zu lassen. Sie habe ja heute selbst noch kleine Einkäufe zur Reise besorgen wollen; wenn die Mama ihr nun erlaube, sie zu begleiten, so werde es ihr gewiß leicht werden, auszuspiiren, was Käthchen besonders gefalle, und man wisse dann doch, daß man ihr wirklich ein Vergnügen bereite. Die Kommerzienrätthin fand diesen Ausweg sehr geschickt und ertheilte gern ihre Zustimmung.

»Es ist mir auch lieb,« fügte sie hinzu, »daß Käthchen eine Begleitung hat. Ich hatte mir gestern vorgenommen, die meinige anzubieten, aber ich fühle mich heute auffallend matt und angegriffen. Käthchen wird sich auch leichter von Dir als von mir ausforschen lassen. Sieh nur daraus, daß das liebe Mädchen nicht gar zu bescheiden wählt.«

Lilli küßte ihre Hand und eilte hinauf, den glücklichen Erfolg der Einleitung ihres geheimen Unternehmens zu verkünden.

Bald nach elf Uhr rollte denn auch die Wieselsche Equipage durch die Thiergartenstraße der Stadt zu. Kutscher und Bedienter in großer Livree saßen auf dem Bock; die beiden jungen Damen in gewähltester Toilette

– nach der maßgebenden Ansicht der Kommerzienrätin konnte sie für Besuche in öffentlichen Läden nie gewählt genug sein – füllten würdig den Fond. Lilli scherzte übermüthig, Käthchen war sehr still und in sich gekehrt.

Der Bediente wußte bereits, bei welchem Laden zuerst anzuhalten war. Lilli hatte ihn gewählt, weil er den doppelten Vortheil bot, der Wohnung Camilla Bellarotas nahe zu liegen und einen zweiten Ausgang nach einer Parallelstraße zu besitzen. »Du verabschiedest Dich von mir,« instruirte sie, »sobald wir uns Spitzen haben vorlegen lassen, und gehst dort hinaus. Ich halte mich hier beim Aussuchen möglichst lange auf, fahre dann noch in andere Läden, bemerke dem Diener gegenüber, daß Du hier noch zu thun habest und abzuholen seiest, und gebe Dir so reichlich Zeit, Deine Visite bei Madame Bellarota abzustatten. Beeile Dich nicht zu sehr, liebes Herz; Du hast eine volle Stunde zur Verfügung, und der Gang kostet nur wenige Minuten. Grüße mir Deinen Professor und sage ihm, daß er ein abscheulicher Mensch ist, der junge Mädchen gegen ihre Mütter rebellisch macht. Spielen wir also die Komödie, zu der die Rollen vertheilt sind.«

Es geschah ganz nach der Abrede. Katharina wurde von der alten Gesellschafterin schon an der Thüre in Empfang genommen und in den kleinen Salon geführt, wo der Professor sie herzlich begrüßte und seiner Mutter vorstellte. Camilla reichte ihr beide Hände und küßte sie auf Stirne und Mund. Welche schöne Frau! mußte Käthchen denken.

Schönrade hatte sich seiner Mutter gleich nach seiner Rückkehr eröffnet. Er hätte es auch gethan, wenn er nicht in der Lage gewesen wäre, sich ihres Beistandes für alle Fälle versichern zu müssen, denn es drückte ihn, vor der lieben Frau, der er so viel Dank schuldete und die sich sonst immer seines vollen Vertrauens erfreute, ein Geheimniß zu haben. Camilla war überrascht gewesen, so überrascht eine Mutter über das Geständniß ihres Sohnes, daß er eine Wahl getroffen habe, irgend sein kann; sie hätte auch vielleicht aus ihrem alten Groll gegen alles, was mit jener ihr verhaßten Stadt Verbindung hatte, Opposition versucht, wenn Xaver glatt zum Ziele gelangt wäre. Aber daß man in dem alten Patrizierhause seine Bewerbungen abwies, die man sich, wie sie in ihrem mütterlichen Stolze meinte, zur größten Ehre hätte rechnen müssen, leitete ihre Gedanken sofort in eine andere, dem Professor günstigere Richtung. Sie nahm mit allem Eifer seine und seines Käthchens Partei gegen Frau Barbara Amberger und Moritz, entrüstete sich über deren Engherzigkeit und Gefühllosigkeit und bezeugte den lebhaftesten Wunsch, das Mädchen kennen zu lernen, auf dessen Standhaftigkeit gegen alle Anfechtungen Xaver sich glaubte verlassen zu können. So hatte er leichtes Spiel gehabt.

Von seinen Ermittlungen auf der Höneburg wußte sie noch nichts. Er wollte ihr nicht zu früh die gute Laune verderben, wollte sich die Freude gönnen, ihr seine Braut zuzuführen und Käthchen seine Mutter zu zeigen, bevor die wieder erweckte Erinnerung einer sehr traurigen Zeit

ihr Gemüth verdüsterte und ihre Leidenschaftlichkeit stachelte. Sie konnte glauben, daß er für nichts Sinn gehabt habe, als für seine Bewerbung, und beruhigt auf die Reise zurückblicken, die sie ihn mit so schweren Befürchtungen hatte antreten sehen. Weiter ließ sich nach Umständen handeln.

Camilla war denn auch die Liebenswürdige selbst. Sie kam Käthchen so freundlich und offen entgegen, daß diese bald alle Befangenheit verlor und sich wie zu Hause fühlte. Der Professor dankte ihr dies mit seinen wärmsten Blicken und gelegentlichen Händedrücken. Nur einen Gefallen that sie ihm *nicht*: sich nämlich auch nur auf eine Minute zu entfernen, wozu es an Vorwand nicht leicht fehlen konnte, und ihn mit Käthchen allein zu lassen; sie schien durchaus anzunehmen, daß der Besuch der jungen Dame lediglich ihr gelte und ihr Sohn auch nur ihr Gast sei. Er hatte um eine solche Vergünstigung freilich nicht gebeten, aber doch im Stillen vorausgesetzt, daß Camilla begreifen werde, wie viel Bedeutung ihm auch das kürzeste Alleinsein mit der Geliebten haben müsse, der er bisher nur ganz heimlich kleine Beweise von Zärtlichkeit abzustehlen vermocht hatte. Nun nahm er wohl Käthchens Hand in die seine, zog ihr den Handschuh ab und ließ es an heißen Küssen darauf nicht fehlen; aber das rechte war's doch nicht: zwei Menschen hatten einander gesagt, daß sie sich für's ganze Leben angehören wollten, und ihren Bund noch nicht einmal durch einen Kuß besiegelt!

Die Zeit war kurz bemessen; das Gespräch durfte sich nicht lange im allgemeinen bewegen, so gefällig es auch Camilla zu leiten wußte. Xaver erstattete genauen Bericht über seine Verhandlungen mit Frau Barbara und Moritz, hielt sich auch für verpflichtet, Käthchen mit dessen Wünschen in Betreff Otto Feinbergs bekannt zu machen. »Ich glaube nicht,« sagte er, »daß Moritz diesem Menschen besonders geneigt ist, dem die Gefühle von Freundschaft und Liebe gewiß gleich fern liegen; aber er ist schwach und steht gänzlich unter der Botmäßigkeit dieser beiden Börsenleute, denen er sich in geschäftlicher Hinsicht mehr, als ihm auf die Dauer nützlich sein kann, anvertraut zu haben scheint. Sein Verhältniß zu Sidonie ist das unwürdigste, gleichwohl wird er über die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit hinauszugehen genöthigt sein, wenn sein kaufmännisches Interesse dies erheischt. Ich würde ihn bedauern müssen, wenn er hier sein Ziel erreichte; denn er wird damit sein ganzes Lebensglück in die Schanze geschlagen haben, aber für uns beide wäre dies noch immer der günstigere Fall. Ignaz Feinberg würde seinen Schwiegersohn halten müssen, auch wenn sein Bruder Otto grollte. Wird aber das Verhältniß zwischen Moritz und Sidonie aus irgend einem Grunde rückgängig, vielleicht durch sie selbst gelöst, so bleibt Otto Feinberg sein letzter Nothanker, und er wird sicher seinen ganzen Einfluß geltend machen, Dich zu vermögen, in diese Partie zu willigen. Du schüttelst den Kopf – ich weiß wohl, daß alle seine Bemühungen vergebens sein werden; aber

sei auch darauf gefaßt, daß Moritz unter Umständen Gewichte auf die Wagschale werfen wird, die auch Deinem Herzen gegenüber sehr schwer wiegen. Das kleinste davon wird sein, daß Dein Vermögen verloren gehen kann; Du wirst vielleicht auch hören, daß das alte Haus Amberger selbst durch die Feindschaft der Feinbergs gefährdet ist, und Deine Mutter, die jetzt den Aufkömmlingen durchaus abgeneigt scheint, wird dann vermuthlich ihre Bitten mit denen ihres Sohnes vereinen, das Opfer Deiner Neigung nicht zu versagen. Das darf ich Dir nicht verschweigen, Katharina, und Du wirst prüfen müssen, ob Dein Herz muthig ist, diesen Kampf aufzunehmen und ob es nicht allzuschwer leiden wird, auch wenn es Sieger bleibt.«

Das Mädchen blickte ernst vor sich hin und dann zu Camilla auf, die mit Spannung eine Antwort erwartete. »Ich werde nie Feinbergs Frau werden,« sagte sie nach einer Weile leise und ohne jede leidenschaftliche Betonung, aber auch ohne Schwanken und Unsicherheit, »und ich werde Dich stets lieben. Gott wolle geben, daß ich einst auch die Deine sein kann.«

»Es wird von Dir allein abhängen,« antwortete er, »ob Du es sein willst.«

Sie sah ihn mit einem Blick innigster Liebe an und bewegte sanft schüttelnd den schönen Kopf. »Nicht von mir allein. Mein Herz fühlt sich in seiner Freiheit und wird nie auf sein Recht verzichten, aber zum Altar treten werde ich *nicht ohne der Mutter Segen* – das kam ich Dir zu

sagen. Wenn Du mich liebst, versuche nie, mich dieser Pflicht abwendig zu machen.«

»Ich will ja alles daran setzen,« versicherte er ein wenig verstimmt, »mir ihre Geneigtheit zu erringen. Wenn sie aber bei ihrem Widerspruch beharren sollte, wenn weder Bitten noch vernünftige Vorstellungen sie bewegen könnten –«

Käthchen legte die Hand aus seinen Arm. »Denken wir's heute nicht aus,« bat sie zärtlich. »Du hast ja selbst, wie Du mir schriebst, noch Hoffnung, daß sich alles zum besten wenden werde; halten wir daran fest. Ich will mich durch kein Versprechen binden, gegen das, wie ich jetzt fühle, mein Gewissen aufstehen müßte, und ich will auch nicht im Voraus eine Entscheidung treffen, die Dich kränken könnte, und deren es noch nicht bedarf. Vertraue mir, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mit Dir vereint zu sein, und daß ich mich selbst am tiefsten verletzen müßte, wenn ich auf dieses Glück verzichtete – Du darfst mir vertrauen.«

»Recht so, mein theures Kind!« rief Camilla, sie umarmend. »Xaver ist mein einziger Sohn und – weiß Gott! ich liebe ihn, wie nur eine Mutter lieben kann. Ich halte ihn keiner unedlen That für fähig, und doch –! Wer wie ich einmal gemeint hat, auf einen Felsen zu bauen, und das feste Gestein wie losen Sand zerrinnen sah, der wagt nicht zu trotzigem Eingreifen zu rathen, der mahnt zur Bedachtsamkeit und Pflichttreue. Nein, nein! Nichts Gewaltames, Xaver, nichts, was Dich und diese reine Seele je gereuen könnte gethan zu haben! Versprich mir das.«

»Käthchen versteht Dich nicht, Mutter,« verwies er un-muthig, »kann Dich nicht verstehen. Beunruhige sie nicht grundlos.«

»Du hast Recht,« sagte sie, sich fassend, »Ihr könnt mich nicht verstehen, Ihr wißt nicht, welche Schicksale ich mir selbst bereitet habe, indem ich rücksichtslos meiner Leidenschaft folgte. Ich will Euer Herz nicht beschweren mit meinem Leid, Kinder, will Euren schönen Glauben an einander nicht stören und verwirren, aber die Braut meines Sohnes soll wissen, daß ich empfinde wie sie. Wenn meine Mutter gelebt hätte, wer weiß –« Sie brachte diese Frage an sich selbst nicht zum Schluß, sondern wandte sich wieder zu Käthchen und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. »Lassen wir das, lassen wir das!« beschwichtigte sie sich selbst. »Es ist alles schon dagewesen, ja, ja! Aber auch das andere ist richtig, daß sich nichts in der Welt wiederholt, nichts genau so ist, als was in ähnlicher Weise vorangegangen.« Sie reichte ihrem Sohne die Hand über den Tisch. »Du bist der bravste Mensch, Xaver, treu und zuverlässig. Er ist der beste Sohn, liebe Katharina, wahrhaftig, das ist er! Und ein guter Sohn wird auch ein guter Ehemann. Es ist Verlaß auf ihn, das kann ich ihm bezeugen –«

»Mutter!« unterbrach er halb unwillig über ihr Lob, halb gerührt.

»Ei was!« rief sie, »Deine Mutter darf's wohl sagen, und Deine Braut darf's wohl hören. Es ist ja auch nur,

weil man Dich nicht kennt, daß man Dir im Amberger-
schen Hause nicht mit offenen Armen entgegengekom-
men ist. Aber man wird Dich kennen und schätzen ler-
nen, man wird noch stolz darauf sein, einen berühmten
Gelehrten zur Familie zählen zu dürfen; man wird Käth-
chen beneiden –«

»Nun ist's aber wirklich genug, Mutter!« fiel er lachend
ein. »Wenn Du so weiter schwärmst, kommen wir viel-
leicht noch dahin, daß man mich fußfällig um Verzeihung
bittet für alle Unbill, die mir aus Unverstand widerfahren.
Nein, nein! Daß man mich nicht kennt, ist wirklich das
wenigste. Es handelt sich in erster Reihe um materielle
Interessen, die unseren Wünschen im Wege stehen, und
mein Hauptaugenmerk muß darauf gerichtet sein, die-
se Hindernisse fortzuräumen. Dann wird man schon Ge-
schmack an mir finden, wenn auch natürlich Frau Barba-
ra Amberger es nie zu dem Enthusiasmus bringen wird,
den ich an meiner guten Mama gewohnt bin.«

Die schöne Frau nickte freundlich. Das Feuer in ih-
ren dunklen Augen glühte noch immer, aber nicht mehr
so verzehrend wie vorhin, sondern mit mildem Glanze.
Käthchen konnte kein Auge von ihr lassen. »Haben Sie
mich nur ein wenig so lieb wie ihn,« sagte sie und heim-
ste wieder einen zärtlichen Kuß ein.

»Ja, was kannst Du aber sonst thun,« fragte Camilla,
als Dich zeigen, wie Du bist? Wenn Du warten willst, bis
Deine Schriften und Vorlesungen Dich zum Krösus ge-
macht haben, wird wohl Deiner Braut Zeit und Weile lang
werden.«

»Ich will's versuchen, sie auf andere Weise zu zwingen,« antwortete er. »Ich habe so im Herumtasten Fäden aufgefunden, die vielleicht ganz unvermuthet zu freien Aussichten führen, wenn man ihnen nachgeht. In der Wissenschaft stößt man auch mitunter auf so etwas, das für sich selbst nichts zu bedeuten scheint und doch nur in den rechten Zusammenhang mit anderem gebracht sein will, um eine große Entdeckung herbeizuführen.«

»Sprich nicht in Räthseln,« bat die lebhaftige Frau.

»Ich muß vorläufig schon,« entschuldigte er, »denn ich bin selbst noch nicht genügend informirt. Aber ich rechne auf die Unterstützung meiner guten Mutter.«

»Wie? Auf meine Unterstützung?« fragte sie verwundert. »Ich soll wohl Deinetwegen noch einmal zur Bühne gehen und für Dich ein Vermögen zusammensingen! Ja, mit der Stimme ging's allenfalls noch, aber an mein altes Gesicht glaubt niemand mehr.«

»Nicht so,« versicherte er. »Du hast in dieser Hinsicht schon das Erstaunlichste geleistet, wenn ich bedenke, was ich gekostet habe. Wir sprechen davon weiter unter vier Augen. Jetzt gilt's vor allem zu berathen, wie ich mit meinem Käthchen brieflichen Verkehr unterhalten kann, wenn's doch einmal geschieden sein soll. Ich hoffe, meine gestrenge Frau Mama wird dagegen nichts einzuwenden haben, daß wir dem Briefpapier unsere geheimsten Gedanken anvertrauen und uns darauf verlassen, daß das Briefgeheimniß gewährleistet ist.«

»Ei, schreiben müssen Brautleute einander doch dürfen,« bestätigte sie, »sonst vergrämen sie sich ja um einander ganz und gar.«

»Ich wüßte wohl einen sicheren Weg,« bemerkte Käthchen, froh über diese wichtige Konzession.

»Schnell, schnell, nenne ihn,« bat er, die kleine Hand küssend, die er schon ganz roth gedrückt hatte.

»Lilli Wiesel ist meine liebe Freundin. Ich habe für nöthig erachtet, mich ihr zu entdecken, und glaube auf ihre Verschwiegenheit und Treue rechnen zu dürfen. Ihr verdanken wir es auch, daß ich hier sein kann, ohne zu Hause vermißt zu werden. Meine Mutter wird es ganz natürlich finden, wenn ich von Zeit zu Zeit an sie schreibe und von ihr Briefe empfangen, und da wird ja auch wohl jedesmal im Couvert noch ein Blättchen Platz haben, das heimlich eingeschmuggelt und unterschlagen werden kann.«

»Vortrefflich!« rief er. »Aber warum von Zeit zu Zeit? Es wird auch gar nicht auffallen, wenn Ihr beide recht eifrig mit einander korrespondirt. Freundinnen in Eurem Alter pflegen sehr schreiblustig und nie um Stoff verlegen zu sein, das weiß ja jede Mama. Ich kann also diesem Liebesboten vertrauen? So soll mich's nicht verdrießen, der Villa Wiesel auch künftig, wenn Du nicht mehr mein Leitstern bist, einen großen Theil meiner freien Zeit zu schenken. Lilli ist ein sehr lebenswürdiges Mädchen.«

»Bemerkst Du das erst jetzt?« fragte sie schalkhaft. Er konnte freilich nicht wissen, was sie dabei dachte.

Unter solchen Gesprächen und Berathungen verstrich die Stunde, die Käthchen zur Verfügung hatte, erstaunlich rasch. Sie stand erschreckt auf, als eine Uhr im Nebenzimmer schlug. »Ach Gott, es ist die höchste Zeit!« sagte sie. »Ich darf Lilli nicht in Verlegenheit bringen. Leben Sie wohl!« Sie umarmte Camilla und lehnte sich eine Weile an sie.

»Mein gutes Kind!« wiederholte die freundliche Dame mehrmals und streichelte ihre Schulter. »Ich habe gar nichts zum Essen vorgesetzt, weil ich mir schon denken konnte, daß ich Euch damit keinen Gefallen thäte. Aber das nächste Mal, wenn Sie mich besuchen, will ich Sie nach Gebühr aufnehmen.«

»Mit Limonade und Kuchen,« spöttelte Xaver.

»Wenn Käthchen dabei ist, wirst Du auch davon satt werden,« meinte sie. »Nun aber werde ich Euch eine ganze Minute lang den Rücken zukehren, Kinder! Benutzt sie, wie Ihr wollt, ich sehe nichts.« Sie ging zum Fenster und schaute auf die Straße hinaus.

Xaver verstand sie. Er umfaßte sein Käthchen, zog die leichte Gestalt fest an sich und küßte mit einem langen, langen Kuß den schönen Mund, der sich dem seinigen nicht entzog. »In alle Ewigkeit!« sagte er, und ein thränenfeuchter und doch freudestrahlender Blick antwortete: »Amen.«

»Und nun fort!« mahnte Frau Camilla. Sie nahm Käthchens Arm und begleitete sie hinaus. »Du bleibst hübsch im Zimmer,« verwies sie den Professor, der folgen wollte. »Ich denke, Du hast Deinen Theil!«

Er fügte sich in Geduld. –

An dem Abend desselben Tages passirte auf der Villa etwas ganz Außerordentliches. Mr. Fairfax mußte wohl guten Grund gehabt haben, eine Liebeserklärung nicht mehr für ein zu großes Wagniß zu halten. So viel ist gewiß, daß er mit Lilli Hand in Hand in den Pavillon trat und um den Segen der ›überraschten‹ Eltern bat. »Siehst Du,« flüsterte Lilli Käthchen zu, »nun bin ich doch auch Braut!«

XV.

Es kostete Frau Barbara Amberger viel Ueberwindung, sich zur Reise zu entschließen. Eigentlich nicht, sich zu entschließen, sondern den Entschluß zur Ausführung zu bringen; denn was die mütterliche Pflicht gebot, war ihr sofort klar gewesen, aber die Bequemlichkeit, die ihr zur anderen Natur geworden war, wie man zu sagen pflegt, machte eine Trennung von der wohleingerichteten Häuslichkeit nicht ganz leicht. Sie hatte erst die Absicht gehabt, dem Professor womöglich zuvorzukommen und ihm Katharina zu entführen ehe er sie wieder sehen und sprechen könnte. Aber so schnell ließen sich doch die Vorbereitungen zu einem längeren Ausfluge nicht treffen, und es mußte daher der Brief vorausgeschickt werden. Und dann schien es ja auf den Tag nicht mehr so sehr anzukommen; sie wollte zur Reise gehörig eingerichtet sein und verschob die Abfahrt von einem Tage zum andern.

Sie hatte über die Angelegenheit mit Moritz gesprochen und denselben äußerst verstimmt und verdrießlich

gefunden. Eigentlich hatte er alle ihre Gründe gegen die Partie in fast kränkender Weise fortgespöttelt und über den Professor so gesprochen, daß man danach zu der Annahme berechtigt gewesen wäre, er könne sich gar keinen lieberem Schwager denken; und doch hatte er wieder versichert, die Sache sei schon durch ihn selbst gänzlich abgethan und der unliebsame Bewerber werde nicht wiederkommen, ohne doch mit der Sprache herauszugehen, was er denn gegen ihn habe. Natürlich! er wußte ja sehr gut, daß sein eigenes Projekt bei der Mama nicht auf geringeren Widerspruch stoßen werde. Die Zeit schien ihm noch nicht gekommen, damit offen vorzurücken. Aber es war doch nicht das allein, was ihn mürrisch und verschlossen machte. Die Unterredung mit Schönrade unter vier Augen brachte eine Nachwirkung, die er sich ganz vergeblich bemühte zu verkleinern. Es hatte ihm einmal einer dreist die Wahrheit gesagt, und dieser eine war nicht irgend wer, sondern ein Mann, den er achten mußte und der ihn übersah und was noch übler war: er hatte Recht. Der Professor hatte Recht! Da half gar kein Bemänteln und Vertuschen; er handelte schlecht gegen seine einzige Schwester, die er doch brüderlich liebte, und er handelte schlecht gegen sich selbst, während er egoistisch gerade sich zu dienen gemeint hatte.

Es war ihm keineswegs entgangen gewesen, daß vieles in seinem Verhältniß zu den Feinbergs und zu Sidonie nicht in Ordnung, aber er hatte absichtlich die Augen halb geschlossen um nicht sehen zu dürfen, um sich selbst so lange als möglich zu betrügen. Nun half dieses

Versteckenspielen nichts mehr, er mußte sehen, was so auf der Oberfläche lag, daß ein Fremder es nach ganz kurzer Beobachtung heraus fand: Ignaz Feinberg behandelte ihn wie einen Unmündigen, nutzte ihn aus und ließ sich nicht von ihm in die Karten blicken; Otto Feinberg war ein recht roher Bursche, der sich zu Geschäften gebrauchen ließ, die selbst seinem Bruder nicht ganz sauber erschienen und dessen Vergnügungen einen hohen Grad von Gleichgültigkeit gegen das Gefühl von Selbstachtung dokumentirten, und Sidonie hielt es nicht für nöthig, sich aus Rücksicht für ihn irgend welche Schranken aufzulegen, sie litt ihn nur, so lange er ihr erlaubte, ihn als gar nicht vorhanden anzusehen. Das konnte ihn wüthend machen, wenn er es sich deutlich vorstellte. Er hatte sich ernstlich vorgenommen ›dem übermüthigen Volk einmal zu zeigen, wer er sei,‹ und dann auch wirklich bei nächster Gelegenheit von dem Chef des Hauses Feinberg Einblick in gewisse Rechnungen verlangt und Sidonie wegen ihres beleidigenden Benehmens gegen ihn zur Rede gestellt, aber er war hier und dort damit übel angekommen und hatte zu seiner tiefsten Beschämung den Rückzug nehmen müssen, weil er ja doch nicht wagen konnte, einen Bruch zu provoziren. Seitdem schmolte er, und dabei kam er sich selbst so lächerlich vor, daß er am liebsten aus der Haut hätte fahren mögen.

Dazu war noch ein Brief von Philipp eingetroffen der ihm in seiner jetzigen Lage sehr unbequem erscheinen mußte; Philipp, sonst der bescheidenste und bedürfnisloseste Mensch – selbst seine Steckenpferde waren nicht zu

theuer, wenn er seinen eigenen Aufwand dagegen hielt – forderte plötzlich nicht unerhebliche Summen und hatte glattweg Wechsel gezogen, die sie flüssig machen sollten. Er schrieb von Einkäufen und Bestellungen die in die Tausende gingen, von einem vollständigen Wandgetäfel, das er ausbrechen und nach Hause schicken wolle, und dergleichen ›Unsinn‹ mehr. Philipp konnte glauben, sich diesen Luxus erlauben zu dürfen ohne sein Conto übermäßig zu belasten; aber Moritz hatte alle Mittel der Handlung bereits engagirt und disponirte über diese Beträge nicht mehr, ohne Feinberg zuzuziehen. Ohne Zweifel erhielt er dessen Unterschrift, aber schon die Nöthigung, ihn darum angehen zu müssen, war ihm fatal. Er hatte sich nie so unselbständig und abhängig gefühlt.

Einige Tage nach des Professors Abreise überraschte ihn Madame Feinberg durch die Anzeige, daß sie mit ihrer Tochter nach Berlin reisen und sich dort einige Zeit aufhalten werde. Jetzt im Sommer? Das mußte auffallen. Gegen eine Badereise hätte sich nichts einwenden lassen, aber in der todten Saison nach der großen Stadt – er bat sich eine Erklärung darüber aus.

»Ich liebe nun einmal das Ungewöhnliche,« antwortete Sidonie mit spöttischem Achselzucken; »im Herbst und Winter kann jeder Narr sich in Berlin amüsiren, ich will einmal sehen, wie eine große Stadt sich ausnimmt, die bei sich nicht zu Hause ist. Ich will das Fräulein aus der Provinz spielen, das Merkwürdigkeiten zu beschauen kommt, in den Schlössern herumläuft, die Museen mit dem Katalog in der Hand durchwandert, das Aquarium

und den zoologischen Garten der seltenen Thiere wegen besucht und den Droschkenkutschern etwas zu verdienen gibt. Warum sollte ich nicht? Ich bin so oft in Berlin gewesen und habe von alledem so gut wie nichts gesehen.«

Moritz hielt es für sehr überflüssig, sich darüber in einen Disput einzulassen. Was er dachte, konnte und mochte er ja doch nicht sagen. Aber für sein Leben gern hätte er jetzt ausgeplaudert, daß der Professor heimlich mit seiner Schwester Katharina verlobt sei. Das hätte Ge-sichter gegeben! Das wäre eine Vergeltung für alle die erlittene Unbill gewesen! Den Trumpf hätte man für voll annehmen müssen! Er dachte an Käthchen und schluckte seinen Aerger hinunter.

Madame Amberger glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie auf dem Perron des Bahnhofes die Feinbergschen Damen vor einem offenen Coupé stehen sah in Toiletten die ihre Absicht, beim Läuten der Glocke einzusteigen, unzweifelhaft erscheinen ließen. Sie hatte den Abschiedsbesuch nicht versäumt, dabei aber von diesem Vorhaben nicht das mindeste erfahren. »Ein ganz plötzlicher Entschluß, meine Liebe,« entschuldigte Madame Feinberg, »meine Sidonie liebt nicht lange Vorbereitungen.«

»Vielleicht wird auch Moritz überrascht?« fragte Frau Barbara etwas spitz.

»Er ist von unserer Abreise in Kenntniß gesetzt und wird hoffentlich nicht so unartig sein, uns ohne Abschied fahren zu lassen. Dort kommt er eben – ziemlich spät,

will mir scheinen. Er hat es überhaupt in letzter Zeit manchmal recht auffallend an der nöthigen Aufmerksamkeit fehlen lassen es ist gut, daß Sidonie sich ihm für einige Zeit entzieht. Wollen Sie einsteigen, meine Liebe? Wir haben das ganze Coupé genommen um uns die Gesellschaft aussuchen zu können. Bitte . . . «

»Ich danke!« antwortete Frau Amberger recht frostig; »ich will nicht geniren und habe mein Billet schon gelöst.« Sie gab dem Diener einen Wink, das Handgepäck weiter die Wagenreihe hinauf zu tragen.

»In Berlin sehen wir uns gewiß,« rief Frau Feinberg ihr nach, und Sidonie stieg ein, als Moritz sich näherte.

Er bemerkte es, grüßte und ging vorbei seiner Mutter nach. Erst als er dieselbe gut untergebracht wußte und schon das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, kehrte er zurück und sprach einige gleichgültige Worte zu seiner künftigen Schwiegermama durch das Fenster. Sidonie hatte sich in eine Ecke gelehnt und beschäftigte sich damit, ihren Vorrath von kleinen Cigaretten zu prüfen und eine davon zu wählen. Sie nickte flüchtig mit dem Kopf, als Moritz ihr etwas förmlich Adieu sagte. »Vergiß mir doch nicht, den Professor Schönrade zu grüßen,« konnte er sich nicht enthalten, ins Coupé hineinzurufen als der Zug sich schon in Bewegung setzte.

Es geschah dann zufällig auch an demselben Vormittage, daß Madame Amberger und Madame Feinberg nebst Tochter auf der Villa des Kommerzienrath Wiesel ihren Besuch abstatteten. Die Kommerzienrätthin empfing die lieben Gäste mit allen den gewählten Redensarten,

die in solchen Fällen üblich sind, und bedauerte nur, ihnen nicht bei sich im Hause Quartier anbieten zu können. Ein überraschendes Familienereigniß habe alles in leicht begreifliche Unruhe versetzt – Lilli sei Braut. Mr. Fairfax wurde vorgestellt und beglückwünscht, Lilli noch einmal geküßt. Das junge Brautpaar war natürlich alleiniger Gegenstand der Beobachtung und des Gesprächs. Käthchen durfte sich im Hintergrunde halten, was ihrer Stimmung sehr erwünscht war.

Sie hatte sich nie zu Sidonie hingezogen gefühlt. In dieser Hinsicht durchaus nicht von ihrer Mutter beeinflusst, die es nicht für taktvoll hielt, ihres Sohnes Braut, so wenig sie ihr zusagte, einer lauten Kritik zu unterwerfen, war sie doch schon nach der flüchtigsten Bekanntschaft dahinter gekommen, daß im Verkehr mit der künftigen Schwägerin die größte Vorsicht geboten sei. Sie konnte ihrem emanzipationssüchtigen Wesen keinen Geschmack abgewinnen fand ihr Kokettiren garstig und hielt sie für unaufrichtig, wenn nicht geradezu für falsch. Es war eine ganz überflüssige Sorge ihrer Mutter gewesen, sie zu entfernen, um sie vor dem schlechten Beispiel zu hüten; sie fand in sich nichts Anklingendes, was ihr eine freundschaftliche Annäherung hätte wünschenswerth erscheinen lassen können. Sidonie selbst warf sich ihr erst mit affektirter Leidenschaftlichkeit in die Arme, um sie dann schnell wieder fallen zu lassen; nur der unverkennbare Zug von Vornehmheit in Käthchens ganzem Benehmen hinderte sie, ihre Spottlust an ihr zu üben. Seitdem behandelten die beiden jungen Damen einander mit so viel

Höflichkeit, als das durch Moritz gegebene Verhältniß erforderlich machte, wußten sich aber gänzlich frei von engeren Beziehungen.

Der Austausch einiger Worte war bei dem jetzigen Begegnen am fremden Ort unvermeidlich. »Ein junges Brautpaar ist doch entsetzlich langweilig,« begann Sidonie ein Gespräch, indem sie sich zu ihr setzte. »Sie werden froh sein, ihm nicht Gesellschaft leisten zu dürfen.«

»Ich bin gern für mich,« antwortete Käthchen, »und da stört mich ein glückliches Brautpaar gerade am wenigsten. Ich freue mich, daß Lillis Wahl ganz nach dem Herzen ihrer lieben Eltern ist und sie selbst befriedigt.«

Sidonie seufzte. »Ach, daß sie ewig grünen bliebe . . . ! Ich denke mir das Leben in England recht langweilig.«

»Es scheint mir überall so viel Gehalt zu haben, als man hineinlegt.«

»O, Sie Philosophin! Haben Sie diese Weisheit in Berlin gelernt?«

»Man kann sie, denke ich, überall finden.« Sie brach von diesem Thema ab, zu dem ihr Sidonie nicht ernst genug zu sein schien. »Beabsichtigen Sie, sich in Berlin aufzuhalten?« fragte sie, um doch etwas zu fragen.

»Ich will sehen, ob ich in dem klugen Berlin nicht auch für mich etwas zu lernen finde,« antwortete Sidonie anknüpfend. »Ich habe kürzlich Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß ich in manchen wissenswerthen Dingen noch recht dumm bin. Einige Privatissima können mir nicht schaden.«

»Wie verstehen Sie das?«

»Wie ich das verstehe! Ja, genau so, wie ich es sage. Kürzlich verirrte sich ein sehr gelehrter Professor zu uns – ach! Sie müssen ihn ja auch kennen, da er hier aus- und eingeht – Professor Schönrade . . .«

Käthchen fühlte es wie einen Stich ins Herz; ihr fiel sofort die abendliche Fahrt auf dem Mühlenteich ein, von der Xaver berichtet hatte. Sie wurde in einer Sekunde bleich und wieder roth. Weshalb es ihr so widerwärtig war, gerade Sidonie über ihn sprechen zu hören, hätte sie sich selbst nicht sagen können; aber am liebsten wäre sie aufgestanden und fortgegangen um das Gespräch zu beenden.

Sidonie bemerkte die Veränderung. »Ach!« sagte sie, »er scheint Ihnen gar nicht gleichgültig zu sein. Kein Wunder! Er ist der interessanteste Mann, den ich bisher kennen gelernt habe, und ich leugne gar nicht, daß er bei meinem Entschluß, einige Wochen hier zuzubringen, betheilig ist. Er läßt sich ja dazu herbei, junge Damen in die Geheimnisse seiner Wissenschaft einzuweihen und wird in mir eine lernbegierige Schülerin finden, wenn er sein Licht über mir leuchten lassen will.«

»Er ist, so viel ich weiß, zur Zeit durch Facharbeiten besonders stark in Anspruch genommen,« suchte Käthchen abzulenken. »Ich erinnere mich, daß er vor wenigen Tagen hier ankündigte, seine Besuche müßten aus diesem Grunde seltener werden. Ich glaube nicht, daß es ihm lieb sein kann, sich zu zerstreuen . . . Sie sollten darauf Rücksicht nehmen, Sidonie.«

Das Fräulein tupfte ihr mit dem Elfenbeinknopf des Sonnenschirms, der in fortwährender Bewegung war, leicht auf die Schulter. »Wie besorgt Sie um den armen Professor sind! Aber ich weiß es besser. Diesen Herren Gelehrten kann nichts Günstigeres kommen als eine sanfte Nöthigung, einmal die Bücher zuzuklappen und sich in Damengesellschaft der Welt zu zeigen. O, der Professor ist eigentlich ein Lebemann, in wie ernste Falten er auch seine Stirn auf dem Katheder vor den Studenten zu ziehen für gut befinden mag – wer nicht mit ihm zusammen bei Tisch gesessen hat, kennt ihn gar nicht. Ich werde ihn schon aus seiner Höhle locken – er muß täglich mit uns essen, spazieren fahren, die lustigsten Vergnügungslokale besuchen. Dabei wird Zeit genug bleiben zu tiefsinnigen Erörterungen über die Veränderungen der Erdrinde, auf der wir wandeln und über die Natur der Fixsterne, die uns in schönen Sommernächten leuchten. Es wird prächtig sein!«

Sidonie würde wahrscheinlich ungefähr ebenso gesprochen haben, wenn sie geahnt hätte, wie wehe sie ihrer Schwägerin that; nun konnte Käthchen sie nicht einmal der Bosheit beschuldigen und dadurch ihre Pein mildern. Was war denn vorgegangen, das sie berechtigte, so von Schönrade zu sprechen, sich solchen Erwartungen hinzugeben? Sie stutzte einen Moment; konnte Xaver sich haben blenden lassen und leichtfertig Hoffnungen . . . ? Ach, Thorheit, es war unmöglich. Sie kannte ja Sidonie, sie war ja oft genug Zeuge gewesen, wie sie jede

neue Erscheinung an sich heranzog, um ihre Künste spielen zu lassen. Xaver war gewiß ganz unschuldig. Aber wenn auch! Soviel blieb doch gewiß, daß Sidonie Gefallen an ihm gefunden hatte, daß sie seinetwegen her kam, daß sie kein Mittel unversucht lassen werde, ihn in ihre Netze zu verstricken, mochte sie nun die Absicht haben, ihn darin zu halten oder nicht, daß der Professor sich oft und viel in ihrer Gesellschaft bewegen werde, und daß sie selbst unterdessen fern von ihm mit ihrer Mutter umherreisen müsse, um sich ihm zu entfremden. War Sidonie eine Gefahr für sie? Vielleicht doch! Es gab Leute, die von ihrer Schönheit schwärmten, die ihre auffallende Toilette als sehr geschmackvoll bewunderten, die ihr kokettes Wesen sehr pikant fanden, von ihrem Witz sprachen, ihre Unterhaltung suchten und von ihrem Reichtum eine große Meinung hatten. Xaver freilich –? Wie hätte er Käthchen lieben können, wenn er ihren geraden Gegensatz eben so anziehend erachtete? Nein, Sidonie war keine Gefahr. Aber eine stete Drohung blieb sie doch. So früh schon eine solche Prüfung ihres Herzens!

Madame Feinberg hatte sich erhoben und mahnte zum Aufbruch. Sidonie war ganz einverstanden, den Wagen nicht länger warten zu lassen, Käthchen unterhielt sie schlecht, und ihre Gedanken waren anderswo. Die Damen mußten versprechen sich recht oft in der Villa zu zeigen. Kaum hatten sie das Gitter erreicht, als die Kommerzienrätthin ihnen schon einige kritische Bemerkungen nachschickte, die auch durch das freundliche Kopfnicken,

mit dem sie die Abfahrenden aus der Entfernung nochmals verabschiedete, keine Unterbrechung erlitten. »Die Feinberg ist eine liebe Frau,« sagte sie, »wenn sie nur ein wenig mehr Bildung hätte. Aber man hört immer dieselben Redensarten und wenn sie einmal ein Urtheil äußert, kommt es gewiß schief zum Vorschein. Sie ist gutherzig, aber gegen ihre Tochter geradezu schwach. Ich glaube, Sidonie dominirt förmlich im Hause, alles, was sie sagt, gilt für ein Orakel. Wie kann man sein Kind so verziehen? Man glaubt auch gar nicht, ein junges Mädchen vor sich zu haben, sondern eine vielerfahrene Weltdame. Ich möchte nicht zulassen, daß Lilli sich so kleidete. Man merkt wohl, Sidonie will Aufsehen erregen. Es ist nur ein Glück, daß sie reich ist; ihr Mann würde sonst einen schweren Stand haben.«

Frau Barbara Amberger hätte jedes ihrer Worte unterschreiben können, aber sie antwortete nur mit einem halbunterdrückten Seufzer und einem bekümmerten Gesicht. Die Kommerzienrätthin wußte diese stumme Zustimmung zu würdigen und begann nun Käthchens Lob zu posaunen. »Das liebe, gute, bescheidene, einfache, anspruchslose, heitere und immer gut gelaunte Kind« hätte ihr ganzes Herz erobert, und die Freundschaft mit Lilli sei für die Ewigkeit befestigt. Sie könne noch immer nicht recht glauben, daß der liebe Gast ihnen so bald entführt werden solle.

Frau Amberger wäre für diese enthusiastische Anerkennung empfänglicher gewesen, wenn sie nicht gewußt hätte, was die Rätthin zu ihrer großen Beruhigung nicht

wußte, daß ihr sittsames Töchterchen ganz im Geheimen einen Liebeshandel eingegangen war und die schwersten Vorwürfe verdiente, die freilich noch aufgespart werden mußten, bis man sich unter vier Augen sprechen könnte. Sie wollte Käthchen sofort nach dem Hotel mitnehmen und schon zur Nacht weiterreisen. Aber damit stieß sie auf den entschiedensten Widerspruch der Wirthin. An eine so schnelle Trennung dürfe gar nicht gedacht werden, wenn sie nicht ernstlich böse werden solle; es sei im Werke, morgen oder übermorgen Lillis Verlobung in großer Gesellschaft zu feiern so gut sie sich in dieser ungünstigen Zeit zusammenbringen lassen. Käthchen, die beste Freundin der Braut, die früheste Mitwisserin ihrer Herzensgeheimnisse, dürfe dabei auf keinen Fall fehlen, Lilli würde sonst der ganze Abend verdorben werden. Das bestätigte Lilli natürlich sehr lebhaft, und Mr. Fairfax schloß sich ihren Bitten an. Frau Amberger, so schwer es ihr wurde, mußte nachgeben und sogar zulassen, daß Käthchen bis nach dem Fest ihr Stübchen oben behielt. Nun verstand es sich denn auch von selbst, daß die Mama die Villa als ihr eigentliches Logis ansah und nur im Gasthause nächtigte. Man wollte ein paar recht frohe Tage miteinander verleben und so lustig als möglich abschließen.

»Ich hoffe meinen guten Mann zu bewegen,« schloß die Räthin, »nach dem Verlobungsfest uns meiner angegriffenen Gesundheit wegen endlich nach Wiesbaden zu bringen. Sie sollten uns dahin begleiten, meine Beste, und vor den Anstrengungen einer längeren Reise – nach

Italien nicht wahr –? auch etwas zu Ihrer Stärkung thun. Wir haben dort ein ganzes Haus gemiethet und treten Ihnen gern einige Zimmer ab.«

Frau Barbara dankte verbindlichst, meinte aber, ihre Abwesenheit von Hause nicht verlängern zu dürfen.

Käthchen hörte von der Uebersiedelung nach Wiesbaden sehr ungern. Der schöne Plan durch Lilli den Briefwechsel mit Xaver vermitteln zu lassen, erhielt dadurch einen Riß. Vielleicht konnte er nicht einmal durch einen Brief an sie erinnert werden, während Sidonie ihn täglich sah und sprach. Ihre Stimmung war sehr gedrückt und ihr Herz beklommen; der Festivität wäre sie gern aus dem Wege gegangen.

Am Tage nach dem Zusammentreffen mit Katharina besuchte Professor Schönrade seine Mutter wieder und fand sie in vorzüglich guter Laune. Das liebe und schöne Mädchen hatte auf sie den besten Eindruck gemacht, und gleich ihre ersten Worte bei der Begrüßung bestätigten dies. »Ich kann nicht glauben, daß Madame Amberger ihre Opposition lange fortsetzen wird,« sagte sie tröstend, »sie gibt sicher nach, sobald sie sieht, daß Käthchens Neigung ernst ist.«

»Sie handelt am Ende doch, wie eine kluge Mutter handeln muß,« erwiderte er. »Sie kennt mich nicht, wie Du mich kennst, und darf wohl zweifeln, ob Käthchen mit aller Vorsicht die Fragen erörtert hat, die ihr natürlich sehr wichtig erscheinen. Wär's aber nur das, so könnte man ohne Sorge in die Zukunft schauen: die Zeit würde diesen Mangel ganz von selbst ausgleichen. Leider sind

aber auch tiefeingewurzelte Vorurtheile zu überwinden, über die sich freilich von unserm Standpunkt aus leicht absprechen läßt und die sich doch um unsere Meinung gar nicht kümmern werden, so gut dieselbe motivirt sein mag. Die Amberger sind eine alte Patrizierfamilie, und die Frau ist stolz darauf, ihr anzugehören.«

»Ich denke, die Bellarota werden nicht jüngern Ursprungs sein,« bemerkte Camilla, sich hoch aufrichtend und in die Brust werfend.

»Es kann sein,« sagte er, den Kopf in die Schultern duckend, »aber Du weißt wohl, daß uns die Mittel fehlen, die Welt davon zu überzeugen.«

»O, es ist gewiß,« rief sie, »mein Vater war keiner Unwahrheit fähig, und er hat mir wiederholt von dem alten Adel unserer Familie gesprochen. Du ehrst Deinen Großvater schlecht, wenn Du seine Versicherungen anzweifelst.«

»Mein guter Glaube ändert in der Sache selbst nichts,« erwiderte er ruhig. »Zudem hat es für mich, wie Du zugeben wirst, etwas sehr Mißliches, mich auf meine Verwandtschaft von Mutterseite zu berufen, zumal mein Name –«

Ihr Gesicht verfinsterte sich. »Du hast das beste Recht, Deines Vaters Namen zu führen,« sagte sie, »und Deines Vaters Name klingt gut genug, um Frau Barbara Amberger zu befriedigen. Ich aber mag ihn nicht hören – *ich* nicht!«

Er antwortete nicht sogleich, sondern ließ ihr Zeit, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß zwischen

ihnen beiden jetzt kein Geheimniß mehr bestehen dürfe. Dann nahm er ihre Hand und streichelte sie, als ob er sie bitten wollte, recht sanft zu sein, und dann sagte er: »Mutter, ich habe stets Deinen Willen geehrt, gewissen auf Deine Ehe und meine Geburt bezüglichen Dingen nicht nachzufragen. Ein Zufall hat mich kürzlich von allem unterrichtet, was ich zu wissen nöthig habe. Es wird nur Deiner einfachen Bestätigung gewisser Thatsachen bedürfen –«

»Ein Zufall – ein Zufall?« unterbrach sie, gespannt aufmerkend. Ihre Stirn war feucht geworden von nervöser Aufregung.

Er berichtete von seinem Spaziergange nach der Höneburg und von allen seinen Erlebnissen in der Ruine, genau der Wahrheit gemäß und immer nur das Thatsächliche aneinander reihend. »Ist es so gewesen, Mutter?« fragte er.

»Es ist so gewesen,« antwortete sie mit fester Stimme. »Und Dein Urtheil, Xaver?«

»Erspare mir's Mutter!«

»Und Dein Urtheil? That ich Recht? Oder beraubte ich Dich, wenn ich Dir einen Namen nahm, an den ich nur mit Schmerz und Reue denken konnte? Nein, mein Sohn ich that, was die Mutterliebe gebot. Du solltest mein ganzes Herz ausfüllen und ich hätte Dir nicht sein können, was ich Dir sein wollte und sein mußte, wenn Du mich täglich und stündlich an jenen Unwürdigen erinnerst –«

»Mutter,« unterbrach er sehr ernst, »Du sprichst von meinem Vater, mäßige Dich –!«

»O, ich habe ihn geliebt,« rief sie, und ihre Augen sprühten Feuer, »ich habe ihn geliebt, wie nur ein Weib lieben kann, und er hat mich verrathen. Ich bin wohl befügt, über ihn zu Gericht zu sitzen und ihn zu verdammen.«

»Ich weiß ja, was Du gelitten hast,« sagte er begütigend, »und will Deinen Empfindungen keinen Zwang anthun, ich will auch meinen Vater vor Dir nicht zu entschuldigen suchen, denn er hat Dich schwer gekränkt, in Deinen heiligsten Gefühlen verletzt, aber vergiß auch nicht –«

»Du hast aus jenen Briefschaften die besser verbrannt worden wären, viel über meine Schicksale erfahren,« fiel sie leidenschaftlich ein, »aber sie konnten Dir noch nicht alles sagen. Du weißt, daß wir glücklich waren und daß er dieses Glück zerstörte, als es die Hoffnung ausschloß, einen neugewonnenen Besitz seinem Namen erhalten zu können; aber Du weißt nicht, was vorangegangen war, uns dieses Glück zu sichern, das uns für die Ewigkeit werth schien; wie wir selbst Menschenglück zertraten, um darüber hinweg – Nein! nichts weiter davon, nichts weiter! Ich will Dich nicht gegen Deine Mutter aufbringen mein Sohn, und ich habe gebüßt, was meine Leichtgläubigkeit verschuldet hat – wahrhaftig! ich habe gebüßt.«

Xaver setzte sich zu ihr und legte den Arm um ihre Schulter. »Ist es denn so schwer zu vergeben?« fragte er

milde. »Muß denn, was sich geliebt hat, so in Haß enden? Und warum soll ich hassen, was ich nie geliebt habe, was mir bis vor kurzem ganz gleichgültig gewesen ist? Verlange von mir nichts Unnatürliches, Mutter; vergiß nicht, daß Deine Empfindungen nicht die meinigen sein können, wenn ich jenem Manne gegenüberrete, der mein Vater ist, dessen Verirrungen ich nicht zu richten berufen bin, und an Dem Du Dich rächtest, indem Du ihm ein Kind entzogst, das er, wenn seine Briefe nicht lügen, zärtlich liebte. Diese Urkunde, die mir seinen ganzen damaligen freien Besitz abtrat, kann doch wohl auch als ein Zeugniß dafür gelten.«

Die Augen der stolzen Frau hefteten sich mit dem schmerzlichsten Ausdruck auf ihn. »Du denkst doch nicht daran, Xaver,« sagte sie mit ängstlich verhaltenem Ton: »ihn – Deinen Vater – aufzusuchen –?«

Er fühlte, daß seine Hand auf ihrer Schulter zitterte, daß sein Herz leise bebte, wie vor einer nahen Gefahr. Er wußte, daß er in diesem Moment seine geliebte Mutter unendlich hätte beglücken können, wenn er sich an ihre Brust geworfen und ihr zugerufen hätte: »nie, nie, ich will ihn nicht kennen, ich will seinen Namen nicht mehr nennen!« Aber es widerstand ihm, sich so ihrem Hasse gefangen zu geben, aus Schonung für die Leidende unwahr gegen sich selbst zu sein, gleichsam ein Schauspiel mit vorgeschriebener Rolle auszuführen. Alles, wozu er sich verstehen konnte, war der Versuch, das Gefühl gar nicht betheiligert erscheinen zu lassen und die Angelegenheit nur von der praktischen Seite zu fassen.

»Ich habe allerdings aus leicht erklärlichen Gründen daran denken müssen, mich dem Grafen Gleichenau vorzustellen,« sagte er möglichst ruhig, »um mir durch ihn mein Recht auf das Wappen der Freiherrn von Höneburg und auf deren alten Besitz anerkennen zu lassen. Welchen Gebrauch ich künftig davon mache, steht bei mir, daß mir aber diese, an sich vielleicht unschwer entbehrliehen Güter in meiner jetzigen Lage großen Werth haben können, wird Dir nicht entgehen, Mutter. Frau Barbara Amberger wird den Freiherrn von Höneburg, der um ihrer Tochter Hand wirbt, nicht abweisen.«

Camillas hohe Gestalt sank matt in sich selbst zusammen. »So opferst Du die Ehre Deiner Mutter,« sprach sie düster vor sich hin. Es klang nicht wie ein Vorwurf, es klang nur wie eine Klage; sie wußte, daß ihr weiterer Widerspruch doch unbeachtet bleiben würde.

Der Professor stand auf und durchschritt den Salon, bald hier, bald dort stehen bleibend und dann wieder seinen Gang fortsetzend. Es that ihm selbst weh, seiner Mutter diesen Schmerz bereiten zu müssen; er hatte es, ehe er zu ihr ging, tausendmal mit sich berathen, ob darüber hinwegzukommen sei, aber es war ihm immer das Richtigste erschienen offen, ganz offen gegen sie zu verfahren und auch dieser schweren Stunde ihr Recht zu lassen. Nun wußte sie, was er beabsichtigte, konnte dazu Stellung nehmen. Er zählte nicht auf ihre Zustimmung, aber auch wenn sie ihren ganzen Einfluß aufwendete, ihn von seinem Entschluß abzubringen, konnte er mit größerer Ruhe thun, was er für seine Pflicht hielt, als wenn

er heimlich handelte und sie wohlmeinend hinterging. Daß sie nun nicht stürmisch aufbrauste, nicht mit allen Machtmitteln gegen ihn opponirte, schien ihm ein gutes Zeichen, daß sie der Vernunft Gehör geben und sich nicht allein von ihrem Gefühl leiten lassen wolle. Dadurch sehr erleichtert, trat er endlich wieder an sie heran und sagte sanft:

»Wir kennen einander, Mutter! Du wirst mir das Vertrauen schenken, daß ich's nicht übers Herz bringen würde, irgend etwas zu unternehmen oder zu concediren, was Dein Ehrgefühl verletzen könnte, so reizbar es ist. Ich darf mehr versprechen Mutter; es soll von meiner Seite nichts geschehen, was Dich zu hindern vermöchte, weniger stolz als bisher Deinen eigenen Weg zu gehen. Nur für mich selbst will ich sprechen und handeln, und mein eigener Stolz, der freilich andere Wurzeln hat, wird mich davor bewahren, unter den Menschen hinabzusinken, der Dir seine Erziehung verdankt.«

Sie seufzte und sah zu ihm auf mit einem Gesicht, das ihm jetzt zum ersten Mal so alt erschien, wie ihre Lebensjahre es voraussetzten. Es war sonst seine Freude gewesen, sie nicht altern zu sehen, und das erschreckte ihn nun. Sie reichte ihm die Hand und sagte mit müder Stimme: »Es ist nicht leicht, geduldig einzuwilligen, daß unsre Rechnung durchstrichen wird, wenn jede Zahl ihr gutes Recht hatte. Mein Stolz ist gebrochen. Dem Sohne gegenüber bin ich ein schwaches Weib, das nicht einmal um Schonung zu bitten wagt. Thu, wozu Dein Herz Dich treibt, ich – verzeihe Dir.«

Er küßte diese Hand, die so matt und kalt in der seini-
gen lag, wieder und wieder. Camilla erhob sich; sie schien
seine Entfernung zu wünschen, um mit sich allein durch-
zukämpfen, was nicht mehr abzuweisen war. Er verstand
ihren stummen Wink und ging.

XVI.

Zu Hause angelangt, fand er auf seinem Schreibtisch
zwei zierliche Briefchen vor. Das erste enthielt eine Ein-
ladung zu dem Verlobungsfeste, das der Kommerzienrath
Wiesel seiner Tochter zu geben gedachte. Ob Käthchen
dabei sein würde? Es war eher in großer Gesellschaft, als
im Familienkreise möglich, sie unbemerkt zu sprechen.
Die Einladung erfreute ihn.

Die Aufschrift auf dem zweiten Couvert von rosa Far-
be mit gepreßten Rändern war von unbekannter Hand
– offenbar von einer Frauenhand. Noch ganz mit seinen
Gedanken an Käthchen beschäftigt, öffnete er es ohne je-
de Neugierde. Es lag statt eines Briefbogens eine Visiten-
karte darin. Frau Feinberg gab sich darauf die Ehre, ihm
unter ihrem Namen mit Bleifeder anzuzeigen, daß sie mit
ihrer Tochter in Berlin eingetroffen sei und auf seine Be-
gleitung beim Besuch der Sehenswürdigkeiten zu hoffen
wage. Neben dem Datum war das Hotel notirt, in dem sie
logirte. Auf der Rückseite fand sich von anderer Hand:
»Wir erwarten den Herrn Professor sehnsüchtig. Lassen
Sie sich erbitten und haben Sie einmal Zeit – viel Zeit . –
S.«

Er betrachtete die Karte mit ganz eigenem Lächeln – nicht mit dem selbstgefälligen Lächeln eines geschmeichelten, sondern mit dem überlegenen und ein wenig boshaften eines Satirenschreibers. Es war ihm auf den ersten Blick gewiß, daß Sidonie seinetwegen kam; aber seine Eitelkeit wurde dadurch nicht im mindesten gereizt; er hatte nur das Gefühl, daß ihm etwas recht Unangenehmes begegne, wenn er an sich selbst dachte, gerade jetzt, wo sich wahrlich seine persönlichen Angelegenheiten schon ohnedies genügend komplizirten. Er war sonst durchaus nicht das, was man einen höflichen Mann nennt: oft genug war es ihm passirt, daß er Visiten unerwidert gelassen, oder auf Briefe zu antworten vergessen hatte; es wäre ihm gar nicht schwer geworden, auch einmal den Zerstreuten zu *spielen* und den Damen aus der Provinz durch sein Ausbleiben anzudeuten, daß er sich zu ihrem Cicerone durch die Kaiserstadt nicht eigne. Aber ein Blick auf das andere Blatt sagte ihm, daß ein Zusammentreffen doch unvermeidlich sein werde, da Madame Feinberg und Tochter sicher bei Lillis Verlobungsfest als Freunde des Wieselschen Hauses nicht fehlen würden und es war wenig Weltklugheit nöthig, um zu begreifen, daß ihm bei einem Begegnen nach so unartiger Abweisung die allerlästigsten Entschuldigungen nicht erspart werden könnten. Besser war's, er that, was die gesellschaftliche Regel erforderte und was ihn zu nichts weiterem verpflichtete. Es konnte seiner Gewandtheit ja doch nicht schwer fallen, lästige Zumuthungen zurückzuweisen, ohne zu beleidigen.

Denselben Tag freilich ging er nicht. Es sollte nicht scheinen, daß er ebenso ›sehnsüchtig‹ sei, die Bekanntschaft der Damen fortzusetzen, und er brauchte sich nicht zu beeilen, da der gleichzeitige Besuch auf der Villa erst übermorgen bevorstand. Er wählte dann die Stunde nach dem Diner, die ihm auch sonst wenig nützlich war. Die Damen waren bereits auf ihrem Zimmer und hatten den Kaffee nachbestellt; der Professor trat mit dem das Präsentirtbrett balancirenden Kellner zugleich ein.

»Ah! kommen Sie endlich, bester Herr Professor,« rief ihm Madame Feinberg vom Sopha her entgegen, auf das sie sich gestreckt hatte. »Kellner, noch eine Tasse für den Herrn Professor! Sie trinken doch mit uns den Kaffee? Wir rechneten mit Bestimmtheit auf Ihre Gesellschaft beim Diner und hatten einen Stuhl für Sie reservirt. Aber ich merke schon: wir sind dem großstädtisch-verwöhnten Herrn nicht interessant genug.«

Sidonie saß am Fenster, hatte beide Arme aufgestützt und sah auf die Straße hinaus. Auf dem Stuhl neben ihr und auf dem Boden lagen große und kleine Kartons mit Spitzen, Stickereien, Federn und Blumen, alle offenbar eilig durchmustert und unordentlich verpackt. Sie wandte sich erst zurück, als der Kellner den Saal verlassen hatte, und auch das nur mit einer Viertelwendung, so daß ihr Blick den Gast streifte, und sagte halb spöttisch, halb schalkhaft: »Glauben Sie doch um Himmels willen meiner guten Mama kein Wort! Wir haben so wenig an Sie gedacht, wie der Stuhl uns gegenüber, der nur deshalb leer geblieben war, weil sich niemand in meine Nähe

wagte, als ein russischer Jude, den wir mit der Behauptung abschreckten, der Platz sei reservirt.«

»Ich würde mir auch ohne diese grausam deutliche Interpretation nicht eingebildet haben, mein Fräulein,« antwortete er, »daß ich auch nur eine Sekunde lang vermißt worden sei. Sie haben ja, wie ich sehe, vor Tisch die interessanteste Unterhaltung gehabt. Wäre die große Toilettenfrage für morgen Abend schon gelöst?«

Sie warf die Kartons vom Stuhl, so daß ihr Inhalt sich durcheinander wühlte, und schob die andern auf dem Boden mit dem Fuße zurück. »Achten Sie doch nicht auf den Plunder,« bat sie lachend. »Ist es nicht traurig genug, daß wir Mädchen die Verpflichtung haben, uns damit auszustaffiren, wie die Puppen? Und für wen? Für die großen Kinder, die mit einer blanken Uniform oder einem allermodernsten Leibrock paradiren. Setzen Sie sich hierher, Herr Professor, der Platz ist frei und mehr zu empfehlen, als der Lehnstuhl dort mit seinen ächzenden Federn. Nun? Werden Sie morgen auch zu den großen Kindern gehören?

»Schwerlich!« versicherte er, sich setzend und die Hand küssend, die ihm zu freundschaftlichem Willkommen gereicht wurde. »Mein Frack müßte denn wieder hochmodern geworden sein, nachdem er alle neuesten Phasen dieses veränderlichen Kreidungsstücks glücklich überstanden hat. Es ist ihm ja übrigens bereits die Ehre zu Theil geworden, sich den Damen präsentiren zu dürfen.«

»Sie müssen ihn sehr lieben,« scherzte Sidonie, »daß Sie ihn selbst auf eine Geschäftsreise mitnahmen! Oder ist er für Berlin zu schade?«

»Ich finde den Frack sehr unnatürlich,« bemerkte Madame Feinberg; »sein Erfinder muß ein verschrobener Kopf gewesen sein.«

»Ein großer Käferfreund,« antwortete der Professor ganz ernst. »Finden Sie nicht viel Aehnlichkeit mit den rundabgeschnittenen Flügeldecken dieses Gewürms? Denken Sie sich einen Maikäfer auf die Hinterbeine gestellt, einen Hut in der Hand und Glacéhandschuhe . . . «

»Genug, genug!« fiel Sidonie ein. »Beichten Sie uns lieber, warum Sie uns nicht schon gestern Ihre freudige Verwunderung ausgesprochen haben, uns in Berlin zu sehen.«

»Sidonie!« berief die Mama.

»Ich brauchte einige Zeit zur Sammlung, mein Fräulein,« sagte er zweideutig. »Und überdies drängte eine Arbeit so gebieterisch –«

»O! davon sprechen Sie uns doch nur gar nicht,« rief Sidonie, die Hand gegen seinen Mund ausstreckend, als ob sie ihm Schweigen auflegen wollte. »So lange wir hier sind, dürfen Sie an Ihre Arbeiten gar nicht denken. Lassen Sie einmal die Tinte eintrocknen und die Feder rosten – hören Sie auf Goethes Mahnung: Die schlechteste Gesellschaft läßt Dich fühlen, daß Du ein Mensch mit Menschen bist!«

Der Professor krauste die Stirne. »Das sagt Mephistopheles, mein Fräulein,« wendete er ein, »dessen Muhme

bekanntlich die Schlange ist. Uebrigens ist die schlechteste Gesellschaft lange nicht so gefährlich als die beste; die sicherste für einen Mann der Wissenschaft sind aber seine Bücher.«

Das wollten nun die Damen durchaus nicht gelten lassen. Sie erklärten sich endlich großmüthig bereit, ihm den ganzen langen Vormittag zu schenken, wenn er verspreche, sich regelmäßig zur Tafel einzustellen und sich ihnen den Nachmittag und Abend über zu widmen. Er kämpfte für seine Freiheit wie ein Verzweifelter, sah sich aber, da er nur mit stumpfen Waffen fechten konnte, mehr und mehr in die Enge getrieben. Bald wagte er nicht mehr zu opponiren. Die Schlinge war so fest gezogen, daß sie sich für jetzt nicht mehr über den Kopf streifen ließ. So beklommen ihm dabei zu Muthe war, er gab nach. Es wurde verabredet, erst eine Spazierfahrt zu unternehmen, dann ein Theater zu besuchen, in dem eine neue Posse gegeben werden sollte, endlich in einem berühmten Austernkeller unter den Linden abzuschließen.

Eine halbe Stunde später saß man im offenen Wagen, der Professor Sidonie gegenüber, und fuhr zum Brandenburger Thore hinaus. In Charlottenburg wurde abgestiegen und ein Gang durch den Schloßgarten beliebt, wobei natürlich der Kavalier den Damen den Arm reichen mußte. Dann dirigierte Sidonie den Wagen quer durch den Park. »Wir fahren durch die Thiergartenstraße zurück!« rief sie dem Kutscher zu.

Man mußte an der Wieselschen Villa vorbei. Sicher hoffte Sidonie, von der Kommerzienrätthin oder von einer der jungen Damen bemerkt zu werden, und Madame Feinberg plauderte denn auch sogleich ihre Gedanken laut aus. Der Professor hatte den lebhaften Wunsch, daß der Wagen ein Rad brechen möchte, durfte aber nicht widersprechen. Von Käthchen in dieser Gesellschaft gesehen zu werden, war ihm eine unerträgliche Pein. Er wagte gar nicht zur Seite zu blicken, als man sich der Villa näherte.

Und doch war es keine andere als Käthchen, dem die beiden Damen so herzlich winkten und nickten, wie wahrscheinlich noch nie zuvor. Schönrade zog den Hut und gab seinem Gesichte den griesgrämlichsten Ausdruck, dessen es fähig war. Erwartete sie ihn trotz der Vorbereitungen zum morgenden Fest? Und was dachte sie sich, wenn er so viel überflüssige Zeit hatte, mit fremden Damen spazieren zu fahren? Das mußte er nun über sich ergehen lassen.

»Katharina ist ein recht liebes Mädchen,« äußerte Madame Feinberg, sobald man am Pavillon vorüber war. »Sie ist mir noch die angenehmste von der ganzen Familie.«

»Ach ja,« bestätigte Sidonie, nachlässig den Kopf aufwerfend, »sie ist ganz leidlich, nur ein bischen simpel.«

»Freilich! Etwas affektirt natürlich,« schloß sich die Mama an. »Finden Sie das nicht auch, Herr Professor?«

Auch das noch! Er schäumte innerlich vor Wuth. »Ich habe eine besondere Passion für das Einfache,« sagte er

verbissen. »Fräulein Amberger scheint mir eine sehr liebenswürdige junge Dame zu sein.«

»Das ist sie, das ist sie!« riefen die beiden wie aus einem Munde. »Jeder nach seinen Gaben,« fügte Sidonie hinzu.

Die Posse und das Souper wurden glücklich überstanden. Nur bei der Bezahlung ergaben sich Schwierigkeiten, indem die reiche Frau nicht zulassen wollte, daß er sich ihretwegen ›auf Unkosten brächte‹. Er dagegen wollte von einer ›Erstattung der Auslagen‹ schon deshalb nichts wissen, weil er um so eher hoffen konnte, nicht noch einmal in Anspruch genommen zu werden, und erklärte sich für beleidigt, wenn darüber noch ein Wort verloren werde.

Dann dürfe er aber auf keinen Fall ausschlagen, mit ihnen in ihrem Hotel zu diniren, vermittelte Madame Feinberg.

Es sei im Gegentheil seine Absicht gewesen, die Damen morgen nach einem ganz neuen höchst eleganten Restaurant zu führen, wo man sehr gut aufgehoben sei, trieb er den diplomatischen Keil tiefer.

Er glitt ab. »Wenn wir darauf eingehen, bester Herr Professor,« sagte Sidonie triumphirend, »können Sie uns hinterher nichts mehr abschlagen. Acceptiren wir, Mama?«

»Aber, Kind –!«

»Mein Himmel! Es wird ja doch auch im neunzehnten Jahrhundert eine Revanche für Pavia geben. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Professor!«

Die Sache war abgemacht. Während er die Damen nach ihrem Hotel begleitete, überlegte er schon, wo wohl das ganz neue höchst elegante Restaurant liegen möchte, in das er die Damen zu führen sich vorgenommen hätte.

Es wurde am nächsten Tage irgendwo unter den Linden glücklich entdeckt und für eine lucullische Aufnahme gesorgt.

Unter den übrigen Gästen befand sich zufällig auch ein Schulkamerad des Professors, mit dem er zwar nie intimeren Verkehr gehabt hatte, der ihm aber von Zeit zu Zeit immer wieder über den Weg gelaufen war. Jobst von Fuchs war Offizier gewesen, hatte aber wegen übergroßer Schulden seinen Abschied nehmen müssen, durfte sich ›Rittmeister‹ nennen lassen und privatisirte nun schon seit längerer Zeit, seine gesellschaftlichen Talente aufs beste ausnützend. Er lebte, obgleich er notorisch sein Vermögen durchgebracht und inzwischen weder geerbt noch in der Lotterie gewonnen hatte, wie ein großer Herr, kleidete sich wie ein Dandy, aß in den besten Häusern, hielt ein Reitpferd und behauptete, nebenher eifrig zu studiren, um im Nothfall den Posten eines Ingenieurs in einer großen Fabrik übernehmen zu können, den seine guten Freunde unter den Banquiers ihm zugesagt hätten. Er war übrigens wirklich ein Mensch von Intelligenz und seit dem letzten Winter eifriger Zuhörer des Professors in dessen Kolleg über eine geologische Specialität, seitdem ihm auch wieder mehr in Erinnerung gekommen. Nun konnte er nicht umhin, ihn zu begrüßen und ihm seine Damen vorzustellen.

Während er dieselben zu der kleinen reservirten Tafel führte, kam ihm ein teuflischer Gedanke. Wie, wenn er ihnen einen excellenten Gesellschafter zuführte und sich selbst eine Hinterthür zum Entschlüpfen öffnete? Jobst von Fuchs war ganz der Mann, durch seine äußere Erscheinung und seine Talente zu fesseln, wenn man ihm erst erlaubt hatte, anzuknüpfen. Ohne langes Bedenken fragte er die Damen, ob es ihnen unlieb wäre, wenn er den Rittmeister, gegen den er Verpflichtungen hätte, als Gast zuzöge, versprach ihnen auch davon die beste Unterhaltung. Sie hatten natürlich nichts dagegen.

Er trat nun zu seinem alten Schulkameraden und sprach leise mit ihm. Herr von Fuchs informirte sich. »Sie können ganz ruhig sein,« versicherte Schönrade, »die eine ist die Frau, die andere die Tochter eines Millionärs.«

»Alle Teufel!«

»Die Damen sind nur in Berlin, um sich zu amüsiren.«

»Das kann ihnen ja werden.«

Sie nehmen also meine Einladung an?«

»Versteht sich!« Der Professor winkte dem Oberkellner; ein viertes Couvert wurde aufgelegt, und nach wenigen Minuten saß man schon ›in bunter Reihe‹ und im lebhaftesten Gespräche bei der Schildkrötensuppe.

Es ging ganz nach Wunsch. Herr von Fuchs war die Liebenswürdigkeit und Zuvorkommenheit selbst, plauderte über tausend Dinge, witzelte auf die amüsanteste Weise jedes ernste Wort fort, das sich in die Unterhaltung wagte, und machte dann selbst wieder beiläufig eine Bemerkung, die zu denken gab. Sidonie, immer geneigt,

sich durch eine neue Erscheinung beschäftigen zu lassen, war bald von ihm so in Anspruch genommen, daß der Professor nur noch zu sekundären nöthig hatte. Ehe man aufstand, wußte der Rittmeister schon, daß sie eine leidenschaftliche Reiterin sei. Er proponirte zu einem der nächsten Tage einen Spazierritt nach Ruhwald.

»Wir reiten neben Ihrer Equipage her, gnädige Frau,« wandte er sich an die Mama, um jeden Einwand von jener Seite abzuschneiden.

»Wenn der Herr Professor mit mir fahren will,« concedirte sie halb und halb.

»O, der steigt ebenfalls zu Pferde,« rief Sidonie, vom Champagner erhitzt, »wir werden um die Wette reiten.«

»Gegen den Rittmeister komme ich nicht auf,« scherzte er ablehnend.

»Sie wissen, wie wenig Zeit ich habe,« raunte Schönrade seinem Tischgaste zu, als sie aufgestanden waren, »ich bitte Sie, nehmen Sie sich der Damen an, die, wie Sie schon gemerkt haben, gar nicht übel sind.«

»Versteht sich ja von selbst, Theuerster,« schmunzelte der Rittmeister. »Gleich morgen statte ich im Hotel meine Visite ab. Gott, sind Sie ein Pedant! immer über den Büchern her. Nun – meinetwegen! Ihre Konkurrenz ist nicht ungefährlich. Leben Sie wohl! Ich will's besorgen, und es ist Ihre Schuld, wenn ich Ihnen den Rang ablaufe.«

Der Professor drückte ihm die Hand und führte die Damen zum Wagen.

So schnell, als er erwartete, war er übrigens doch keineswegs aus dem Sattel gehoben. Gleich der Festabend bei Kommerzienrath Wiesel sollte ihn davon überzeugen.

Es waren qualvolle Stunden für ihn. Erst die Begegnung mit Frau Amberger, die ihm durch einen recht steifen Empfang andeutete, daß ihre Gesinnung sich nicht geändert habe; dann mit Käthchen, die von ihrer Mutter mit Argusaugen bewacht wurde, und der er doch so gerne ein Wörtchen im Geheimen gesagt hätte. Sie sah so bleich und schwermüthig aus, daß es ihm ins Herz schnitt. Als nun erst Madame Feinberg und ihre Tochter anlangten und die nöthigsten Begrüßungen und Vorstellungen stattgefunden hatten, schien Sidonie die ganze übrige Gesellschaft ignoriren und allein seine Unterhaltung suchen zu wollen.

Sie hatte sich wieder auf eine andere Tonart gestimmt und prüfte sogleich, ob und wie sie bei ihm anklinge. Eine solche Gesellschaft mache sie leicht melancholisch, sagte sie. Es sei ihr ein zu betrübender Eindruck, so viele ausgeputzte Menschen zu sehen, die zusammengekommen seien, um ein gemeinsames Vergnügen zu genießen, und die doch eigentlich sämmtlich nicht wüßten, woran und womit sie sich vergnügen sollten. Man stehe sich müde und sperre die Augen auf, um sich zu überzeugen, daß wirklich nichts zu sehen sei, als was man hundertmal gesehen habe; man wechsele den Platz, um dieselben Redensarten wieder an anderer Stelle anbringen zu können; man scheue sich, ein wirkliches Gespräch anzufangen, weil man jeden Augenblick fürchten müsse, unterbrochen zu

werden; man esse und trinke in der unbequemsten Position, oder hungere lieber, um sie zu vermeiden; man schlafe innerlich vor Langeweile ein und halte sich doch für verpflichtet, ein Festgesicht zur Schau zu stellen; man sage: Gottlob! wenn man sich endlich entfernen dürfe, und danke den lieben Wirthen für den köstlichen Abend. Und nach allen diesen Erfahrungen nehme man einige Tage später wieder eine Einladung an. Ja, sechs oder acht dieser Menschen, beliebig ausgewürfelt, würden mit einander froh sein und bei geringerem Aufwande Genuß haben können; fünfzig oder sechzig auf einem Haufen führten die kläglichste Komödie auf, über die man nicht einmal lachen könne.

Schönrade hörte nur mit halbem Ohre hin. Man müsse doch nun schon ein Narr mit Narren sein, meinte er.

»Keineswegs!« rief sie lebhafter und weckte ihn damit aus seinen Träumen.

»Sondern –?« fragte er.

Sie legte ihren Arm in den seinigen und deutete auf zwei leerstehende Sessel. »Man nimmt sich die Freiheit, zu thun, was nicht verboten ist, sich zu isoliren, auch in der Gesellschaft bei sich zu sein.« Er mußte folgen und Platz nehmen. »Wenn ich einmal eine reiche Frau werden sollte,« fuhr sie fort, »ich würde rücksichtslos mit diesem Formenkram brechen und das gesellschaftliche Leben in meinem Hause höheren Bedürfnissen entsprechend einrichten.« Und nun schilderte sie diese Einrichtung so lebhaft, daß er ihren guten Geschmack loben mußte und

nur sein Bedenken nicht zurückhalten konnte, es gehörten dazu vor allen Dingen ›Menschen‹, die sich nicht zaubern ließen.

Sie seufzte. »Ja, Menschen! Daß dieser Artikel so selten ist! Und doch – sie würden sich finden, wenn sie selbst etwas fänden. Würden Sie um Freunde verlegen sein?« fragte sie.

Er wich aus und erkundigte sich, wie ihr Herr von Fuchs gefallen habe. Sie wolle nicht vorschnell urtheilen, aber es scheine sich mit ihm leben zu lassen. »Weil er selbst die Kunst zu leben versteht,« bemerkte er. Sie wollte dies und das über ihn wissen, und er gab vorsichtig Auskunft. Sidonie wußte das Gespräch weiter und weiter zu spinnen; sie schien gar nicht daran zu denken, ihn loszulassen und in der Ferne ging von Zeit zu Zeit Käthchen vorüber und sendete ängstliche Blicke zu ihm ab.

Frau Amberger klang indessen das Lob des Professors in den Ohren. Frau Feinberg drängte sich an sie und schien ihr besonderes Vergnügen zu haben, ihn zu verherrlichen und auf die Aufmerksamkeiten hinzuweisen, deren ihre Tochter sich von seiner Seite zu erfreuen hätte. ›Der gute Moritz‹ habe diesmal am Ende wirklich Grund zur Eifersucht. Sie beabsichtigte augenscheinlich, gewisse nicht unmögliche Ereignisse vorzubereiten. Die Kommerzienrätthin hörte kaum, daß vom Professor die Rede war, als sie auch ihrerseits dessen vortreffliche Eigenschaften zu rühmen begann und ihm eine große Zukunft

prophezeite. Der Geheimrath Bachstelze, ein Freund ihres Mannes ›aus dem Ministerium‹, der gerade seine ›gefühlteste Gratulation‹ anzubringen kam und dabei den Wein aus seinem Glase auf die Schleppe der Damen verschüttete, bestätigte ihre Behauptung, daß Schönrade zu den Berühmtheiten der Stadt gehöre und eine wahre Zierde der Universität sei. Frau Barbara verhielt sich schweigend, aber gleichgültig war ihr doch nicht, was sie hörte.

Sie hatte so ihre Gedanken, als Katharina etwas später an sie herantrat, leise über heftige Kopfschmerzen klagte und um die Erlaubniß bat, sich auf ihr Zimmer zurückziehen zu dürfen. Sidonie und der Professor waren aufgestanden und promenirten im Garten; man sah sie kommen und gehen. »Es wird auffallen,« wendete sie bedenklich ein.

»Lilli ist unterrichtet,« antwortete das bleiche Mädchen, »sie wird mich im Nothfalle entschuldigen.« Die Mama konnte an ihrem Unwohlsein nicht zweifeln und gab ihre Genehmigung in der Erwartung, daß ein halbes Stündchen Ruhe sie wieder in den Stand setzen werde, zur Gesellschaft zurückzukehren. Ich wünschte, Sidonie hielte den Professor für alle Zeiten fest, grübelte sie in sich hinein, dann wären mir Sohn und Tochter frei.

Xaver vermißte Käthchen sehr bald. Seitdem steigerte sich seine Unruhe so auffallend, daß Sidonie kaum noch auf direkte Fragen eine zutreffende Antwort erhielt. »Sie sind furchtbar zerstreut, bester Herr Professor,« sagte sie;

»ich möchte wohl wissen, wo Ihre Gedanken herumfliegen. Bei mir sind sie jedenfalls nicht.«

»O, ich bin unwohl, recht unwohl,« entschuldigte er, »ich hätte gar nicht herkommen sollen.« Sidonie schlug vor, in einer Laube Platz zu nehmen. Er aber benutzte den günstigen Augenblick, in dem einige Offiziere ihren Weg kreuzten und ein Gespräch anknüpften, um sich mit wenigen raschen Worten zu empfehlen und ihnen die weitere Sorge für die Dame zu überlassen. Sidonie sah ihm sehr verwundert über diesen schnellen Aufbruch nach.

Er suchte Lilli auf und fand sie in einem Kreise von Gästen am Arme ihres Bräutigams. »Eine Sekunde, mein bestes Fräulein,« bat er leise. Sie sagte Mr. Fairfax etwas ins Ohr, er nickte, und sie wandte sich nun dem Professor zu.

»Ich bedaure Sie von Herzen,« sagte sie, ihn begleitend.

»Sie wissen alles, Fräulein,« ging er sofort auf die Hauptsache ein, »ich darf Ihnen volles Vertrauen schenken?«

»Das dürfen Sie,« nickte Lilli.

»Wo ist Käthchen?«

»Ich denke, auf ihrem Zimmer.«

»Doch nicht krank? Sie sah so bleich aus.«

»Unpäßlich! Es wird nicht viel zu bedeuten haben.«

»Sie sagen das so –! Ist etwas passirt?«

»Ja, so weit geht die Offenherzigkeit in der Freundschaft unter jungen Mädchen nicht. Ich kann nur rathen.«

»Sie treffen gewiß das Richtige, mein bestes Fräulein. Nicht wahr, Käthchen ist beunruhigt durch Sidonie –?«

»Ich wenigstens würde wüthen vor Eifersucht, wenn mein Bräutigam den ganzen Abend mit einer Dame –«

»Aber Sie müssen doch bemerkt haben,« fiel er eifrig ein, »daß diese Dame selbst – Ach, ich könnte bersten vor Grimm! Und morgen verläßt Käthchen uns und denkt das Schlimmste von mir. Wenn ich sie sprechen könnte – nur wenige Minuten!«

Lilli blieb stehen. »Wirklich nur wenige Minuten? Ihre Noth erbarmt mich. Ich möchte wohl etwas für Sie wagen.«

»Ach, mein bestes Fräulein –«

»Still, still! Sie verdienen es eigentlich gar nicht um mich. Folgen Sie mir.« Sie führte ihn durch eine versteckte Seitenthüre ins Haus bis zu einer gewundenen eisernen Treppe. »Da hinauf,« sagte sie, »und klopfen Sie an die zweite Thüre links. Ich will hier Wache halten. Aber wirklich nur einige Minuten!« Er eilte hinauf. Lilli hörte ihn klopfen – mehrmals vergeblich dann öffnete sich die Thüre. Es schien ihr sehr lange zu dauern, bis sie wieder Schritte oben im Korridor hörte. »Nun?« fragte sie gespannt

»Käthchen fühlt sich wieder ganz wohl,« antwortete er freudestrahlend. »Wir haben so eben beschlossen, daß ich sie trotzdem und alledem zu Tisch führe.«

»Bravo, bravo!«

Er nahm ihre Hand und drückte sie zärtlich. »O, wie dankbar ich Ihnen bin! Nun aber gehen Sie hinauf, bestes Fräulein, und holen Sie Käthchen ab. Ich verschwinde durch diese Pforte, um Ihnen dann vor dem Pavillon zufällig zu begegnen und Ihre Begleiterin vor aller Augen in Empfang zu nehmen.«

»Aber was wird Frau Amberger dazu sagen?«

»Das wollen wir dem nächsten Tage überlassen. Der heutige soll noch uns gehören.«

»Also fort, fort!« Sie schloß die Pforte hinter ihm und betupfte bald darauf mit ihrem Taschentuche die Augen der Freundin, um alle letzten Spuren der Thränen zu verwischen. »Wie man nur so närrisch sein kann, wenn man liebt!« sagte Käthchen lachend.

Frau Barbara Amberger glaubte ihren Augen nicht zu trauen, als sie ihre Tochter am Arme des Professors zur Tafel gehen sah. »Ich habe sie mir heruntergeholt,« berichtete Lilli, »und unseren lieben Professor gebeten, sie zu unterhalten. Der wird sie schon wieder ganz gesund machen.«

Die alte Dame wandte sich ärgerlich ab »Wir hätten doch sogleich abreisen sollen,« knurrte sie in sich hinein.

Sidonie saß verstimmt neben ihrem Tischnachbar. Wie konnte der Professor nur darauf kommen sich eine so »unbedeutende Gesellschaft« auszusuchen?

XVII.

Der Kommerzienrath Wiesel hatte beiläufig von einem Grafen Gleichenau gesprochen der sich in Berlin zur Kur

seines Sohnes aufhalte. Das war vom Professor nicht überhört worden. Er hatte nähere Erkundigungen nach diesem Grafen eingezogen und ohne besondere Mühe in Erfahrung gebracht, daß er wirklich der zeitige Besitzer jenes großen Fideicommisses sei, von dem er seinen jetzigen Namen führte. Es erübrigte sich ihm also eine Reise dorthin.

Der *Graf Gleichenau* hatte in der Viktoriastraße eines jener mit bestem Geschmack gebauten und mit allem Luxus ausgestatteten Häuser gemiethet, welche die Solidität einer Winterwohnung mit den Anforderungen an eine Villa so geschickt zu verbinden wissen. Ein geräumiger Garten zog sich um das Haus herum und wurde aufsorgfältigste gepflegt. Der Graf lebte mit großer Dienerschaft, übrigens aber sehr eingezogen. Er empfing selten Besuch und verließ seine Wohnung fast nur, um mit seinem siebenzehnjährigen kranken Sohne Ausfahrten zu machen, die der Arzt angeordnet hatte. War das Wetter gut, so wurden beide auch regelmäßig zu bestimmter Stunde im Garten bemerkt. Der Graf führte dann seinen Sohn herum, für den aber auch ein kleiner Stuhlwagen bereit stand. Täglich mehrmals hielt die Equipage des Medizinalraths auf der breiten Rampe vor dem Haupteingange, der durch ein zierliches Portal von korinthischen Säulen gedeckt wurde. Die Fenster nach der Straßenseite waren stets durch weiße Vorhänge geschlossen und die Zimmer dahinter schienen gar nicht benutzt zu werden.

Der Professor war wiederholt an diesem Hause vorübergegangen, nicht gerade in der Absicht, aber doch in

der Hoffnung, dem Grafen einmal zu begegnen. Es war ihm eine unangenehme Vorstellung, einem ganz Unbekannten gegenüberzutreten, um sich ihm als Sohn vorzustellen. Die äußere Erscheinung wenigstens durfte ihm nicht mehr fremde sein, das Gesicht ihn nicht beirren. Er kam eines Mittags gerade zur Zeit, den Grafen abfahren zu sehen; eine hohe hagere Gestalt in ganz grauer Kleidung, mit einem Kopfe, der hätte schön genannt werden können, wenn nicht Nase und Kinn zu scharf und spitz hervorgetreten wären. Er trug den grauen Filzhut tief auf die Stirn gedrückt, das Haar militärisch kurz geschoren, den gelblich-weißen Schnurrbart in zwei lange Spitzen ausgezogen. Der bleiche junge Mensch neben ihm lehnte müde in das Wagenkissen; trotz der Wärme des Sommertages zog der alte Herr eine Decke von weichem Wollstoff fest um ihn. Schönrade nahm grüßend den Hut ab, als der Wagen vorüberrollte. Das kam dem Grafen offenbar unerwartet; er dankte mit der Eile, die immer die Folge der Ueberraschung zu sein pflegt, einen Bekannten nicht pflichtschuldigst bemerkt zu haben, dann freilich ruhte sein Blick etwas verwundert auf dem ganz Fremden, der stehen geblieben war und wie forschend zu ihm auf sah. Er mußte wohl sein Gedächtniß bemühen, ihm auf irgend eine Spur zu helfen, denn er schaute noch einmal aus einiger Entfernung zurück.

Tags darauf ließ Schönrade sich melden. Als er eintrat, hatte der Graf noch die Visitenkarte in der Hand. Er blickte nach dem Eintretenden auf und schien sich sofort zu erinnern, ihn schon gesehen zu haben. Dann mußte er

doch wieder unsicher werden, denn er fixirte ihn schärfer und wiegte nachdenklich den Kopf.

Schönrade fand nicht sogleich Worte, sich der Situation entsprechend einzuführen; ein Gefühl von Schwäche übermannte ihn. Da stand sein Vater vor ihm, und die nächste Stunde hatte zu entscheiden ob er es zu bereuen haben werde, ihm seinen Sohn gezeigt zu haben. Der Graf sah so bekümmert aus; tiefe Furchen hatten sich ihm in Stirn und Wangen gegraben. Dazu verbreiteten die grünseidenen Fenstervorhänge in dem grautapezirten mit hohen Büchergestellen besetzten Zimmer ein Licht, das die Gesichtsfarbe noch ungesunder erscheinen ließ. Dieser Mann hatte schwere Lebenserfahrungen hinter sich, und sie waren dauernd in sein Gemüth geschrieben.

»Sie betrachten wiederholt meine Karte, Herr Graf,« begann der Gast endlich. »Sollte Ihnen mein Name vielleicht – in irgend einer Weise –«

Der Graf legte die Karte auf den Tisch und nöthigte durch eine Bewegung der Hand zum Sitzen. »Der Name –? ich wüßte nicht ... Professor Dr. Xaver Schönrade ... ich werde diesen Namen gewiß häufig nennen gehört haben, aber ich erinnere mich nicht – mein Gedächtniß wird sehr schwach – sehr schwach. Nur Xaver ... Xaver – freilich! aber das hat keine Beziehung. Man tauft selten auf diesen Namen und ich hatte einen Sohn ... Aber das hat keine Beziehung.« Er drückte Daumen und Zeigefinger der hageren linken Hand auf die stark vortretenden Augenknochen und schob nachdenklich die

Stirnhaut über der Nase zusammen, ließ aber die Hand gleich wieder sinken und verbeugte sich leicht, als ob er bitten wollte, auf den eigentlichen Zweck des Besuches zu kommen.

Der Professor meinte, sich von einer längeren Vorbereitung keine günstige Wirkung versprechen zu können. Er hatte nur nöthig, ein Wort zu nennen, um den Gedanken des Grafen, die ja schon die Erinnerung an seinen Sohn streiften eine noch bestimmtere Richtung dahin zu geben. »Der Name Schönrade ist nur eine Uebersetzung des italienischen Bellarota,« sagte er möglichst leichthin und doch mit bewegter Stimme.

»Bellarota!« rief der Graf und erhob sich in seinem Lehnstuhl. »Bellarota,« wiederholte er leiser und wieder langsam zurücksinkend, wobei seine Augen immer auf den Gast geheftet blieben. »Warum – sagen Sie mir das, mein Herr?«

Schönrade preßte die Lippen gegen die Zähne, um seine innerste Bewegung niederzuhalten. »Um eine Eröffnung einzuleiten,« sagte er dann mit so viel Ruhe, als er erzwingen konnte, »die nur deshalb so spät kommt, weil ich selbst von gewissen Thatsachen erst ganz kürzlich Nachricht erhielt. Ich bemerke im voraus, daß es lediglich von Ihnen abhängen soll, Herr Graf, welche praktische Bedeutung Sie derselben beilegen wollen. Ich bin selbständig, habe mir bereits in der Welt, soweit sie mich interessirt, eine Situation geschaffen, auf die stolz zu sein ich einiges Recht habe. Ich gestehe, daß dieser Umstand

mir nicht gleichgültig war, als ich mich entschloß, Sie aufzusuchen, Herr Graf. Er wird mich jeder möglichen Verdächtigung überheben, daß dieser Schritt unlautere Motive haben könnte. Ich will nichts als das Anerkenntniß meines Rechtes, und ich behalte mir vor, davon Gebrauch zu machen oder nicht Gebrauch zu machen, ganz wie Sie es wünschen werden. Darf ich sprechen?«

»Sprechen Sie – sprechen Sie,« rief der Graf, dessen Gesicht eine fieberhafte Röthe überflog. »Ihre Mutter ...?«

»Ist Camilla Bellarota.«

»Camilla –!«

»Die geschiedene Frau des Freiherrn von Höneburg.«

»Meine Frau!«

Der Graf lehnte wie ohnmächtig den Kopf gegen die hohe Lehne des Stuhls und drückte die Hand über seine Augen. »Camilla ... Camilla ...« stammelten seine Lippen.

Xaver stand bewegt auf. Er hätte hinzutreten und einen Kuß auf diese bleiche Stirn drücken mögen, aber er bezwang sich. »Herr Graf,« sagte er leise und sanft, »was ich behaupte, werde ich zu beweisen haben. Wenn ich es bewiesen habe, und wenn Sie jener Freiherr von Höneburg sind, so habe ich das Recht, mich Ihren Sohn zu nennen. Ersrecken Sie nicht über die Zumuthung, der Vater eines Menschen sein zu sollen, den Sie von seinem zweiten Lebensjahre ab nicht mehr gesehen haben, der Ihrem Herzen nichts sein kann – so wenig, als irgend ein anderer Fremder, der zu Ihnen eintritt. Ich selbst fühle,

daß die Natur bei solchem Wiedersehen nicht mitspricht. Kindesliebe ist Dankgefühl, und Dank schulde ich Ihnen nicht. Alles was ich in meinem Alter hoffen kann, ist, daß ich einen Mann finde, dessen Freundschaft zu gewinnen mir wohl thut und daß ich diesem Manne mit der Zeit lieb werde, wie ein Freund. Mit der Zeit, Herr Graf! Ich übereile Sie nicht. Gestatten Sie, daß ich heute nur diese Papiere auf Ihren Tisch lege und mich dann entferne. Ich werde abwarten, bis Sie für gut befinden, mich wieder zu sich rufen zu lassen.«

»O, nicht doch – nicht doch so schnell!« wehrte der Graf ab, indem er zitternd seine Hand faßte und ihn zu sich zog. »War mir's doch gleich, als ich Sie sah – schon gestern, als Sie mich grüßten . . . nicht wahr, Sie grüßten mich? war mir's doch gleich so sonderbar, als träte mir etwas Bekanntes vor Augen, das ich nur nicht zu nennen wußte. Nun weiß ich's zu nennen, es sind die Züge Ihrer Mutter – Sie glichen ihr schon als Kind.« Er stand auf und hob die Vorhänge von einem Bilde fort, das neben seinem Schreibtisch hing. »Sehen Sie,« fuhr er fort, »da ist alles, was mir von Camilla geblieben ist – ihr Bild. Sie konnte es mir nicht nehmen, weil es der Maler noch nicht abgeliefert hatte, als die traurige Katastrophe hereinbrach. So schön war sie – so schön.«

Xaver konnte seine Rührung nicht bemeistern; eine große Thräne rollte ihm in den Bart. So wurde seiner Mutter Andenken hier bewahrt. »O, sie ist noch immer eine schöne Frau,« antwortete »wenn auch . . .«

»Und wo lebt sie?« fragte der Graf, die Vorhänge fallen lassend und sich zurückwendend. »Wo lebt sie? So lange sie als Sängerin auftrat, erfuhr ich aus den öffentlichen Blättern ihren Aufenthalt; aber seit Jahren schon spricht man nicht mehr von ihrer Kunst, und also auch nicht von ihr.«

»Sie hat sich längst von der Bühne zurückgezogen,« antwortete der Sohn, »und lebt sehr still von den Zinsen eines kleinen Vermögens, das sie sich erworben hat, hier in Berlin.«

»Hier?« rief der Graf. »Und das weiß ich nicht? Aber wie sollte ich? Ich lebe wie ein Einsiedler. Führen Sie mich zu ihr! Ich muß sie sehen, von ihr selbst hören, daß sie versöhnt ist!«

Der Professor wich seinen Blicken aus und senkte den Kopf. »Herr Graf,« sagte er, »meine Mutter weiß zwar, daß ich mich Ihnen zu erkennen gebe, aber – sie hat diesen Schritt nicht gebilligt, und sie wünscht nicht, von den Folgen desselben berührt zu werden. Es steht mir kein Urtheil darüber zu ... «

»Sie zürnt also noch!« fiel der Graf ein, und auf seiner Stirn zogen sich wieder die grämlichen Falten zusammen. »Sie wird mir nie vergeben können. Aber ich will nicht jede Hoffnung aufgeben – jetzt gewiß nicht, da ich in dem Sohn einen Vermittler habe.« Er faßte Xavers Hand und drückte ihn auf den Sessel nieder, indem er sich zugleich selbst wieder setzte. »Bleiben Sie noch,« bat er, »machen Sie mich wenigstens oberflächlich mit

Ihren Lebensschicksalen bekannt – ich erwarte, wie Sie, daß wir Freunde werden.«

»Wollen Sie zu meiner eigenen Beruhigung nicht erst jene Papiere . . . «

Der Graf nahm die Blätter vom Tisch und sah sie flüchtig durch. »Was können mir diese Zeugnisse bedeuten? Ein Taufattest – ein Konfirmationsschein auf den Namen Xaver Bellarota – Bescheinigungen Ihrer Lehrer über Fleiß und Fortschritte – ein Doktordiplom . . . ich zweifle nicht, daß Sie der Professor Xaver Schönrade sind, der mir diese Karte geschickt hat, ich zweifle nicht, daß der Professor Schönrade identisch ist mit dem Dr. Xaver Bellarota ›alias Schönrade‹, wie der Senat aus guter Vorsicht beigefügt hat, ich zweifle nicht, daß Sie der Sohn Camillas sind und daß dieses Taufattest Ihre Eltern richtig benennt. Welchen erdenklichen Grund könnte ein Mann in Ihrer geachteten Stellung haben, mich zu täuschen? Ich weiß ja, daß Camilla ihrem Sohne meinen Namen entzogen hat, und wenn Sie ihn, wie Sie sagten, erst kürzlich erfuhren, so weiß ich auch, daß sie ihre Drohung wahr gemacht hat, ihn selbst dem Kinde vorzuenthalten! Möge ihr Gott vergeben, daß sie sich so rächte!«

Der Professor theilte mit, was er aus seinem Leben der Mittheilung für werth erachtete; mit aller Ausführlichkeit erzählte er von seinem Besuch auf der Ruine Höneburg und was ihm dort begegnet war.

Der Graf hörte aufmerksam zu und nickte mitunter zustimmend. »Ja, so ist's gewesen,« sagte er dann. »Jene Briefschaften haben Ihnen einen Einblick in die traurigen

Verhältnisse gestattet, die auch auf Sie so vielen Bezug haben. Aus der ganzen Art Ihres Vortrages erkenne ich, daß Sie nicht unbedingt die Partei der gekränkten Frau nehmen. O, ich könnte jene Korrespondenz vervollständigen durch Camillas Briefe an mich; aber – ich will mich nicht dadurch rechtfertigen, daß ich ihr eine Mitschuld auflege, daß ich sie wegen des Uebermaßes von Leidenschaftlichkeit anklage, das mich gegen sie erkältete. Ich gebe zu, daß der plötzliche Glücksumschlag, der mich aus einem verschuldeten, in den kümmerlichsten Verhältnissen lebenden, abgedankten Offizier zu einem sehr reichen Manne, aus dem Inhaber eines alten Namens wirklich zu einem Aristokraten machte, betäubte, verwirrte, in der Schätzung aller Dinge irre leitete, von meiner bisherigen Bahn warf. Vielleicht hätte es nur einiger Ruhe bedurft, um mich wieder zu mir selbst kommen zu lassen, vielleicht hätte eine sanfte geduldige Hand mich ohne große Mühe auf den rechten Weg zurückgeführt. Nichts aber war in meiner damaligen Lage und bei meinem sehr eigenwilligen Charakter gefährlicher, als ein hastiges Vorgreifen, eine strenge Opposition ein leidenschaftliches Anstürmen gegen Entschlüsse, die noch gar nicht fest gefaßt waren, und Camilla . . . Aber ich wollte ja nicht von ihrer Mitschuld sprechen; Sie sehen, mein junger Freund, wie schwer es ist, sich zu seiner eigenen Vergangenheit ganz objektiv zu stellen. Es ist möglich, daß ich heute über mich aus Gesichtspunkten urtheile, die mir damals in meiner Befangenheit ganz fremd waren, die erst durch die traurigen Erfahrungen vieler Jahre

gewonnen werden konnten. Ich will einfach anerkennen, daß ich Unrecht that. Aber Ihnen, meinem Sohne gegenüber, darf nicht unerwähnt bleiben, daß ich wenigstens nichts unversucht gelassen habe, mein Unrecht zu mildern, Ihnen meine fortdauernde väterliche Zuneigung zu beweisen. Es ist nicht meine Schuld, daß Camilla tiefgekränkt mit größter Schroffheit jede Unterstützung abwies, die ich ihr für sich, für ihr Kind bot. Ich hatte ihr ein Jahrgeld ausgesetzt, das ihr erlaubt hätte, wenn nicht glänzend, so doch standesgemäß als Freifrau von Höneburg und jedenfalls unabhängig zu leben. Lange Zeit habe ich ihr dasselbe regelmäßig in den bestimmten Terminen zugesendet, und immer sind mir die Briefe uneröffnet zurückgekommen; Verhandlungen durch Notare oder Freunde fruchteten ebenso wenig. Einmal, als sie nach den mir erstatteten Berichten meines Sachwalters wirklich in großer Noth war, entschloß ich mich selbst zu einem Besuch um sie zur Annahme wenigstens eines Darlehns zu bewegen, wurde aber gar nicht vorgelassen. Sie zog es vor, wieder ihren Vatersnamen zu führen und als Sängerin durch die Welt zu pilgern. Jede Auskunft über den Aufenthalt ihres Sohnes wurde mir verweigert – ich vermochte nichts für sie zu thun, als die Summen, die ich für Camilla und für Sie bestimmt hatte, bei einem Banquier anzulegen und es der Zukunft anheimzugeben, ob Ihnen oder Ihren Nachkommen dieses Kapital einmal nützen könne. So machtlos stand ich der stolzen Frau gegenüber, so tief demüthigte sie mich. Und doch muß ich bekennen, daß sie dadurch nur um so höher in meiner

Achtung wuchs: sie kaufte mir meine Schuld nicht ab; ich mußte sie mit mir schleppen von Jahr zu Jahr, und sie vergrößerte sich, wie jenes Kapital, das Zinsen von Zinsen trug. Nun muß ich von ihrem Sohne selbst hören, daß sie unversöhnlich ist!«

Xaver hatte ihn ohne Unterbrechung so fortsprechen lassen; er fühlte, daß es dem bekümmerten Manne Bedürfnis sein müßte, auch ohne Anklage seine Vertheidigung zu führen. Mehr noch der warme Ton der Rede, als der Inhalt derselben, der ihm nur bestätigte, was er selbst schon vermuthet hatte, überzeugte ihn von der Aufrichtigkeit der freundlichen Gesinnung des Grafen. »Daß meine Mutter Sie so kennen lernen könnte,« sagte er, »wie ich Sie kennen lerne! Aber was mich tief bewegt, rührt ihr Herz nicht. Ich habe in dieser Hinsicht nur eine einzige Hoffnung: meine Mutter liebt mich zärtlich; sie wird den Schmerz überwinden, mich allen ihren Hindernissen zum Trotz mit meinem Vater vereint zu sehen; noch mehr, sie wird sich auf die Dauer dem Freunde ihres geliebten Sohnes nicht ganz verschließen können. Ich sage, das ist meine Hoffnung! Schütteln wir nicht den Baum zu früh, lassen wir die Frucht reifen.«

Der Graf drückte ihm die Hand und saß eine Weile stumm und in sich gekehrt. Der Professor stand auf und nahm seinen Hut. »Erlauben Sie, daß ich mich entferne,« bat er, »Sie bedürfen der Ruhe, und auch ich – Leben Sie wohl! Darf ich wiederkommen?«

»Ob Sie dürfen?« rief der alte Herr, sich nun gleichfalls erhebend und nahe zu ihm tretend. »Wir haben viel nachzuholen. Ich rechne mit Bestimmtheit darauf, daß Sie keinen Tag vorüberlassen werden, ohne diesem Hause einen Besuch zu gönnen. Wenn Sie wüßten, wie traurig – Aber heute nichts davon.« Es schien ihm etwas durch den Sinn zu gehen, denn er hob plötzlich den Kopf und blickte zur Seite, als werde seine Aufmerksamkeit auf eine andere Richtung geleitet. »Warten Sie noch einen Augenblick,« sagte er, »ich muß Sie doch mit meinem lieben Hausgenossen bekannt machen.« Er öffnete die Thüre zu einem anstoßenden Zimmer und rief hinein: »Kunibert!«

Der blasse junge Mensch erschien auf der Schwelle, den der Professor schon im Wagen bemerkt hatte. Nun er stand, zeigte sich's, daß er für seine Jugend zu schnell hoch aufgeschossen war und nur mühsam eine gerade Haltung behauptete. »Was befehlst Du, lieber Vater,« fragte er mit schwacher, ein wenig schnarrender Stimme, indem er zugleich mit scheuem Seitenblicke den Fremden musterte.

»Mein armer kranker Junge,« sagte der Graf, sich zu seinem Gaste wendend und dabei den jungen Menschen an der Hand ins Zimmer hineinziehend. »Du darfst keine Furcht haben, Kunibert,« redete er wieder diesen an. »Der Herr da ist zwar ein Professor, aber kein Arzt, er wird Dich nicht mit der Untersuchung Deines Brustübels quälen. Wen glaubst Du wohl, daß ich Dir da vorstelle? Sieh ihn Dir genau an; er wird jetzt hoffentlich unser täglicher Gast sein.«

Kunibert sah verlegen zur Erde. »Wie kann ich errathen, lieber Vater?«

»Freilich, freilich! Das kannst Du nicht errathen. Wenn ich Dir nun aber sage, daß Dein Bruder Xaver gefunden ist –«

Er blickte rasch und wie freudig erschreckt auf. »Mein Bruder Xaver? Der Herr wäre –«

»Ihr Bruder Xaver,« bestätigte der Professor hinzutretend und seine Hand fassend. »Sind Sie zufrieden damit?«

»O, das freut mich – das freut mich sehr,« versicherte Kunibert. »Meine anderen Brüder sind gestorben, und ich war so allein. Aber daß Sie so viel älter als ich –«

»Wir werden trotzdem freundschaftlich mit einander umgehen lernen,« versprach der Professor; gewinnen Sie nur erst rechtes Vertrauen zu mir.«

Kunibert schien zu überlegen, was und wie er antworten sollte. »Ich benehme mich gewiß recht ungeschickt,« sagte er endlich zu seinem Vater, da derselbe ihm nicht zu Hilfe kam, »aber eine solche Nachricht – so unvorbereitet – und ein Fremder, den ich zum ersten Male sehe, mein Bruder –«

Der Graf streichelte ihm die Backe, auf der sich nun doch ein Hauch von Röthe zeigte. »Ich überrasche Dich absichtlich,« äußerte er freundlich, »damit Du gar keine Zeit haben sollst, Dich auf ein geschicktes Benehmen einzurichten. Dafür wirst Du mir dankbar sein. Ich will Dir später sagen, was ich selbst erst seit einer Stunde weiß,

und wenn Ihr einander dann wiederseht, seid Ihr alte Bekannte.«

Der Professor verabschiedete sich von beiden. Der Graf begleitete ihn bis zur Thüre, nahm nochmals seine Hände und schüttelte sie herzlich. Es war, als ob er ihn nicht loslassen könnte und doch zögerte, seiner Neigung zu folgen. Zuletzt aber bewältigte ihn doch das Gefühl; er faßte ihn bei den Schultern, zog ihn an sich, küßte ihn schnell und schob ihn dann, ohne eine Erwiderung abzuwarten über die Schwelle. »Wir sehen uns bald!« rief er ihm nach.

Schon am Nachmittag desselben Tages machte der Graf seinem Sohne in dessen Wohnung seinen Gegenbesuch. Er fand Herrn Jobst von Fuchs bei ihm, der eben alle Schleusen seiner Beredtsamkeit aufgezogen hatte, um ihn zu bewegen, sich für den Abend von seinen Arbeiten zu trennen und an einem von den Feinbergschen Damen arrangirten Souper theilzunehmen. »Versuchen Sie gar keine Widerrede, bester Professor,« sagte er, »ich darf durchaus keine Entschuldigung gelten lassen. Fräulein Sidonie würde unglücklich sein, wenn ich eine Absage brächte, und mich nebenher für den unfähigsten Unterhändler halten. Gott, was sind Sie für ein Mensch! Die Damen sind entzückt von Ihnen – wahrhaftig ganz Enthusiasmus. Sie haben nur zuzugreifen, um das Goldpüppchen für immer in der Hand zu behalten, und Sie zieren und sperren sich wie ein junges Mädchen, dem ein Sechziger den Hof macht.«

»Ich habe Ihnen schon angedeutet,« antwortete Schönrade, »daß ich mich nicht darauf capricire, dieses Goldherz zu gewinnen. Ich gebe Ihnen das Feld frei, lieber Fuchs.«

»Ah, ich merke wohl,« rief jener, »Sie meinen um so sicherer zu siegen, je weniger Sie sich um den Sieg zu bemühen scheinen.«

»Sie können ja dabei nur gewinnen, wenn ich mich verrechne,« meinte der Professor.

»Das ist ja ein ganz eigener Wettkampf,« bemerkte der Graf, der Zeuge dieser schon an der Thüre geführten Verhandlungen gewesen war. »Jeder sucht dem anderen die günstigsten Bedingungen vor auszugeben.«

Xaver lachte. »Und dabei handelt es sich um eine junge Dame, die längst verlobt ist.«

»Pah, verlobt!« rief Herr von Fuchs. »Ich glaube nicht daran.«

»Das bleibt Ihnen unbenommen,« entgegnete der Professor, »aber ich versichere, daß ich den Bräutigam kenne, einen jungen Mann aus höchst ehrenwerther Familie und in den besten Vermögensverhältnissen.«

»Und das hält Sie ab, sich dem Fräulein so zu nähern, wie das Fräulein selbst es offenbar dringend wünscht?«

Schönrade überlegte einen Augenblick. »Das hält mich ab,« antwortete er dann mit aller Bestimmtheit.

»O, Sie Ausbund von einem ehrlichen Manne!« rief der Kavalier. »Kann es Ihnen denn wirklich entgangen sein, daß die Damen allein Ihretwegen hierher gereist sind? Ich habe das in wenigen Stunden herausgebracht.«

Der Professor wehrte mit der Hand ab. »Ein sehr flüchtiges Interesse, glauben Sie mir! Ich spiele übrigens allemal nur, wenn der Einsatz gleich ist, und dort stehen die guten Rechte eines Bräutigams auf dem Spiel.«

»Die niemand geringer zu schätzen scheint als die Braut selbst.«

»Wie dem auch sei, lieber Fuchs, wie dem auch sei –«

Der Kavalier beugte sich näher zu seinem Ohr. »Darf Fräulein Sidonie wenigstens von diesen Gewissensbedenken Kenntniß erlangen?« fragte er, listig mit den Augen blinzeln. »Natürlich ganz diskret –«

»Ich ermächtige Sie, so insdiskret zu sein, als es Ihnen irgend Spaß macht,« antwortete Schönrade ganz laut und in abweisendem Tone.

Der Abgesandte der beiden Damen ließ sich dadurch nicht beirren. »Sie kommen aber doch. Verehrtester?« kapitulierte er.

»Vergessen Sie nicht, daß Sie *mir* diesen Abend schuldig sind,« half der Graf ein.

»Da hören Sie,« sagte der Professor achselzuckend.

Herr von Fuchs war nicht so leicht abzuweisen. »Wir bleiben spät zusammen; ich habe für eine sehr lustige Gesellschaft gesorgt. Wenn Sie also der interessantesten jungen Dame wenigstens ein Stündchen Schlaf opfern wollen –«

Der Professor schüttelte den Kopf.

»So entschuldigen Sie sich meinerwegen morgen mit plötzlichem Unwohlsein,« schloß der Unterhändler, »aber

ein entschiedenes Nein darf ich nicht zurückbringen.«
Damit empfahl er sich.

»Sie haben sich hoffentlich durch meine Anwesenheit nicht zu Erklärungen bestimmen lassen, die Ihnen hinterher leid thun,« äußerte der Graf.

»Darüber dürfen Sie ganz beruhigt sein,« versicherte Xaver. »Ich habe allen Grund, die Dame, von der die Rede ist, über meine Gesinnungen nicht im Unklaren zu lassen, um so mehr, als ich glauben muß, daß Herr von Fuchs wirklich nicht ganz Unrecht hat.« Er erzählte mit wenigen Worten, wie sich diese Bekanntschaft angesponnen hatte.

»Herr Otto Feinberg ist einmal bei mir gewesen,« erinnerte sich der Graf. »Es handelte sich um ein neues Eisenbahnunternehmen, für das man mich gewinnen wollte, da man das Terrain brauchte, das noch zur Ruine Höneburg gehört, und wohl auch meinen Namen gern verwerthet hätte. Er mißfiel mir, und ich erkundigte mich beiläufig bei einem meiner Freunde im Ministerium nach den Verhältnissen seines Bruders und nach den Chancen des ganzen Projekts. Man hielt ihn gegenwärtig für einen sehr reichen Mann, hatte aber kein richtiges Vertrauen zu der Solidität seiner Unternehmungen und legte ihm deshalb Schwierigkeiten in den Weg. Uebrigens gab es für mich auch noch ein anderes Hinderniß, mich in der gewünschten Weise zu betheiligen, worüber ich freilich nicht sprach. Die Höneburg gehört gar nicht mehr mir.«

Der Professor schwieg und wich seinem Blick aus, der irgend eine Ueberraschung vorausverkündigen zu wollen schien.

»Sie gehört meinem Sohne Xaver,« fuhr der Graf fort, »seit länger als dreißig Jahren.«

»Gerade heraus, ich habe eine auf diese Schenkung bezügliche Urkunde unter den übrigen verlassenen Papieren meiner Mutter gefunden,« sagte Schönrade etwas gepeinigt. »Die Schenkung ist nicht acceptirt worden. Es versteht sich also ganz von selbst, daß sie für widerrufen zu erachten ist.«

»Das versteht sich keineswegs von selbst,« entgegnete der Graf. »Vielmehr habe ich mich ausdrücklich des Widerrufs begeben. Wer weiß, ob das Stück Sand und Haideland nicht inzwischen einen Werth erhalten hat, der –«

Schönrade legte die Hand auf seinen Arm. »Sprechen wir jetzt nicht davon,« bat er.

»Sie haben Recht,« sagte der Graf freundlich. »Lassen Sie mich lieber wissen, was mein gelehrter Sohn jetzt thut und treibt. Sie werden mir's nicht übel nehmen, daß ich Ihre Werke noch nicht kenne; aber jetzt interessirt mich jede Druckzeile, und noch heute schreibe ich meinem Buchhändler –«

»Das wäre Verschwendung,« fiel Xaver ein, griff in eine Pappenvelope auf seinem Schreibtische und zog ein dickes Buch hervor. »Wenn Sie ein Geschenk nicht verschmähen, das mich nichts kostet –«

Der Graf dankte mit vieler Herzlichkeit. Bald waren sie in ein sehr lebhaftes Gespräch über eine wissenschaftliche Materie verwickelt. Es schien, daß alte Bekannte freundschaftlich disputirten.

XVIII.

Die nächsten Tage hatten nicht viele Stunden, die Vater und Sohn getrennt von einander verlebten. Der Graf war unablässig bemüht, Xaver seine Freude über den unverhofften Gewinn dieses Wiederfindens zu bezeugen, und dieser vergaß mehr und mehr, daß er sich vorgenommen hatte, eine sehr reservirte Haltung zu behaupten. Er hätte die kälteste Natur sein müssen, wenn sich die mit aller Stärke vordringende Neigung des alten Herrn nicht auch seinem Herzen hätte fühlbar machen sollen.

Es konnte schon gar nicht mehr die Frage sein, welches Uebergewicht von Schuld auf der einen oder anderen Seite jenes traurige Zerwürfniß herbeigeführt hatte, das auch Vater und Sohn einander entfremdete. Man hatte einander spät wiedergefunden, freute sich der Gunst des Schicksals, das die Scheidewand zwischen beiden nicht hatte undurchdringlich stark werden lassen, riß aus derselben einen Stein nachdem andern und hatte sie bald bis auf die Fundamente gänzlich abgetragen. Das förmliche ›Sie‹ machte dem vertraulichen ›Du‹ Platz; es hieß nicht mehr ›Herr Graf‹ und ›Herr Professor‹. Auch Kuni- bert fand sich in das neue Verhältniß vortrefflich. Es schien ihn ungemein zu beruhigen, daß sein Vater, dessen

stets schwermüthige Stimmung ihn betrübt und niedergedrückt hatte, nun wieder heiter und lebensfroh war; er vergaß darüber seine eigenen Beschwerden, faßte frischen Muth und entwickelte beim Gespräche im Kreise der drei Vertrauten Gaben des Gemüths und des Verstandes, die selbst den Grafen überraschten.

Daß derselbe fortfuhr, mit der größten Offenheit Xaver in alle seine Lebensschicksale einzuweihen, konnte dessen freundschaftliche Zuneigung nur stärken. Xaver wußte bald, daß seine zweite Ehe unglücklich gewesen war. Die Frau hatte einer sehr alten und vornehmen Familie angehört, die in dem Kreise, zu dem der junge Graf Gleichenau sich gesellt sah, dominirte. Man liebte es dort, die Gegenwart mit ihren politischen und socialen Neugestaltungen zu möglichst ignoriren und sich in mittelalterliche Anschauungen zurückzuschrauben, hielt mit Strenge darauf, daß von dem gesellschaftlichen Umgange alle Elemente fern gehalten wurden, die diese Selbsttäuschungen hätten stören können, und gefiel sich in maßloser Ueberschätzung seiner Bedeutung, um auch im kleinsten nicht dem Zeitgeiste Rechnung tragen zu dürfen. Jeder in diesen Kreis Eintretende sah sich wie mit einem Netze umstellt, das seinen Bewegungen bestimmte Grenzen setzte, über die gar nicht mehr unterhandelt werden durfte. Er konnte ausbrechen, aber die Rückkehr war dann unmöglich. Es hätte des moralischen Muthes eines Reformators oder der selbstbewußten Ruhe eines Philosophen bedurft, um eine solche Ausschließung auf die Dauer zu ertragen, oder wohl gar an eine Umbildung

dieser Zustände die erste Hand zu legen. Der junge Gleichenu aber liebte das Leben und meinte es jetzt, im Besitze großer Reichthümer, erst recht genießen zu sollen. Gerade dieses plötzliche Hinaufrücken in eine Stellung, die einen anderen Menschen zu fordern schien, machte ihn geneigter, jene künstlich geschrobenen Gesellschaftsverhältnisse für die standesgemäßen und deshalb natürlichen zu nehmen. Seine Befürchtung, Camilla in diesen Kreis einzuführen, war wirklich nicht grundlos, und sie selbst erleichterte ihm den an sich so schweren Entschluß, mit ihr zu brechen, indem sie ihm durch jeden Brief mehr bewies, wie unfähig sie sein würde, sich bei den unausbleiblichen Zurücksetzungen jeder Art zu beherrschen.

Sobald er erkannt hatte, gegen den Strom nicht schwimmen zu können, hatte er es für das günstigste gehalten, *mit* demselben möglichst in erster Linie zu treiben. Ohne jede Herzensneigung hatte er seine Werbung gerade bei jener stolzesten Familie angebracht. Die junge Dame, der sie galt, war durchaus in den Grundsätzen erzogen, die Stolz, Uebermuth und hochfahrendes Wesen zu aristokratischen Tugenden stempelten, dabei von schwächlichem Körper und sehr reizbar. Gleichwohl wäre die Ehe vielleicht weniger unglücklich gewesen, wenn auf beiden Seiten dieselbe Gleichgültigkeit das gegenseitige Benehmen bestimmt hätte. Leider glaubte die Gräfin, ihrem Manne die Hand nicht nur auf den Wunsch ihrer Eltern, sondern aus Liebe gereicht zu haben, und erhob Ansprüche, denen sein noch immer tief verwundetes

Herz nicht gewachsen war. Sie entdeckte bald seine noch im geheimen fortdauernde Neigung zu der geschiedenen Frau und quälte ihn nun unbarmherzig durch ihre eifersüchtigen Launen. So verkümmerte er gemüthlich mehr und mehr. Mit seinen Standesgenossen, die ihn nun einmal dulden mußten, kam er in fortwährende Kollisionen, da er auf die Dauer aus seinen freieren Gesinnungen kein Hehl machen konnte; sie beobachteten alle seine Schritte mit Mißtrauen und suchten ihm Fesseln anzulegen, wo sie konnten. Zu diesen alle Behaglichkeit des Lebens störenden Zwistigkeiten kamen Unglücksfälle in seiner engsten Familie, die ihn tief niederdrücken mußten: mehrere Kinder starben ihm in sehr jugendlichem Alter; Jahre lang mußte er befürchten, alle jene Kümmernisse umsonst auf sich genommen zu haben, seine großen Besitzungen nicht einem Leibeserben hinterlassen zu können. Als ihm dann spät noch ein Sohn geboren wurde, lebte er doch in steter Angst, daß das schwächliche Kind bald seinen Brüdern folgen werde. Doch wirkte dasselbe wohlthätig auf das Verhältniß der Eheleute, die sich hier in der gleichen Sorge vereinen konnten. Der Graf war seiner Gattin dankbar für diese kaum noch erwartete Erfüllung seiner Hoffnungen, und die Gräfin milder und nachgiebiger in ihrem ganzen Wesen. Kunibert hatte so viel Liebe von beiden Eltern erfahren, daß er auch diese selbst in guter Harmonie glauben konnte. Er fühlte sich daher auch nicht in seiner Mutter verletzt, als er nach deren vor zwei Jahren erfolgtem Tode erfuhr, daß sein Vater schon vorher verheirathet gewesen, und als

ihm derselbe das Bild seiner ersten Frau als ein werthes Andenken zeigte, das er von nun an immer vor Augen haben wolle. Die Kränklichkeit des Sohnes gab dem Grafen genügende Veranlassung, für seine Güter eine Administration einzusetzen und sich mit ihm an Orte zu begeben, wo er der besten ärztlichen Hilfe und nebenher der tüchtigsten Lehrkräfte gewiß sein konnte. So war er seit mehreren Monaten nach Berlin gekommen, um eine gründliche Kur zu versuchen und, woran er freilich nicht entfernt gedacht hatte, seinen ältesten Sohn wiederzufinden.

Der Professor behielt, wenn er seine Amtspflichten nicht gänzlich vernachlässigen wollte, kaum Zeit, bei seiner Mutter anzusprechen und in der Villa draußen sich nach der Gesundheit der Frau Kommerzienrätthin zu erkundigen. Die Gesundheit der Frau Kommerzienrätthin gab freilich nur den Vorwand, um ein Wörtchen im Geheimen mit Lilli zu tauschen. Schon zwei Tage nach Käthchens Abreise konnte sie ihm ein Briefchen zustecken, um vierundzwanzig Stunden später die Antwort in Empfang zu nehmen. Käthchen schrieb sehr resolut und sehr schwermüthig zugleich. Sie hatte sich von ihrer Mutter gehörig den Text lesen lassen müssen, war aber, wie sie versicherte, in ihrer Entgegnung sehr entschieden gewesen und hatte sich zu keinerlei Nachgiebigkeit verstanden. Dafür werde nun wahrscheinlich die Reise länger dauern, als ursprünglich beabsichtigt. Er konnte ihr melden, daß er seinen Vater gefunden habe und bereit sei, ihr ›bis ans Ende der Welt‹ nachzufolgen, wenn er erst

hier Herr der Situation geworden sei. Daran fehle freilich noch viel, und deshalb bat er sie auch, noch nicht zu verlangen, daß er bei der gestrengen Frau Barbara als Freiherr von Höneburg anklopfe. Alles, was sich auf dieses Verhältniß beziehe, müsse vorerst noch Geheimniß der nächstbetheiligten Personen bleiben. »Aber beruhigen darf es Dich, mein geliebtestes Mädchen,« schrieb er, »daß unser Schifflin nun doch einen Nothanker führt, den man in einer Stunde ernstlicher Gefahr auswerfen kann.«

Bei seiner Mutter hatte er einen schweren Stand. Es war bei dem ersten und zweiten Begegnen nach jener wichtigen Unterredung, als sei er ihr fremder geworden und dürfe nicht mehr bis an ihr Herz heran. Sie empfing und entließ ihn mit ganz ungewohnter Förmlichkeit, sprach recht ostensibel über die gleichgültigsten Dinge und suchte sofort abzulenken, wenn er die Saite anschlug, die für ihr Gefühl einen Mißklang gab.

Er ließ sich dadurch freilich nicht beirren, in seiner offenen und geraden Weise über seine Erlebnisse zu berichten, zu erzählen, wie er den Grafen gefunden habe, und dessen Liebenswürdigkeit zu rühmen, aber ganz frei zu Muthe war ihm dabei nicht. Es konnte schon für einen Sieg gelten, daß sich Camilla dergleichen Mittheilungen nicht verbat, daß sie ihn, wenn er sich nicht ablenken ließ, wenigstens anhörte und seine günstigen Urtheile nicht leidenschaftlich verwarf. O, er konnte bei aller Offenheit und Geradheit auch recht diplomatisch

sein, der gute Professor! Er wußte, daß das menschliche Herz, auch das beste, sehr wunderliche Anwendungen von Schadenfreude hat und am leichtesten verzeiht, wenn sich das Unrecht, durch das es gekränkt worden, gleichsam schon selbst gerächt hat. Er täuschte sich gar nicht darin, daß es ihr eine gewisse sehr menschliche Befriedigung gewährte, zu erfahren, der Abtrünnige habe kein Glück gefunden und reichlich Disteln geerntet, und er schilderte nun seine Leiden vielleicht nicht ohne Uebertreibung und gar nicht, als ob er etwa ihr Mitleid erregen, sondern als ob er etwas sie Beruhigendes mittheilen wollte. Er erreichte seinen Zweck, ihr nicht nur die Kenntniß von allen diesen Dingen beizubringen, gegen die sie sich bisher sorgsam verschlossen gehalten hatte, sondern auch ihr Gemüth allmählich zu erweichen und milder zu stimmen, über alle Erwartung rasch. Daß der Graf ihr Bild mit solcher Verehrung aufbewahrte, war natürlich nicht vergessen, erst ganz beiläufig zu erwähnen, dann nachdrücklich zu betonen, da der Eindruck offenbar ein günstiger war.

Eines Abends, als er sie aus dem Theater abholte, überraschte sie ihn durch die Nachricht, daß sie Vormittag ›großen Empfang‹ gehabt habe. Er meinte im ersten Augenblick nicht anders, als daß der Graf seine Ungeduld nicht länger habe bezwingen können; um so niederschlagender wirkte die Eröffnung, daß Madame Feinberg und Tochter sich das Vergnügen bereitet hätten, der ›großen Sängerin Camilla Bellarota‹ und ›der Mutter des berühmten Professors Schönrade‹ aufzuwarten. »Ich hätte gar

nicht geglaubt, noch eine Berliner Merkwürdigkeit zu werden,« plauderte sie heiter. »Das Fräulein muß übrigens ihres Vaters Kopf haben, wenn sie ihren Witz überhaupt geerbt hat, denn die Mama ist trotz des Modemagazins, das sie auf sich herumträgt, auffallend einfach. Sie war ganz Bewunderung meiner Zwerggewächse auf dem kleinen Blumentische und fand sie so natürlich, als ob es ihre Bestimmung sei, in einem Porzellantopfe zu wachsen und von der Berliner Nachmittagssonne angeschienen zu werden.« Er mußte laut auflachen. »Sie baten mich um die Erlaubniß,« fuhr sie fort, »mich recht oft zu Ausfahrten abholen zu dürfen. Nun – Du weißt ja, ich fahre gerne in einer stattlichen Karosse. Aber über Dich haben sie sich bitter beklagt! Ich soll Dir sagen, daß Du ein sehr ungalanter Mensch bist, der eigentlich gar nicht verdient, daß man sich um ihn kümmere. Was nicht sonst noch? Ich habe versprechen müssen, meine mütterliche Autorität aufzubieten, Dich wieder auf den Weg der Pflicht zurückzuführen; aber was meine mütterliche Autorität seit einiger Zeit zu bedeuten hat, weiß ich am besten.« Sie seufzte dazu.

Am nächsten Morgen wurde ihm ein zierliches Briefchen abgegeben. Das gepreßte Couvert kam offenbar aus derselben Mappe wie jenes, in dem Madame Feinberg ihm ihre Ankunft gemeldet hatte; die Aufschrift war von Sidoniens Hand. Sie schrieb: »Ihr Freund ist so indiskret gewesen, wie Sie ihm ausdrücklich erlaubt haben, es zu sein – ich habe danach sofort meine Beschlüsse gefaßt –

Ihr Gewissen darf sich ganz beruhigt fühlen: *ich bin frei!*
S.«

Er erschrak und wußte im ersten Augenblicke selbst nicht, worüber. Sein Kopf war in diesen Tagen so beschäftigt gewesen mit anderen Dingen, daß er nicht geringe Mühe hatte, seine Erinnerungen so weit zu ordnen, um dieses Räthsel lösen zu können. Sein Freund –? Wer war sein Freund? Ah, wahrscheinlich Herr von Fuchs, den er in seinem Herzen noch nie mit dieser Bezeichnung beehrt hatte. Und was konnte er geplaudert haben? Worüber durfte sein Gewissen beruhigt sein? Nur das letzte ›ich bin frei‹ war verständlich, und das eben erschreckte ihn. Er begriff, weshalb sie es *ihm* sagte. Er begriff endlich auch, was die Worte vorher sagen wollten. Wie gründlich hatte er sich getäuscht, wenn er glaubte, selbst frei zu werden, indem er Sidonie daran erinnern ließ, daß sie Braut sei! Nicht ohne Beängstigung konnte er an die Möglichkeit denken, daß sie in seiner Mahnung wohl gar eine Aufforderung gesehen habe, jene Fesseln abzuwerfen, die seine Gewissenhaftigkeit respektirte. Er ging unruhig auf und ab und überlegte, was zu thun sei.

Die Sache komplizirte sich, als sich gegen Mittag zu seiner größten Verwunderung Madame Feinberg bei ihm melden ließ.

Die sonst so gelassene Dame schien sich in gewaltiger Aufregung zu befinden. Es war, als ob sie sich vergessen hätte, roth zu schminken, so gelblich bleich sah sie aus. »Was werden Sie von mir denken, mein bester Herr Professor,« begann sie, den Platz auf dem Sopha ablehnend

und sich auf einen Stuhl am Fenster setzend, »daß ich Sie hier aufsuche? Aber ich mußte durchaus ungestört mit Ihnen sprechen – und im Hotel – Sidonie weiß gar nicht, daß ich mich zu diesem Schritte entschlossen habe; sie darf auch nicht erfahren – nein! Sie darf nichts davon erfahren, ich würde sonst für alle Zeit ihr Vertrauen verlieren. Es handelt sich ja um etwas, das sie – Wie sage ich Ihnen das nur?«

»Beruhigen Sie sich doch nur, gnädige Frau,« bat Schönrade, der selbst ziemlich außer Fassung war; »es wird ja doch kein Unglück – Und rechnen Sie in jedem Falle auf meine ergebenste Dienstwilligkeit.«

Sie reichte ihm die Hand und sah ihn dabei mit einem Blicke an, der einen Stein hätte rühren können. »Sie sind ein Freund unseres Hauses,« flötete sie, »gewiß, Sie sind ein Freund unseres Hauses – ich wußte ja, an wen ich mich wandte. Sie sind eingeweiht in die Familienverhältnisse, werden beurtheilen können – Ach! Daß ich doch Sidonie nicht nachgegeben, in diese Reise nicht gewilligt hätte, deren Zweck ich erst jetzt zu durchschauen anfangen! Aber ich bin eine schwache Mutter, eine sehr schwache Mutter.« Dabei lächelte sie zärtlich über das Spitzentuch hin, das sie bald aufs rechte, bald auf das linke Auge tupfte, ohne eine reelle Thräne abwischen zu können. »Sie wissen, daß Sidonie verlobt ist, verlobt mit Moritz Amberger. Sie kennen Herrn Moritz Amberger – er ist ein guter, in seiner Art ganz liebenswürdiger Mensch, aus bester Familie, wenn Sie wollen, die erste Partie in unserer Stadt, nur für Sidonie –« Sie zuckte die Achseln. »Ich

fürchtete gleich, daß Sidonie sich übereilt haben würde, als sie ihm das Jawort gab, aber der Vater war so dringend – Sehen Sie, das ist der schwierige Punkt. Feinberg ist Geschäftsmann, er sieht die Welt mit anderen Augen an als wir. Für die Stimme der Natur hat er kein Gehör; er kombinirt, und was in seinem Kopfe zusammenpaßt, soll auch in der Welt zusammenpassen; das weibliche Herz aber –«

Er unterbrach ihren Redeschwall. »Aber wollen Sie nicht bedenken, gnädige Frau, daß ich –«

»Das weibliche Herz fordert sein Recht,« fuhr sie lebhafter fort, »und Sidonie hat ein großes, ein schönes Herz. Gott! Das Kind wird – ganz unter uns, lieber Herr Professor – reichlich eine Million erben; kein Fürst dürfte sich schämen, um sie anzuhalten; aber für sie existirt der Reichthum nicht, Glanz und äußere Auszeichnung lassen sie kalt, eiskalt – ich kann Sie versichern, eiskalt!«

Sie machte eine Pause und schien zu erwarten, daß er sich darauf äußerte.

»Ihr Fräulein Tochter hat Geist genug,« sagte er, etwas verlegen zustimmend.

»Geist!« rief sie. »Nicht wahr, sie hat Geist? Ja, sie hat Geist, die arme Sidonie, und das ist ihr Unglück! Das ist ein schweres Unglück. Wenn sie nicht Geist hätte, würde ihr Herz leichter befriedigt sein. Das Weib will sich anlehnen, hinaufschauen, aufgehen in einem Höheren – es will ganz Natur, ganz Idealismus sein! Aber was man übersieht, kann man nicht lieben, und Moritz – Sie kennen ihn ja! Sidonie übersieht ihn, sie kann ihn nicht lieben.«

»Es ist sehr bedauerlich,« bemerkte er zurückhaltend, »daß Ihr Fräulein Tochter dies so spät –«

»Ja, sehr bedauerlich,« stimmte sie bei. »Aber erst als ihr der volle Gegensatz vor Augen trat – O, verstehen Sie mich nicht falsch, bester Herr Professor, wenn ich sage, daß Sie diese Selbsterkenntniß, freilich ganz unwissentlich und unabsichtlich, beschleunigt haben.«

»Ich, gnädige Frau?«

»Sie, Sie! Ich bin weit entfernt, Ihnen etwas Schmeichelhaftes sagen zu wollen, aber Sie sind ein Mann von Geist, ein Mann –«

»Gnädige Frau –!«

»Ein Mann von ungewöhnlichen Gaben, und der Zufall wollte es, daß Sie sich neben Moritz stellen mußten, und Moritz verlor dadurch bei – Sidonie den letzten Halt. Ich will Ihnen keine Schuld beimessen; Sie können ja nicht dafür, daß Sie sind, was Sie sind. Ich will nur erklären, wie es dahin gekommen ist, daß Sidonie erst das Bedürfniß einer Entfernung fühlte, und jetzt – Errathen Sie nichts?«

Er hatte nicht mehr nöthig zu rathen und durfte doch auch nicht sagen, daß er es wisse. Sein verlegenes Schweigen ließ jede Auslegung zu.

»Sie errathen es,« fuhr die Dame ermuthigt fort. »Sidonie hat Herrn Amberger abgeschrieben, – sie ist nicht mehr die Braut dieses unbedeutenden Menschen, der nie ihr Herz besaß.«

Sie sah ihn dabei so triumphirend an, als erwartete sie einen Ausruf der Freude. Das verwirrte ihn im Moment gänzlich. »Ich nehme gewiß allen Antheil an den Geschicken Ihrer werthen Familie,« antwortete er sehr kleinlaut, »aber wenn Sie, wie es mir schien, Grund zur Besorgniß hatten, daß diese unerwartete Entscheidung Ihrer Fräulein Tochter unliebsame Folgen nach sich ziehen könnte, so weiß ich wirklich nicht, wie ich – Es sollte mir sehr leid thun, wenn Fräulein Sidonie sich übereilt hätte.«

»Uebereilt?« wiederholte Madame Feinberg, den Ton lang ausziehend und ganz Erstaunen. Sie hatte auf eine andere Erklärung gehofft. Dann aber faßte sie sich schnell. »Ja, übereilt! Freilich – wenn sie sich übereilt hätte! Mein Mann wird sehr ungehalten sein, er rechnete auf diese Verbindung, er hat sich danach geschäftlich arrangirt, er wird ihre Weigerung Eigensinn nennen, er wird mir Schuld geben, daß ich seine Pläne kreuzen helfe. Das war's ja eben, was mich zu Ihnen führte, zu einem *Freunde*.« Sie betonte die letzten Worte möglichst stark. »Ich bitte Sie, sprechen Sie mit Sidonie; sie vertraut Ihnen unbedingt. Machen Sie ihr Vorstellungen – sagen Sie ihr gerade heraus Ihre Meinung, gerade heraus! Sie dürfen ganz ohne Rückhalt sprechen, ganz, wie Ihr Herz – was sage ich? – ganz wie Ihr besonnener Verstand dem armen Kinde glaubt rathen zu müssen. Und wenn sie fest bleibt – mein Himmel, ich könnte es ihr doch als liebende Mutter nicht übel nehmen! – so haben Sie vielleicht die Güte, mir zu helfen, die Angelegenheit mit Moritz

Amberger und mit meinem Manne brieflich so zu ordnen, daß sich im Verkehr der beiden Männer die Folgen möglichst wenig bemerklich machen. Es wäre ja nicht nöthig, daß ein Bruch zwischen den beiden Häusern – Man könnte, meine ich, Herrn Amberger jede irgend zulässige Konzession bewilligen. Mein Himmel! Die Sache hat eigentlich nach der anderen Seite hin gar keine Schwierigkeiten. Mein Mann wünscht seine einzige Tochter nur gut versorgt zu sehen; er würde gewiß gerne seinen Segen geben, wenn sie ihre Hand einem Manne schenkte, den sie liebte. Den sie *liebte*! Das bleibt denn doch immer die Hauptsache. Ich kann nicht einsehen, warum unser Schwiegersohn gerade ein Kaufmann sein müßte. Sidonie hat Geist, sie hat Kenntnisse, sie bewegt sich gern in gebildeten Kreisen –« sie hüstelte in ihr Tuch. »Aber wovon rede ich? Verdenken Sie es der betrübten Mutter nicht, wenn sie ihre Worte ungeschickt setzt, wenn sie ihre geheimsten Herzenswünsche – Sie sind ja ein Freund! Vor allem sprechen Sie mit meiner Sidonie.«

Sie war aufgestanden hatte seine Hand ergriffen und sie von Zeit zu Zeit, an ihr Herz gezogen, dabei das Spitzentuch nicht ruhen lassen und sich langsam nach der Thüre dirigirt. Nun schloß sie ihre lange Rede mit einem halb bittenden, halb ermunternden Blicke und entfernte sich, ohne seine Antwort abzuwarten. Sobald sie sich von jedem Zwange frei fühlte, verlor ihr Gesicht sofort den freundlichen Zug von Wohlwollen, und eine verdrießliche Miene trat an die Stelle. Wenn sie erwartet hatte, die Partie für ihre Tochter rasch zu gewinnen, so sah sie sich

jedenfalls betrogen; aber sie war auch noch nicht verloren, und sie durfte hoffen, nicht zu viel verrathen zu haben, wenn ein Rückzug nothwendig würde. Eine Erklärung so oder so mußte nun doch erfolgen.

Der Professor blieb in der übelsten Gemüthsverfassung zurück.

Seine Gutherzigkeit wollte ihm nicht erlauben, an eine Komödie zu glauben, am wenigsten an eine solche, bei der Sidonie eine Rolle spielte. Weshalb sie Amberger abgeschrieben hatte, meinte er zu wissen; aber wenn sie ihn selbst wirklich liebte, war sie nicht zu bemitleiden? Konnte ihre Mutter nicht ernstlich besorgt sein wegen der Konsequenzen eines Schrittes, der nicht voraus im Familienrathe erwogen war. Konnte ihr seine Vermittelung nicht wirklich erwünscht sein? Dazu paßten allerdings gewisse Andeutungen gar nicht; wenn er sich's überlegte, was sie eigentlich von ihm positiv gefordert hatte, so ließ sich aus allen ihren Reden kaum ein verständlicher Satz formuliren. Nein, sie hatte andere Absichten; sie wollte ihn auskundschaften – mit oder ohne Wissen Sidoniens. Er sollte sie sehen, sie sprechen, darauf kam es ihr an; er sollte zugleich erfahren, daß er nichts wage. Und dabei wissen, was er wußte! Die Situation fing an, unerträglich zu werden.

»Es geht so nicht weiter!« rief er sich selbst zu. »In dieses Verhältniß muß Klarheit kommen, und das so schnell als möglich. Ich bin es mir und Käthchen, ich bin es auch Sidonie schuldig. Noch ist nichts geschehen, was sie kompromittiren könnte; aber sie ist auf dem Wege, sich

selbst die schwerste Kränkung zuzufügen. Es ist Pflicht, die Wahrheit zu sagen.« Nach einer Stunde fühlte er sich wieder ganz frei; er hielt es für das beste, seine Beschlüsse sogleich zur Ausführung zu bringen.

Vor dem Hotel traf er Herrn von Fuchs, der eben von der Treppe auf die Straße abbog. »Wollen Sie hinauf?« rief derselbe ihm zu. Schönrade bejahte.

»Heute schauerliche Stimmung – tragische Anwendungen; haben eben ein furchtbar tiefsinniges Gespräch über den Tod gehabt.«

Der Professor stutzte. »Das Fräulein denkt doch nicht etwa ernstlich ans Sterben?«

»Ich weiß nicht. Vorläufig haben wir in der letzten Minute für diesen Abend beschlossen, uns in einer Loge des Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters zusammenzufinden, wo man die schöne Helena gibt. Das Leben sei nur noch in der Karikatur erträglich, meinte Sidonie.«

»Madame Feinberg ist doch schon zurück?«

»Ja wohl. Aber wie wissen Sie, daß sie ausgegangen war?«

»Ein andermal, lieber Fuchs. Amüsieren Sie sich nach Kräften!« Er reichte ihm flüchtig die Hand, ging ins Hotel und ließ sich melden.

Er fand Sidonie allein. »Kommen Sie, Ungetreuer, also endlich doch?« rief sie ihm entgegen, indem sie sich in ihrem Fauteuil aufrichtete und ein Buch auf den Tisch legte.

»Ich muß ja wohl, wenn es etwas zu gratulieren gibt,« sagte er möglichst ungezwungen.

»Zu gratuliren?« fragte sie, ihn scharf ansehend. Es war, als wollte sie mit einem einzigen Blicke von seinem Gesichte ablesen, welche Gedanken sich hinter dieser mächtigen Stirne umtrieben, die sich über das krause schwarze Haar vorwölbte, und was dieses Lächeln bedeuten sollte, das um die halbgeöffneten Lippen spielte.

»Ich meine doch, Sie haben mir etwas Frohes berichten wollen,« entgegnete er, »als Sie mir meldeten –«

»Still,« unterbrach sie ihn, nach der nicht völlig geschlossenen Thüre zum Nebenzimmer blickend, »meine Mutter darf nicht wissen –«

»Sie sind frei,« fuhr er leiser fort. »Wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich gestehen, daß mich diese Nachricht nicht sonderlich überraschen konnte. Wie ich Sie kennen lernte, traute ich jenem Bunde keine Dauer zu.«

»Nicht wahr, ich *mußte* ihn lösen, um mich zu retten?«

»Und doch –«

»Doch?«

»Man darf sich nicht Illusionen hingeben mein Fräulein. In solchem Bunde ist das Glück sicher allemal nur dann zu finden, wenn man sich in seinen Ansprüchen zu beschränken weiß. Es gibt Naturen die alles Erreichte unbefriedigt läßt, die nur im Begehren Genuß finden; ihnen ist eigentlich, wenn sie sich weise auf sich selbst verstehen, das lockerste Band das zuträglichste.«

Sie senkte die Augen und zog die Unterlippe zwischen die Zähne. »Und eine solche Natur, wollen Sie sagen, wäre – ich?«

»Mir steht darüber kein Urtheil zu. Ich will nur sagen, daß ich selbst mich für so ganz anders organisirt halte, um mir Ihre Gratulation gerade zu dem entgegengesetzten Ereignisse mit derselben Befriedigung entgegennehmen zu können.«

Seine Stimme fing an zu zittern. Sidonie blickte scheu auf und tastete mit der Hand nach dem Buche auf dem Tische. »Sie sprechen in Räthseln,« sagte sie.

»Aber ich verlange nicht, daß Sie sich mit der Lösung bemühen sollen,« fuhr er mit gezwungener Unbefangenheit fort. »Es trifft sich sonderbar, mein liebes Fräulein, daß ich gegen Ihr vertrauliches: Ich bin frei! etwas auszutauschen habe, das eben so nur für eine befreundete Seele bestimmt ist: Ich bin verlobt!«

»Verlobt!« schrie sie auf, und alle ihre Muskeln zuckten krampfhaft. »Verlobt?« wiederholte sie, das Wort zwischen den Zähnen hervorpressend, während ihr Kopf gegen die Lehne zurücksank. »Sie – sind – verlobt?«

»Heimlich! Mit einem guten lebenswürdigen Mädchen, dessen Namen ich auch Ihnen jetzt noch nicht nennen darf. O, wenn Sie wüßten, wie glücklich –«

Sidonie wehrte mit der Hand jedes weitere Wort ab. Ihr Gesicht war schmerzlich verzogen, die Stirne über den Augenbrauen zornig gefaltet. Sie schien sich erheben zu wollen und doch alle ihre Glieder wie gelähmt zu fühlen. Den Professor erschütterte dieser Anblick; er hatte sich nicht vorgestellt, daß sie so gänzlich die Herrschaft über sich verlieren würde, und es war ihm nicht möglich, länger den Unwissenden zu spielen. Er trat zu

ihr und legte, sich niederbeugend, die Hand auf ihren Arm. »Sidonie,« sagte er mild, »wenn Sie sich getäuscht haben sollten, wenn ich bedauern müßte –«

In diesem Augenblicke erschien Madame Feinberg in der Thüre feuerroth und mit flammenden Augen. »Sidonie!« rief sie imperatorisch.

Sidonie stieß seine Hand zurück und stand auf. Es war ein Blick tiefsten Hasses, den sie ihm zuschleuderte; dann verließ sie, ohne noch ein einziges Wort zu sprechen, das Zimmer. Die Thüre wurde laut ins Schloß geworfen

Schönrade stand eine Minute lang wie betäubt. Er hatte nichts verloren, und doch schlug ihm das Herz unruhig, als habe es sich mit einer Schuld abzufinden Liebe nicht erwidern zu können, bedeutet dem liebenden Herzen auch eine Schuld.

Er entfernte sich traurig, um seinen Vater zu besuchen, der ihn gewiß schon sehnsüchtig erwartete

XIX.

Käthchens Geheimniß war bei Lilli nicht so gut bewahrt als die Freundinnen sich's gedacht hatten. Daß Mr. Fairfax unter dem Siegel der Verschwiegenheit alles erfuhr, kann sich von selbst verstehen: Bräute haben ein sehr zartes Gewissen. Der Engländer fand die Sache nicht ganz nach seinem Geschmack und mahnte zur Vorsicht, ließ sich aber gelegentlich doch selbst zum Briefträger brauchen. Der Professor war ihm nun einmal eine angenehme Persönlichkeit, für die von seinen strengen Grundsätzen abzuweichen ihn nicht gar zu viel Ueberwindung

kostete. Von ihm war also kein Verrath zu befürchten. Aber darauf war nicht gerechnet, daß Lilli selbst ihren kleinen Kopf bald viel zu voll von eigenen Herzensangelegenheiten haben würde, um denen der Freundin die sehr nöthige Aufmerksamkeit schenken zu können. Sie schrieb nicht so regelmäßig, wie sie versprochen hatte, und wenn der Diener melden kam, daß Mr. Fairfax angelangt sei, konnte sie vom Schreibtisch aufspringen und ihre Mappe einzuschließen vergessen, wohl gar einen angefangenen Brief offen liegen lassen, oder den Einschluß des Professors oben auf legen, wo die Aufschrift von seiner festen Gelehrtenhand jedem in die Augen fallen mußte. Erst nach Stunden erinnerte sie sich dann an das Versäumte und tröstete sich damit, daß ja doch niemand auf ihrem Zimmer etwas zu thun gehabt habe.

Einmal war aber doch die Mama dorthin verirrt, um den zweiten Theil eines Romans zu suchen, den Mutter und Tochter gemeinschaftlich lasen. Sie füllte die Zeit, wo sie das Brautpaar sich selbst zu überlassen und doch aus der Ferne zu beobachten hatte, am liebsten mit Lektüre aus. Es war sehr natürlich, daß sie zuerst das Fach über dem Schreibtisch durchmusterte, auf dem Lillis kleine Bibliothek in Goldschnitt ihren Platz hatte, aber gewöhnlich auch die Bücher aus der Leihanstalt ein Unterkommen fanden, und daß die offene Mappe mit Briefschaften aller Art nicht unbemerkt bleiben konnte. Die Kommerzienräthin war nicht neugierig, aber diese Gelegenheit erwies sich doch zu verlockend, um sich einmal

zu unterrichten was eigentlich die beiden Mädchen so erstaunlich viel zu korrespondiren hätten. Sie fand mehrere Briefe Käthchens, auch den jüngsten der erst vor wenigen Stunden angelangt war, ein verschlossenes Couvert mit der Adresse des Professors und einen Briefbogen, auf dem Lilli angefangen hatte zu schreiben: »Liebstes Herz! Ich hoffe, der Professor läßt sich heute Abend blicken, um Deine Sendung in Empfang zu nehmen; sein Ahnungsvermögen pflegt in solchem Falle immer untrüglich zu sein. Da er dann jedenfalls auch etwas für Dich mitbringt, das doch wo möglich noch vor Nacht zur Post soll, so schreibe ich lieber gleich Vorrath, weil später mein Bräutigam . . . « Die Kommerzienrätthin wußte genug.

Das also war der Grund, weshalb Schönrade ein so regelmäßiger Abendgast in der Villa gewesen war, weshalb er jetzt so viel seltener ein Stündchen erübrigen konnte: Käthchen Amberger war der Magnet gewesen, den nun jetzt nur noch seine Briefe herzogen. Und gleichsam unter ihren Augen hatte sich dieser Liebeshandel fortspinnen können; selbst ein geheimes Verlöbniß hatte man gewagt, und ihre eigene Tochter konnte sie so sträflich hintergehen und sich sogar bei diesem unerlaubten Spiel betheiligen! Man muß zugeben, sie hatte alle Ursache, vor Aerger roth zu werden, wenn sie daran dachte, daß Frau Amberger ihr wohl gar Schuld geben könnte, unachtsam gewesen zu sein oder dem heimlichen Verkehr Vorschub geleistet zu haben. So motivirte sie freilich auch ihre Entrüstung bei sich selbst, aber es war doch gar nicht

zweifelhaft, daß dabei sehr stark verletzte Eitelkeit mitwirkte. Es war zu verdrießlich zu erfahren, daß sie in der schwersten Täuschung befangen gewesen war, wenn sie sich selbst irgend welchen Einfluß auf die häufigen Besuche des Professors zuschrieb, daß er sie nur bei Laune erhielt, um sie abzulenken und desto sicherer im Trüben zu fischen. An ein so hinterlistiges Spiel seinerseits, glaubte sie, mußte sie glauben, wenn sie sich nicht sehr albern vorkommen wollte. Ja, er hatte mit ihr zu spielen gewagt, und das war ein unverzeihliches Vergehen!

Daß sie selbst gar nicht gewillt gewesen war, ihm irgend welche Konzessionen zu machen, die mit der Treue gegen ihren Gatten nicht bestehen könnten, daß sie nur ihre Phantasie hatte spielen lassen, um ihre schlaffen Nerven ein wenig anspannen, daß er mit keinem Wort oder Blick ihr auch nur so nahe getreten war, als sie selbst es gewünscht hatte, das sagte sie sich natürlich nicht. Sie sagte sich überhaupt nichts, was auf dieses zarte Verhältniß Bezug hatte; sie suchte es in ihrem Gedächtniß gänzlich auszulöschen, wie etwas, das nie existirt hatte, oder an dessen Existenz zu denken lächerlich wäre. Aber indem sie den Stachel auszog, mit dem sie sich selbst verwundet hatte, fühlte sie doch, daß die Wunde schmerzte. Sie konnte sich einreden, daß etwas ganz anderes sie verletzte, aber wenn sie es wirklich versuchte, fiel sie damit doch nur auf einen neuen Selbstbetrug.

Was sie zu thun hätte, schien ihr keinen Augenblick zweifelhaft. Sich mit Lilli auszusprechen eilte nicht; aber der Professor mußte so schnell als möglich abgefertigt

werden, wie er es verdiente. Sie steckte Käthchens Brief an ihn zu sich, um ihn diesmal selbst an die Adresse zu befördern.

Als Schönrade am Gitter sichtbar wurde, fiel Lilli erst wieder ihre Schreibmappe ein. Sie erinnerte sich nun auch, daß ihre Mutter nach dem Buch gefragt und daß sie es später in ihrer Hand gesehen hatte. Sie bat ihren Bräutigam, den Gast zu begrüßen, und eilte mit klopfendem Herzen auf ihr Zimmer. Da lagen Käthchens Briefe auf dem Tische, und die Einlage des letzten an den Professor fehlte. Alles Durchsuchen ihrer Papiere war vergebens. Mit Thränen in den Augen kam sie in den Garten zurück.

Mr. Fairfax empfing sie und theilte ihr mit, daß die Kommerzienrätin den Gast sofort in Beschlag genommen und nach dem Pavillon geführt habe. Da saßen beide nun, und eben überreichte die Kommerzienrätin ihm ein Billet, das sicher das vermißte war. »Ach! was habe ich angerichtet!« klagte Lilli, sich abwendend.

Die Strafpredigt, die dem Professor zugedacht war, milderte und verkürzte sich doch in seiner wirklichen Gegenwart ganz bedeutend. Die spitzesten Wendungen, die er hatte zu hören bekommen sollen, blieben fort, nachdem er in gewohnter Weise ihre Hand geküßt und nach ihrem Befinden gefragt hatte. Freilich war darauf die Erklärung gefolgt, daß sie sich seit einigen Stunden sehr unwohl fühle, und daß er es diesmal zu verantworten habe, wenn ihr altes Nervenleiden wieder mit ganzer Stärke vorbreche, aber die Worte kamen doch nicht so strenge

heraus, daß er nicht hätte wagen dürfen, sein jedenfalls ganz unwissentliches Versehen mit übertriebenem Eifer zu entschuldigen und sich zugleich als Arzt anzubieten. »Sie habe kein Vertrauen mehr zu seiner Kurmethode,« antwortete sie und kam nun nach einer kurzen Einleitung über das Vertrauen, das man ihm in diesem Hause geschenkt habe und das durch ihn zu ihrem aufrichtigen Bedauern in arger Weise getäuscht sei, zum Hauptpunkt. »Sie werden keine weitere Begründung meines Urtheils fordern,« sagte sie, »wenn ich Ihnen diesen Brief überreiche, den Ihnen eigentlich Lilli überreichen sollte, und der durch einen Zufall in meine Hände fiel. Sie sehen, ich weiß alles.«

Auch er wußte nun alles. Aber wenn sie von ihren Worten eine niederschmetternde Wirkung erwartet hatte, so fand sich wenigstens auf dem Gesichte des Professors keine Spur davon ausgedrückt. Im Gegentheil verbreitete sich über dasselbe eine fast schalkhafte Heiterkeit, als er mit einer leichten Verbeugung den Brief aus ihrer Hand nahm und seinen Dank aussprach. »Ich freue mich,« fuhr er fort, »daß der Zufall Ihnen eine Geheimbündelei aufgedeckt hat, die sehr wenig nach meinen Wünschen war. Ihnen, meine beste gnädige Frau, deren freundschaftliche Gesinnung mir außer Frage ist, würde ich mich sicher zuerst anvertraut haben, wenn ich Ihnen nicht gerade in diesem Falle die Rücksicht schuldig gewesen wäre, zu schweigen. Käthchen war Ihr Gast, Sie können mir's unmöglich verargen, wenn ich mich hütete, Sie in die

traurige Alternative zu versetzen, entweder aus Freundschaft für mich unsere geheime Protektorin zu werden, oder – mir Ihr Haus zu verbieten.«

»Aber daß so etwas überhaupt geschehen konnte –!« eiferte sie, durch seine Ruhe nur noch mehr geärgert. »Mein Himmel! wenn ich bedenke, welcher Gefahr ich mein eigenes Kind aussetzte!«

»Welcher Gefahr?« fragte er, sie groß ansehend. »Ich hoffe, Sie hätten gegen mich wenig einzuwenden gehabt, wenn ich Ihnen eines Tages zu bekennen gehabt hätte, daß ich Lillis Herz gewonnen habe und um ihre Hand anhalte – es müßte sich denn Ihre gute Meinung von mir plötzlich sehr geändert haben.«

»Mein Herr,« fuhr sie auf, »eine solche Kombination ist mir wirklich bisher nicht in den Sinn gekommen.«

»Sehr natürlich!« bestätigte er lächelnd. »Sie hatten ja über Lillis Hand bereits verfügt und konnten mich unmöglich in Verdacht haben, Ihre Pläne kreuzen zu wollen. Nehmen Sie aber an, daß Käthchen Ihre Tochter gewesen wäre –«

»Das ist unstatthaft, mein Herr,« unterbrach sie. »Nicht wie ich vielleicht in meiner Gutherzigkeit die Sache angesehen hätte, sondern wie Frau Amberger sie angesehen hat, ist entscheidend. Dieser Briefwechsel wird hinter ihrem Rücken geführt, er geht durch die Hand meiner Tochter – das bestimmt mein ferneres Verhalten.«

Er öffnete seine Briefftasche, legte Käthchens Schreiben hinein und nahm zugleich einen anderen Brief in ebenso kleinem Couvert heraus. »Darf ich Sie bitten, gnädige

Frau,« sagte er, indem er ihr denselben hinhielt, »auch über diese Schmuggelwaare zu verfügen, als ob der Zufall sie Ihnen in die Hand gespielt hätte?«

»Sie wollen mir zumuthen, Herr Professor –?«

»Durchaus nicht, daß Sie diesen Brief an Fräulein Lillis Stelle Käthchen einsenden sollen – Gott bewahre! Aber ich autorisire Sie hiermit feierlich zu einem Verrath unserer Liebesintrigue. Wenn Sie diesen Brief Frau Amberger zugehen lassen und dabei Ihrer Entrüstung über dieses jetzt erst entdeckte Versteckspiel einen möglichst vollen Ausdruck geben, so wird nicht der mindeste Zweifel an Ihrer Unschuld zurückbleiben. Vielleicht findet sich noch so viel Platz auf dem Briefbogen, um großherzig genug am Schluß, oder auch nur am Rande beizufügen, daß der Professor Schönrade doch eigentlich, abgesehen von diesem Frevel, gar kein schlechter Mensch sei, und daß man es ihm eigentlich nicht übel nehmen könne, wenn er an ein Mädchen wie Katharina Amberger sein Herz verloren habe.«

Damit traf er es nun bei der Kommerzienrätthin gar nicht richtig. »Sie scheinen die Angelegenheit sehr scherzhaft zu nehmen,« antwortete sie pikirt. »Ich bedaure, in diesem Falle nicht mitlachen zu können.«

Er verschloß den Brief wieder und stand auf. »Binnen wenigen Wochen,« sagte er sehr ernst, »hoffe ich eine Verlobungsanzeige in Ihrer Marmorvase zu sehen, gegen deren Legalität nichts einzuwenden sein wird. Bis dahin

–«

»Haben wir wohl schwerlich auf das Vergnügen Ihres Besuches zu rechnen,« fuhr sie fort, »da ja Briefe von und an Fräulein Katharina Amberger hier nicht mehr auszuwechseln sein werden.«

Er strafte sie durch einen Blick des vollsten Verständnisses ihrer Worte, dem sie nicht Stand zu halten vermochte. Dann schien er deshalb aber mit sich selbst unzufrieden zu sein, und in dem früheren leichten Tone schloß er, ihr die Hand bietend: »Scheiden wir als gute Freunde, gnädige Frau.«

Die Kommerzienrätin wendete sich schmollend ab. Er zuckte die Achseln, verbeugte sich tief und ging. Sollte sie sich persönlich verletzt fühlen? fragte er sich.

Jedenfalls war es ihm gar nicht, unlieb, daß nun offen gehandelt werden mußte. Auf die Diskretion der erzürnten Dame war nicht zu rechnen.

In der That nicht! Sie war zu empfindlich gekränkt worden, um bei der günstigen Gelegenheit, die sich schon am nächsten Vormittage bot, durch Schweigen schonen zu können. Madame Feinberg machte mit Sidonie einen Besuch, dessen Absicht nicht lange verborgen blieb. »Wissen Sie denn schon das neueste, meine liebe Kommerzienrätin?« fragte die Mama, »der Professor Schönrade – ha, ha, ha ...«

»Ist verlobt,« fiel die Rätin ein, um möglichst rasch zuzukommen.

»Und heimlich –« fügte Sidonie hinzu. »Ein sehr jugendliches Vergnügen!«

»Sie sind ja seine intime Freundin, meine Beste,« holte Madame Feinberg weiter aus, »und werden sicher wissen, mit wem? Oder sollte er auch Ihnen gegenüber –? hi, hi, hi ...«

»Man kann Leute dieser Art schwer hindern, sich den Anschein eines vertrauten Umganges zu geben,« bemerkte die Rätthin verweisend. »Uebrigens sollten wir doch lieber die gute Amberger bedauern –«

»Frau Amberger?«

»Nun freilich! Es kann ihr doch nicht angenehm sein, daß Käthchen sich, noch dazu in einem fremden Hause, auf solchen heimlichen Handel eingelassen hat, den man vielleicht einer Gouvernante . . . Aber was ist Ihnen, mein Fräuleins Sie werden ja plötzlich todtenbleich?«

»O nichts – es ist nichts,« versicherte Sidonie, sich auf einen Stuhl niederlassend. »Die schwüle Luft . . . ich wachte schon mit Kopfschmerzen auf.«

»Ja, das kann ich bezeugen,« bestätigte die Mama, die mit ihrer Tochter einen vielsagenden Blick gewechselt hatte und wenig aufgelegt war, das frühere Thema weiter zu verhandeln. Katharina Amberger des Professors Braut! Das war eine Enthüllung, die viel zu denken gab und jedenfalls erst zwischen Mutter und Tochter unter vier Augen besprochen werden mußte.

Die Visite wurde wegen Sidoniens Unwohlsein abgekürzt. Noch denselben Tag ging ein Brief an Herrn Banquier Ignaz Feinberg aus dem Hotel ab.

Käthchen hatte aus München geschrieben. Es sei sehr wahrscheinlich, berichtete sie, daß ihre Mutter nicht

nach der Schweiz, wie anfangs beabsichtigt, sondern über den Brenner nach Italien gehen werde. Philipp scheine sich in Florenz festsetzen zu wollen; er habe wieder so wunderlich geschrieben, daß man gar nicht klug daraus werden könne. Das sei wohl für sie bestimmend gewesen, die Reise weiter auszudehnen. In einer Nachschrift sagte sie: »Ich würde Dir gewiß nicht weniger gut sein, mein Theuerster, wenn Du mir erlauben wolltest, diesen Brief meinen letzten sein zu lassen, bis wir keinen geheimen Agenten zur Beförderung weiter brauchen. Es beschwert mein Gewissen mehr, als ich bisher gestehen wollte, so unaufrichtig gegen meine Mutter handeln zu müssen, der ich zwar gerade heraus gesagt habe, daß ich Dich immer und ewig lieben werde, die aber doch nicht glaubt, daß ich es Dir selbst noch fast täglich wiederhole. Bedarf es dessen unter uns? Ueberlege und entscheide!«

Es freute ihn, daß sie so gleichsam den Ereignissen entgegenkam. Er durfte annehmen, daß Lilli ihr darüber Nachricht geben werde, auch wenn er sie nicht dazu veranlaßte, aber auch selbst mußte er ihr noch einmal sein Einverständniß kundgeben, um sie ganz zu beruhigen. Es blieb ihm noch ein allerdings weiter Umweg übrig, auf dem ein Brief zu ihr gelangen konnte, und er wählte ihn jetzt unbedenklich, da ihm die Zeit gekommen schien, sich vor Frau Barbaras Ankunft in Florenz einen wichtigen Bundesgenossen zu sichern. Philipp mußte endlich erfahren, mit welchen Hoffnungen er sich trug. Daß der ehrliche Mensch in jedem Falle sein Billet an Käthchen besorgen werde, war ihm außer Zweifel.

Aber auch seinem Vater gegenüber durfte er jetzt weiter keinen Rückhalt haben. Es war ihm Herzensbedürfniß geworden, sich demselben völlig zu erschließen, und er benutzte dazu die erste günstige Stunde, in der Kunibert sie allein ließ.

Der Graf faßte ihn beim Kopf und küßte ihn herzlich. »Nun weiß ich, daß Du einen Vater hast,« sagte er frohgelaut. »Meinen Segen habt Ihr natürlich, Kinder, und ich hoffe, daß der liebe Gott ihn honoriren wird, aber dabei soll es doch nicht bewenden. Man macht Dir Schwierigkeiten, die sich freilich mit Professorenweisheit schwer werden überwinden lassen. Aber wir haben ja zum Glück noch andere Mittel an der Hand. Berathen wir, mein Junge, was zu thun ist.«

»Bei Frau Barbara Amberger wird der Freiherr von Höneburg, den ich im übrigen möglichst wenig zu incommodiren gedenke, gut aufgenommen werden, meine ich,« bemerkte Xaver, »und daß er ein armer Freiherr ist, hat da nicht gerade viel zu bedeuten. Aber Moritz kommt meinerwegen in die allerschwierigste Lage.« Er schilderte die Verhältnisse und schloß: »Mein ganzer freiherrlicher Besitz ist, wenn Du wirklich Dein Geschenk nicht widerrufst, die Höneburg. Sie ist leider nicht einmal mehr fest genug, ihn darin gegen den Ansturm seiner Gläubiger zu vertheidigen, wenn die Feinbergs ihn zu ruiniren beschließen.«

Der Graf rieb sich die Stirne. »Deutete ich Dir nicht schon an,« sagte er nach einigem Nachdenken, »daß die Höneburg unter Umständen ein sehr werthvolles Objekt

werden kann? Man braucht nahe der Stadt ein großes Terrain zum Bahnhof, zu Güterschuppen und Werkstätten. Du gibst es her und kannst Deinen Preis stellen. Was an Grund und Boden übrig bleibt, wird in wenigen Jahren vollständig bebaut sein; die unmittelbare Nähe des Bahnhofes und des Flusses muß den Werth der Baustellen steigern. Vorbedingung ist freilich ein bequemer Zugang von der Stadt her. Da bekommt nun Herr Moritz Amberger Beschäftigung. Er muß im geheimen die sämtlichen Häuser auf der rechten Seite der engen Straße aufkaufen, die nach dem grünen Thore führt – die Preise werden sich, wenn er geschickt verfährt, ziemlich gering stellen. Das alte Gemäuer wird in den Graben gestürzt und gibt einen festen Uebergang an Stelle der Brücke, die ja jetzt nicht mehr gegen die Freiherren von Höneburg zu vertheidigen nöthig ist. Dann habt Ihr das Geschäft in der Hand. Amberger verbreitert die Straße und behält noch Raum, eine brillante Kaufhalle herzustellen, deren Läden hier eine sehr hohe Miethe tragen müssen die Häuser stehen ja sämtlich mit den Giebeln nach der Straße und haben erhebliche Tiefe. Braucht Ihr Kapital, so steht mein Banquier und schlimmstenfalls mein Kredit zu Diensten. Aber das ist noch nicht genug. Es hindert uns, wenn ich's recht überlege, auch nichts, das ganze Eisenbahnunternehmen selbst in die Hand zu nehmen. Natürlich ohne die Feinbergs! Es gibt Geldleute genug, die sich mit Vergnügen betheiligen werden, wenn sie die Wege so geebnet sehen. Es ist wahrlich Zeit, daß die ehrlichen Leute sich mit Gründungen abgeben, die

etwas für den allgemeinen Nutzen versprechen. Die Eisenbahn ist anerkanntes Bedürfniß – bauen wir sie!«

Xaver folgte dieser Auseinandersetzung mit gespannter Aufmerksamkeit und zugleich mit Verwunderung. »Ich bin überrascht,« sagte er, »in dem Grafen von Gleichenau ein Finanzgenie zu entdecken. Wie in aller Welt kommst Du zu diesen Plänen, die in der That so aussehen, als ob sie realisirt werden könnten?«

Der Graf lächelte. »Ich will ehrlich sein,« antwortete er, »und gestehen, daß sie nicht in meinem Kopfe aufgewachsen sind. Ich möchte ihnen gerade deshalb um so mehr Vertrauen schenken. Die projektierte Eisenbahn, die nicht nur merkantil, sondern auch strategisch von großer Wichtigkeit sein soll, hat einen warmen Vertreter in einem Ministerialrath, der mir ein sehr lieber Freund ist. Er ist aus der Gegend zu Hause, durch welche die Bahn geführt werden soll, hat noch jetzt dort Verwandte angesessen, kennt die Verhältnisse ganz genau und interessirt sich daher nicht nur für das Unternehmen, sondern ist auch im Stande, die Mittel und Wege anzugeben, wie es zu fördern ist. Er ist in allen Finanzsachen sehr erfahren und dabei, was in heutiger Zeit nicht unerwähnt zu bleiben verdient, grundehrlich. Ich weiß, daß seitens des Kommittees von Börsenleuten, das sich nur kürzlich noch mit dem Projekte ernstlich beschäftigte, Bestechungsversuche gemacht sind, die einen weniger gewissenhaften Menschen wohl hätten in seiner Pflicht beirren können; er hat lediglich sachlich die Vorlagen geprüft und die Befürwortung bei seinem Chef verweigert, da er leicht

durchschaute, daß es sich um eine Gründung handeln sollte, bei der sich die Gründer vornehmlich selbst im Auge hatten. Er suchte mich, während er mir jede Verbindung mit jenen Herren entschieden abrieth, zu bewegen, die Sache mit anderen Geldleuten, die er mir zuführen wollte, selbst in die Hand zu nehmen, und entwickelte mir in ziemlich detaillirten Linien seinen gewiß vortrefflichen Plan. In meiner damaligen Stimmung hatte ich natürlich für dergleichen keine Gedanken und lehnte jede Betheiligung ab. Heute bin ich ein ganz anderer Mensch. Wenn Du also willst, lade ich den Ministerialrath morgen zu Tische, stelle Dich ihm vor und bitte ihn, Dich in alle Einzelheiten des Planes einzuweißen. Du wirst ihn sehr erfreut finden über die Aussicht, ihn seiner Verwirklichung näher treten zu sehen; und was von einem pflichttreuen Staatsbeamten zur Forträumung aller Hindernisse geschehen kann, geschieht gewiß. Deine Bücher wirst Du freilich für einige Zeit zuklappen und Dein Kolleg schließen müssen.«

Xaver war durchaus einverstanden. Er sprach nur sein Bedenken aus, ob sich das große Kapital zu einem wirklich reellen Unternehmen so leicht engagiren lassen werde. Auch darüber wußte ihn der Graf zu beruhigen. »Selbst Dein Bekannter,« sagte er, »der Kommerzienrath Wiesel, ist, wie ich aus derselben Quelle weiß, in letzter Zeit sehr vorsichtig geworden. Er hat sich von den Feinbergs nicht das Netz über den Kopf werfen lassen, ist aber

übrigens sehr geneigt, sich für Spekulationen zu interessieren, die ›oben‹ gebilligt werden. Zudem steht unter derselben Voraussetzung englisches Kapital zur Verfügung. Da ist, wenn ich die Firma recht im Gedächtniß behalten habe, ein Haus Fairfax & King in London –«

»Fairfax?« unterbrach der Professor. »So heißt des Kommerzienraths künftiger Schwiegersohn. Er ist mir befreundet.«

»Um so besser!« rief der Graf. »Da ließen sich also schon Fäden anknüpfen, für deren Haltbarkeit man nicht besorgt zu sein brauchte. Also Feinde ringsum, aber auch Freunde in der Nähe! Ich selbst bin bereit meinen guten Namen einzuwerfen; er hat in solchem Falle den Werth einer großen Aktienzeichnung. Morgen also tagt das Triumvirat!«

So geschah es. Der Geheimerath zeigte sich ganz so kenntnißreich und wohlwollend, wie ihn der Graf geschildert hatte. Das nächste, was zu thun sei, führte er aus, bleibe immer der Ankauf aller der Grundstücke in der Stadt, die fortgeräumt werden müßten, um der Regierung einen gefahrlosen Verkehrsweg zu garantiren. Dazu gehöre denn auch das Thor, die Brücke, ein Theil des Grabens und der Anger jenseits desselben bis zu dem zur Höneburg gehörigen Lande, worüber wahrscheinlich allein der Magistrat zu disponiren haben werde. Auch die Ziegelei vor dem Thore werde angekauft werden müssen, damit man hinterher freie Disposition über das ganze Terrain habe. Es verstehe sich von selbst, daß alle diese Erwerbungen nur dann zu angemessenen Preisen zu

machen seien, wenn der Zweck möglichst lange Geheimniß bleibe. Er wolle inzwischen hier alles so weit vorbereiten, daß die Konzession ohne Verzug nachgesucht werden könne, sobald man dort fertig sei. Er rieth, Xaver solle auch jetzt noch nicht als Freiherr von Höneburg auftreten, sondern in dieser Eigenschaft eine Vollmacht auf den Professor Schönrade ausstellen, auf Grund deren er dann bei der Identität der Personen für sich selbst erwerben könne, ohne sich zu früh zu exponiren. Es könne nicht sonderlich auffallen, wenn er die Ziegelei für den Freiherrn erwerbe, an dessen alten Besitz sie grenze; man könne ohne Schaden etwas von einer Fabrik verlauten lassen, zu welcher derselbe die Ruine auszubauen gedenke. Damit motivire sich denn auch vorläufig das Projekt der Beseitigung der Brücke und des Thores. In der Stadt selbst müsse Moritz Amberger alles Nöthige besorgen und so dem Freunde in die Hand arbeiten.

Man konferirte lange und wiederholt, bis Schönrade endlich völlig informirt zu sein glaubte. Er versah sich mit allen erforderlichen Papieren und reiste ab.

XX.

In dem großen Ambergerschen Hause blieben die Fenstervorhänge der oberen Etage geschlossen, seit Frau Barbara diese Räume verlassen hatte. Moritz schränkte sich auf die Zimmer neben dem Geschäftslokale ein, die wir schon kennen. Er war in denselben jetzt sehr viel häufiger anzutreffen, als bei seiner früheren Lebensweise, die durch den unruhigen Verkehr mit dem Feinbergschen

Hause bedingt war. Wer ihn in seinem Bureau hinter der Wechslerstube in die großen Bücher vertieft oder an der Börse auf- und abgehen sah, hätte sich einbilden können, er müsse plötzlich zehn Jahre älter geworden sein, so viel ernster und gesetzter war er geworden. Er selbst wußte am besten, was mit ihm vorgegangen war und warum er sich keinem Menschen vertrauen konnte.

Was der Professor ihm gesagt hatte, wollte ihm nicht aus dem Sinn. Es war doch die Wahrheit, der er einmal ins Gesicht hatte sehen müssen, und nun fand sich kein Schleier dicht genug, sie wieder ganz zu verdecken. Seit Sidoniens Abreise fühlte er sich entschieden freier, zu selbständigen Entschlüssen aufgelegter. Wie er Schönrade kennen gelernt hatte, war von ihm nichts zu befürchten, und sollte Sidonie durch ihn eine Demüthigung erfahren, wie sie sich empfindlicher kaum denken ließ, so war sie ihr wohl zu gönnen und kam ihm selbst vielleicht zu Statten. Es gab aber Stunden, in denen er an ihre Rückkehr zu ihm überhaupt nicht mehr glaubte, und dabei war ihm gerade am wohlsten zu Muthe. Er gestand sich dann mit Freuden, daß er von Hause aus ganz andere Neigungen habe, als in die er durch das Verhältniß zu Sidonie hineingezwungen worden, daß es ihm an dem leichten Blute fehle, sich's in der Welt wohl sein zu lassen, wenn nur immer ein Vergnügen das andere ablöse, und daß er auch viel zu wenig geistige Beweglichkeit besitze, um dem zerflatternden Leben einen witzigen Gehalt zu geben und so über sein eigenes Behagen daran sich und andere zu täuschen. Er konnte seufzen wie ein krankes

Mädchen, daß sein Herz so ganz leer sei und allezeit so leer bleiben solle.

Er nahm sich wieder seines arg vernachlässigten Geschäftes an, führte einen Theil der Korrespondenz selbst, revidirte seine Bücher und überzeugte sich, daß seine Abhängigkeit von Feinberg noch viel größer sei, als er's Schönrade angedeutet hatte. Dabei konnte ihm nicht entgehen, daß sein erster Buchhalter und Prokurist mehr im Interesse seines künftigen Schwiegervaters, als in dem seines Prinzipals gehandelt hatte, vielleicht durch Vortheile bewogen, die ihm von jener Seite hinter seinem Rücken zugewendet waren. An eine augenblickliche Entfernung ließ sich nicht denken, aber er beobachtete ihn nun doch genauer und machte in wichtigeren Fällen seinen Willen geltend. Feinberg merkte sofort die Aenderung und richtete danach sein Benehmen ein; nicht gerade in der zartesten Weise gab er ihm zu verstehen, daß er ihn nicht weiter brauche und daß es ihn wenig Ueberwindung kosten werde, den Geschäftsfreund seinem Schicksal zu überlassen.

Sidoniens Absagebrief machte diesem schwankenden Zustande ein Ende. Er vermehrte seine Sorgen, aber der Würfel war nun doch einmal gefallen, und es ergaben sich daraus ganz bestimmte Zahlen, mit denen gerechnet werden mußte. Freilich sagte Sidonie nicht gerade heraus, daß sie ihm sein Wort zurückgebe; sie brauchte diplomatische Wendungen, um sich für alle Fälle eine Hinterthür offen zu lassen, sprach von Zweifeln, die

in ihr aufgestiegen seien, ob sie beide bei ihren so verschiedenen Charakteren in der Ehe das gesuchte Glück würden finden können, verlangte eine längere Bedenkzeit und reservirte sich inzwischen die Freiheit, »nach innerstem Bedürfnisse« handeln zu dürfen. Das hieß, er solle sich, wenn er es so wünsche, auch ferner für gebunden halten, ihr aber keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie über sich anders verfüge. Diese Zumuthung trieb ihm das Blut ins Gesicht; er antwortete umgehend ganz kurz, daß er das Verhältniß als gelöst betrachte.

Nun mußte er freilich erwarten, daß Ignaz Feinberg ihm die Geschäftsverbindung kündigte, aber dessen Benehmen gegen ihn änderte sich an den folgenden Tagen nicht. Moritz blieb im Zweifel, ob der schlaue Börsenmann für gut fand, zur Zeit noch das Familienzerwürfniß zu ignoriren, oder ob er von Frau und Tochter diesmal ohne Information gelassen war. Seine Situation blieb jedenfalls eine höchst peinliche, da er guten Grund hatte, im letzteren Falle seinerseits nicht eine Aufklärung zu provoziren. Seine Stimmung wäre noch viel übler gewesen, wenn seine Gedanken nicht gerade jetzt eine Beschäftigung erhalten hätten, die sie von der Börse weit abführten.

Als er nämlich eben seinen Brief an Sidonie geschlossen und couvertirt hatte, wurden ihm zwei Damen oder Frauen vom Lande gemeldet. Er glaubte nicht anders, als daß sie bei ihm, wie sich das häufig ereignete, eine Sparanlage einzahlen wollten, und ließ sie deshalb an seinen Buchhalter verweisen. Aber sie schickten die Antwort

hinein, daß sie den Herrn selbst sprechen müßten. Er bat also, nicht gerade im freundlichsten Tone, einzutreten.

Die Eintretenden, eine ältere Frau und ein junges Mädchen, waren ihm ganz unbekannt. Nach städtischer Weise gut, aber sehr einfach gekleidet, konnten sie den Diener leicht in Verlegenheit bringen, ob er sie Damen oder Frauen zu tituliren habe. Die ältere stellte sich als Wittwe Vogelstein vor. Sie habe mit ihrer Tochter Geschäfte in der Stadt gehabt und dabei die Gelegenheit benutzen wollen, einen Brief abzugeben, der ihnen aus Italien zugegangen sei. Sie legte auf das Wort Italien einen gewissen Nachdruck, als ob sich daraus schon die Wichtigkeit des Briefes und die persönliche Abgabe desselben von selbst motivirte. Moritz erkannte sofort seines Bruders Philipp Handschrift in der Adresse. »Stehen Sie mit meinem Bruder in Verbindung?« fragte er überrascht, indem er zugleich das sehr hübsche junge Mädchen mit einem vielsagenden Blicke musterte. Sollte Philipp hier in der Nähe ganz im geheimen etwas angebändelt haben? dachte er bei sich; sein Geschmack wäre wenigstens zu loben.

»Wir kennen Herrn Amberger gar nicht,« antwortete die Frau, »aber er wohnt in Florenz bei Verwandten von uns, die sich kürzlich unserer erinnert haben, und hat deshalb den Brief eingelegt und bitten lassen, daß wir ihn selbst abgeben möchten. Mein verstorbener Mann hatte einen älteren Bruder, der als junger Mensch in die Fremde gegangen ist. Er hat in Italien geheirathet und besitzt jetzt, wie er an den Vater schreibt, ein Hotel in Florenz,

scheint auch zur Wohlhabenheit gelangt zu sein. Es hat sich nun so getroffen, daß Herr Philipp Amberger bei ihm einkehrte, und daß sie auf dessen Heimat zu sprechen kamen, und daß sich dabei ermittelte, wie mein Schwager ganz in der Nähe dieser Stadt geboren sei. So haben sie sich denn als Landsleute erkannt, und mein Schwager hat Ihren Herrn Bruder in seine Familie gezogen, und was da weiter geschehen ist, sagt Ihnen vielleicht dieser Brief.«

»Den eigentlich der Großvater überbringen sollte,« setzte Lena hinzu. »Aber der alte Mann geht nicht mehr nach der Stadt, und er hatte auch Bedenken, weil –«

»Weil er nicht wußte, wie die Familie es aufnehmen würde,« ergänzte wieder Frau Vogelstein. »Mein Schwager hat nämlich Andeutungen gemacht, die kaum mißzuverstehen sind. Er hat eine Tochter –«

»Ah! Und diese Tochter –?« fiel Moritz ein, dem plötzlich ein Licht darüber aufging, weshalb Philipp sich gar nicht von Florenz trennen konnte.

»Diese Tochter ist nach ihrer Photographie ein bildschönes Mädchen,« bemerkte Lena, »und der Vater ein wohlhabender Hotelbesitzer. Da wär's ja doch nichts Unerhörtes –«

»Still, still, Lena!« unterbrach die Mutter. »Ueber so etwas sind die Meinungen immer verschieden. Freilich hat es einmal in dieser Stadt reiche Handelsherren gegeben, die den Namen Vogelstein in Ehren führten und, wie der Großvater erzählt, mit den Herren Amberger zusammen im Rathe saßen. Aber die Zeiten haben sich geändert, sehr geändert, und wir verdienen jetzt unser Brot mit

der Gärtnerei, und man weiß hier nicht einmal, daß wir überhaupt auf der Welt sind.«

»Dabei bleiben wir doch immer, was wir sind, Mutter,« beruhigte das Mädchen, sich stolz aufrichtend.

Das gefiel dem jungen Kaufmann, dessen eigenes Selbstvertrauen in letzter Zeit nicht wenig gewachsen war. »Erlauben Sie, daß ich diesen Brief in Ihrer Gegenwart lese?« fragte er, sie freundlich ansehend.

»Das wäre uns das liebste,« antwortete die Wittwe, »dann wüßten wir sogleich, woran wir wären und was wir nach Florenz zu schreiben hätten.«

Moritz, nun doch wirklich neugierig, riß das Couvert auf. Der Brief darin war kaum eine Seite lang, aber er war nicht so bald gelesen. Wenigstens wollte der Inhalt überdacht sein, bevor eine Aeüßerung darüber angemessen schien. Das Gesicht des Lesenden lächelte beim ersten Aufblicke und konnte ein: Dacht' ich's doch! ausdrücken; dann wurde es sehr ernst, und zuletzt lächelte es wieder, aber nicht verschmitzt wie früher, sondern eher etwas verlegen. »Mein Bruder zeigt mir an,« sagte er endlich, »daß er sich förmlich verlobt habe – verlobt mit Signora Lucia Uccello zu Florenz«

»Uccello und Vogel ist derselbe Name,« bemerkte das Mädchen, ihn scharf beobachtend. »Vogel oder Vogelstein – es kommt darauf in Italien nicht an.«

Moritz nickte. »Signora Lucia ist Ihre Cousine, mein Fräulein, ich verstehe das wohl; und ich würde sagen,

daß ich sehr erfreut wäre, in Ihnen eine so nahe Verwandte der Braut meines Bruders zu begrüßen, wenn ich wüßte –«

Lena sah ihn mit ihren großen Augen so erwartungsvoll an, daß er die seinen unwillkürlich senken mußte. »Wenn ich wüßte,« fuhr er leiser fort, »welchen Eindruck diese Nachricht auf unsere Mutter üben wird, die sich gerade auf Reisen befindet. Sie können sich vorstellen,« wandte er sich an Frau Vogelstein, »daß diese Verlobung sie aufs äußerste überraschen muß und daß sie sich schwerlich in der Lage finden wird, ihre Zustimmung früher zu geben, als sie alle näheren Umstände geprüft hat.«

»Sehr natürlich,« bestätigte die Wittwe. »Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn er seine Frau Mutter erst gefragt hätte, damit hinterher kein Streit und Leid in die Familien käme.«

»Dann wäre er gar kein Mann gewesen!« entschied Lena. »So einen Bräutigam könnte sich Lucia wünschen, der erst bei seiner Mutter anfragte, ob er ihr gut sein dürfe!«

Frau Vogelstein, die sich bei der ganzen Verhandlung der größten Ruhe befleißigte, warf ihrem vorlauten Töchterchen einen verweisenden Blick zu. »Verzeihen Sie,« sagte sie, »die Mädchen vom Lande verstehen das nicht besser, und meine Lena ist mit ihrem Urtheil immer gleich schnell heraus. Aber ich weiß wohl, wie es in vornehmen Häusern zugeht, ich habe selbst in einem solchen vor meiner Verheirathung eine Stelle gehabt, und es wundert mich gar nicht, daß Sie zuerst an Ihre Frau Mutter denken, da ja Ihr Herr Vater nicht mehr lebt. Wir

selbst kennen, wie gesagt, unsere Verwandten in Italien nicht und richten uns nur nach dem Briefe; aber wenn der Schwager seinem Vater und Bruder nicht ganz unähnlich ist, so muß er wohl ein braver Mann sein, dem man Vertrauen schenken kann.«

»Und wenn Frau Amberger ihren Sohn kennt,« fügte das Mädchen hinzu, »so muß sie ja wohl auch vertrauen, daß er keine schlechte Wahl treffen wird.«

»Sie haben ganz recht, mein Fräulein,« sagte Moritz, »es sollte gewiß so sein. Was mich selbst betrifft, so habe ich natürlich meinem Bruder keine Vorschriften zu machen. Er schreibt mir auch ganz resolut, daß jeder Einspruch vergeblich sein würde, und ich kenne seine Festigkeit, wenn er sich einmal zu etwas entschlossen hat, wozu er immer Zeit braucht. Glaubt er da sein Glück zu finden, so soll es mich freuen, wenn er sich nicht täuscht. Daß ich ihm als Kaufmann eine reiche Partie gewünscht hätte, mögen Sie mir nicht verdenken.«

»Ich meine, Herr Philipp Amberger ist reich genug,« bemerkte Lena wie verwundert, »um es auf Geld nicht absehen zu dürfen.«

Moritz hob kaum merklich die Achseln und zuckte mit den Lippen. »Nehmen wir das an,« sagte er nach einer Weile. »Ein Kaufmann freilich – und Philipp ist Kaufmann, wenschon mehr dem Namen nach – ein Kaufmann hat seinen Besitz selten so fest, daß er ihn nicht über Nacht verlieren könnte.« Er schien zu überlegen, ob er mehr sagen solle und dürfe. Dann reichte er Frau Vogelstein die Hand und nickte dem jungen Mädchen,

das mit hochgerötheten Backen dasaß, freundlich zu. »Es hätte in diesem Falle vielleicht nicht einmal viel zu bedeuten, wenn so etwas passirte,« fuhr er fort; »Philipp ist ein Philosoph, und ich glaube, er könnte auch wie Diogenes in einer Tonne ganz zufrieden leben, wenn es sein müßte. Ob aber die schöne Lucia eben so geneigt wäre, auf des Lebens Freuden zu verzichten, das müssen wir wohl allerseits dahingestellt sein lassen.«

Er erkundigte sich nach der Wohnung des Gärtners Vogelstein und war nicht wenig verwundert, die Ruine der Höneburg nennen zu hören. »In dem alten Raubneuste hausen die Damen?« rief er ganz jovial. »Dagegen ist ja des Diogenes Tonne eine gemüthliche Villa zu nennen! Ich bildete mir wahrhaftig ein, in dem wüsten Steinhau fen sei es selbst den Eulen zu schauerlich, und nun birgt er gar einen Schatz –«

Frau Vogelstein seufzte schwer; Lena blickte ihn aber so ernst und fest an, daß er nicht mit der leichten Galanterie zu schließen wagte, die ihm auf den Lippen schwebte. »Ich bedaure Sie wahrhaftig,« äußerte er mit mitleidigem Kopfschütteln, gleichsam den Seufzer beantwortend.

»Wir sind aber gar nicht zu bedauern,« entgegnete das Mädchen. »So ein Haus in der Stadt, wie dieses etwa, nenne ich einen Steinhau fen. Es mag sich auch darin athmen und leben lassen, aber so frei und wonnig gewiß nicht wie in unserem traulichen Versteck, in das wir freilich niemand einlassen.«

»Niemand?« fragte Moritz, und es ging ihm dabei durch den Sinn, daß es sich wohl schicken möchte, wenn er sich in dem verwunschenen Schlosse einmal blicken ließe.

»Niemand!« antwortete das Mädchen, die Augenbrauen wichtig aufziehend und dabei um den Mund schalkhaft lachend. »Ein furchtbar böser Hund hält am Thore Wache, und wer den nicht zu besprechen versteht, kommt nicht hinein.«

»Lena!« berief Frau Vogelstein.

»Ist's denn noch keinem gelungen?« erkundigte sich Moritz eifrig, dem die Unterhaltung mit dem Burgfräulein immer mehr Vergnügen zu gewähren anfing.

»Hm, kürzlich einem Professor,« antwortete sie nach kurzem Bedenken; »der war aber auch ein sehr gelehrter Mann!«

»Wohl gar Professor Schönrade?« fragte er lachend. Sie nickte.

»Vor dem haben also selbst die bösen Hunde Respekt?« rief er. »O, ich kenne ihn und muß ihn einmal bitten, mich seine Zauberformel zu lehren.«

»Die läßt sich gar nicht lehren.«

»Der Professor wird doch nicht gar Sie selbst bezaubert haben?«

Lena stand auf. »Mein Herr –!«

»Hüten Sie sich vor ihm; er hat kein Herz mehr.«

Das Mädchen wandte unwillig den Kopf. »Das geht allein ihn an.«

»Leider auch mich,« seufzte Moritz. »Ah, es bleibt ja nun in der Verwandtschaft; er liebt meine Schwester.« Er erschrak über seine eigene Voreiligkeit, aber es war ihm zu Muthe gewesen, als ob er's voraussagen müßte, er wußte selbst nicht, weshalb.

»Ihre Schwester?« fragte Lena, offenbar freudig überrascht.

»Ach, es ist ein Geheimniß,« antwortete er, sich leicht auf den Mund schlagend, »und ich plaudere das so aus. Nun, bei Ihnen ist es gewiß sicher.« Es war ihm angenehm, zu bemerken, daß sie nicht die Farbe wechselte.

»So wissen Sie auch wohl, wer er eigentlich ist?« forschte sie, mit den Augen blinzelnd.

»Wer er ist? Nun, der Professor Xaver Schönrade – wer sonst?«

»Ja, *meine* Geheimnisse halte ich fester,« entgegnete sie. »Komm, Mama, unser Auftrag ist ausgerichtet – stören wir nicht länger.«

Frau Vogelstein verabschiedete sich förmlicher, während Lena schon nach der Thüre eilte. »Wir sehen uns bald wieder,« versicherte Moritz noch über die Schwelle hin.

Es war ihm, als ob er geträumt hätte. Wäre nicht Philipps Brief da gewesen, er hätte es wirklich geglaubt. Nun er allein war, überlas er ihn noch einmal und gab sich nicht weiter Mühe, dabei seine Empfindungen zu beherrschen. Der erste Eindruck war gewesen: Philipp hat einen dummen Streich gemacht; und diese Meinung gewann

auch jetzt wieder die Herrschaft. Er kannte seinen Bruder als einen ganz unpraktischen Menschen, er erinnerte sich, daß es stets schwer gelingen wollte, ihn in Damengesellschaft zu bringen, er hatte ihn oft ausgelacht, wenn er sich in solcher recht ungeschickt benahm. Der müsse ein alter Junggeselle werden, war fast zu einem Glaubenssatze bei ihm geworden. Und nun hatte er sich auf der Reise in einem Gasthause aller Wahrscheinlichkeit nach die unpassendste Partie ausgesucht, hatte sich durch ein hübsches Gesicht, das ihm von ungefähr in den Weg lief, blenden, durch die Künste einer Kokette bestechen lassen – es mußte so sein. Vielleicht dachte er gar nicht mehr an die Heimkehr, glaubte in Florenz die Zinsen seines Vermögens verzehren zu können, ließ sich für einen reichen Mann halten und richtete sich demgemäß ein: Die großen Geldforderungen paßten trefflich dazu! Und das alles reifte dort heran in derselben Zeit, in der sich sein eigenes Verhältniß zu Sidonie lockerte, seine anscheinend so wohl begründeten Hoffnungen auf eine reiche Partie den kläglichsten Schiffbruch litten, sein Geschäft in nächster Zeit einen Stoß auszuhalten hatte, der ganz unberechenbare Folgen haben konnte. Noch keine Stunde war vergangen, nachdem er Sidoniens Absage acceptirt und überboten hatte, und schon mahnte ihn dieser Brief seines Bruders, ernstlich zu überlegen, ob er auch noch an sich selbst denken und seine Freiheit wünschen dürfe.

Und welche sonderbare Fügung, daß der Mann, dessen Tochter Philipp mehrere hundert Meilen weit von

hier kennen lernte und liebte, gerade hier einen Vater haben mußte, um den er sich so lange wenig gekümmert zu haben schien, bis er gerade zur unschicklichsten Zeit mit seiner Verwandtschaft vortreten konnte. Er entsann sich nun wohl, gehört zu haben, daß in der Ruine ein Gärtner wohne, der ein sehr einsiedlerisches Leben führe; ja, es fiel ihm ein, daß er als Schulknabe mit anderen Schulknaben mitunter dem alten Bau einen Besuch abstatten, daß es dort aber wegen der großen Hunde nicht geheuer war und daß sich manchmal auch ein alter Mann sehen ließ, der mit dem Stocke drohte und sich alles Lärmen verbat. Es waren viele Jahre darüber vergangen, und jene schon ganz verblaßten Erinnerungen mußten erst wieder hervorgesucht werden, um an diese neuesten Entdeckungen anzuknüpfen. Der alte Vogelstein mochte ein sehr braver Mann sein – was wollte das für seine Mutter heißen? Philipp hätte gegen sie rücksichtsvoller handeln und den Signor Uccello bestimmen sollen, seine Familie auch ferner zu vergessen. Aber das sah ihm ganz ähnlich, an derlei Unzuträglichkeiten gar nicht zu denken!

So thürmten sich am ganzen Horizonte Wolken auf, und es war nichts fraglich, als wie schnell das Wetter von allen Seiten losbrechen werde.

Sonderbar! Bei allen diesen Sorgen kam ihm das hübsche Mädchen nicht auf den Gedanken, das so selbstbewußt und beinahe ein wenig keck für die Rechte des Herzens eingetreten war, an die er schon selbst zu glauben angefangen hatte. Diese Augen sprachen so lebhaft, daß es eine Freude sein mußte, sich mit ihnen zu unterhalten;

dieser rothe Mund konnte so schelmisch lachen, dieses Näschen sich so zierlich rümpfen. Sidonie erschien gegen diese kerngesunde frische Natur wie eine aufgeputzte und geschminkte Puppe, zumal jetzt, wo er den besten Grund gehabt hatte, sich über ihre Herzlosigkeit zu erzürnen. Das war abgethan; er begriff sich selbst kaum noch, wie er eine Verbindung mit dieser ›garstigen Kokette‹ hatte für möglich halten können. Daß er es seinem Bruder Philipp schuldig sei, in der Ruine einen Gegenbesuch abzustatten, war ihm schon am nächsten Morgen als eine zwingende Nothwendigkeit erschienen.

Er ließ nachmittags sein Pferd satteln und machte sich auf den Weg. Seit Sidoniens Abreise hatte der Gaul im Stall gestanden; er war ja eigentlich nur ihretwegen ein passionirter Reiter geworden, wie er ihretwegen noch ganz andere Modethorheiten mitgemacht hatte. Auch jetzt würde er lieber hinausgefahren sein, wenn es ihm nicht sehr zweifelhaft gewesen wäre, ob er für den Verdeckwagen überhaupt einen Weg finden könne. Auch wünschte er seine Leute nicht wissen zu lassen, daß er mit der Ruine Verkehr habe. Er ritt deshalb auch nicht auf dem kürzesten Wege durch das grüne Thor hinaus, sondern über eine entlegnere Brücke und am Stadtgraben entlang, bis er die Ziegelei vor Augen hatte. Sein Brauner war sehr munter und er mußte ihn fest im Zügel halten, um zu hindern, daß er kräftig austrabte. Das war um so nöthiger, als er nicht weit vom Flusse und der Ladestelle auf einen wenig betretenen Fußpfad abbiegen mußte,

der über die Haide in der Richtung nach der Ruine führte.

Er kam wohlbehalten bei den Anpflanzungen an, obgleich sein Pferd, dem der Weg ganz unbekannt und anscheinend etwas unheimlich war, oft scheute und sich von Zeit zu Zeit einen Seitensprung erlaubte. Bei der Aufmerksamkeit, die er selbst ungetheilt dem schmalen, sich durch das Haidekraut windenden Pfade zuwenden mußte, genirten ihn dergleichen Extravaganzen wenig. Dort aber hielt er es doch für das gerathenste, abzustiegen und den Gaul am Zügel durch den trockenen Graben zu führen; er spitzte bereits sehr verdächtig die Ohren.

Moritz schritt jenseits an der dichten Hecke entlang, bis er einen Einschnitt entdeckte, der ihn und das Thier durchlassen konnte. So kam er in den Garten und hatte nun die Seite der Ruine vor sich, in welcher sich die Pforte befand. Der Hund, der ihn bemerkt haben mußte, schlug an und sprang auf die Mauer. Gleich darauf rief aus dem Garten eine bekannte Stimme hinter der Baumschule her: »Wer ist denn da?«

Er wendete sich sogleich dorthin. Lena erschrak, als sie den Mann mit dem Pferde auf sich zukommen sah, lachte aber munter auf, so wie sie ihn erkannte. Sie hatte ein weißes Tuch leicht um den Kopf geschlungen, so daß es das Gesicht wie ein Hut gegen die Sonne schützte, und hielt eine Harke in der Hand, mit der sie eben das Unkraut zwischen dem Blumenkohl vorgezogen hatte. Sie lüftete eiligst das Band, das ihr Röckchen schürzte, nahm die Harke in den Arm und zupfte die Schleife am Tuche

zurecht. »Wie Sie einen aber auch erschrecken!« schmolle sie, während er Mühe hatte, das durch das Hundegekläff und das weiße Tuch des Mädchens scheu gewordene Pferd nach sich zu ziehen.

Er entschuldigte sich, so gut er konnte, aber Lena absolvierte ihn nicht so leicht. »So vornehme Herren aus der Stadt,« sagte sie, »müssen sich hübsch vierundzwanzig Stunden vorher anmelden, damit man sie nach Würden empfangen kann.«

»Aber sagte ich nicht gestern, daß wir uns wiedersehen würden?« wendete er ein.

»Und da sollten wir wohl errathen, daß Sie sich schon heute nach dem verrufenen Eulennest hinauswagen würden? Habe ich Ihnen nicht angekündigt, daß da niemand eingelassen werde?«

»Das reizte mich eben, zu versuchen, ob ich nicht eine Ausnahme verdienen könnte. Uebrigens treffe ich's gut, da ich Sie hier draußen überrasche. Sie können sich nun doch schon nicht in der Burg gegen mich verschanzen.«

»Ach, das will ich auch gar nicht,« erwiderte sie ernster. »Glauben Sie doch nur nicht, daß wir uns verstecken müßten, durchaus nicht.« Sie trat näher und klopfte dem Braunen, der noch immer unruhig schnaufte, den Hals. »Es ist übrigens recht freundlich,« fuhr sie fort und blickte ihm voll ins Gesicht, »daß Sie so bald dem Großvater die Hand zu schütteln kommen. Das wird ihm sehr lieb sein, denn er macht sich Sorgen um nichts. Um nichts, sage ich; denn mir scheint das nichts, daß Menschen die sich lieb haben, nicht zu einander passen sollten, weil

einer ein bischen mehr hat oder ist, als der andere. Da scheint mir schon bedenklicher, daß Lucia doch nur halb und halb eine Deutsche ist, vielleicht gar nicht einmal unsere Sprache spricht. Wenn sie die nun auch lernt, so muß sie doch immer erst alles, was sie sagen will, ins Deutsche übersetzen. Mit den Worten geht das noch; aber mit den Empfindungen –? Ich weiß nicht. Ich habe in der Schule auch Französisch und Englisch gelernt und könnte mich wohl zur Noth ausdrücken; aber wenn ich einmal mit den eingelernten Redensarten sagen müßte, recht was ich auf dem Herzen hätte, das müßte gar zu komisch klingen. Ihr Herr Bruder spricht wohl fertig italienisch?«

»Er müßte es denn in Italien gelernt haben,« antwortete Moritz lachend, »als er abreiste, war's damit sehr traurig bestellt.«

»Freilich, wenn man so hübsch ist wie Lucia,« berichtete Lena sich selbst, »dann braucht man sich am Ende nur anschauen zu lassen. Sie sollen ihr Bild sehen, *Ihnen* kann's ja nicht gefährlich werden.«

»Warum nicht?« fragte er. »Meinen Sie meines Bruders wegen?«

»Nun, Sie sind ja längst verlobt,« antwortete sie wegsehend und mit den zierlichen Fingern die Mähne des Pferdes kämmend.

Moritz biß sich auf die Lippe und klopfte mit der Spitze der Reitgerte seinen Fuß. »Das wissen Sie?«

»Das weiß ja doch die ganze Stadt und über so wichtige Dinge dringt die Kunde auch bis hierher.«

»Hm – und wenn ich nun versichere, ich bin nicht verlobt –?«

»Wie?«

»Wahrhaftig! Ich bin nicht verlobt.«

»Das wollen Sie mir einreden? Fräulein Sidonie Feinberg sollte nur hören –«

»Sie würde es bestätigen. Ich war mit jener Dame verlobt – allerdings! Und die Leute glauben noch jetzt – Mein Himmel! Es hat sich ja auch erst ganz kürzlich entschieden, daß wir eigentlich nie zusammengehörten – glauben Sie mir, nie! Deshalb ist mir auch so, als handle es sich um ein Längstvergangenes, und es erschreckte mich beinahe, als Sie sagten, ich sei verlobt.«

»Ja, das ist mir freilich etwas ganz Neues,« sprach sie mehr vor sich hin, als zu ihm. Sie schien zu bedenken, ob sie den Gegenstand ganz fallen lassen solle, der ihn vielleicht peinlich berührte; aber dann zuckte die Lippe wieder, als hielte sie nur ungerne etwas zurück. »Wissen Sie, daß ich mich darüber freue?« fragte sie endlich, den Kopf ein wenig zurückwerfend.

»Sie freuen sich darüber?« wiederholte Moritz verwundert und doch zugleich so froh, als wäre ihm etwas sehr Angenehmes gesagt.

»Ja – Ihretwegen, Herr Amberger,« bestätigte das Mädchen nickend. »Denn sehen Sie, da Ihr Bruder und meine Cousine doch nun ein Paar werden sollen, ist mir's am Ende nicht zu verdenken, wenn ich mich für die ganze Familie interessire, und zu der gehören Sie ja auch.«

»Im Gegentheil, im Gegentheil,« fiel er ein, »es ist sogar Ihre Pflicht, mein Fräulein, sich für alles zu interessieren, was den Namen Amberger führt.«

»Nun gut,« fuhr sie ganz ernst fort, »es mag so sein. Und da darf ich denn wohl sagen, daß mir Fräulein Sidonie Feinberg gar nicht gefallen hat, so selten ich sie auch gesehen habe. Die Leute sprechen auch nicht viel Gutes von ihr, nennen sie stolz, und ich glaube, sie ist herzlos und falsch wie ihr Vater, der sein großes Vermögen nicht auf die beste Weise erworben haben soll. Sie hat es so im Gesichte, ich kann's nicht anders sagen.«

»Herzlos und falsch – ja, ja!« murmelte Moritz vor sich hin. »Sie haben Recht, und ich wußte es längst. Nur daß ich's so lange ertragen habe –« Er hielt ihr die Hand hin. »Ich danke Ihnen.«

Lena legte zögernd die ihrige hinein. »Wofür danken Sie mir?«

»Nun, daß Sie sich über die Lösung dieses Verhältnisses freuen.«

»Ach so! Ja, ich hätte es wohl nicht sagen sollen; das Fräulein war doch immer – Nun, es ist geschehen, ich will meine Zunge ein andermal besser hüten.«

»Nein, das thun Sie nicht!« bat er. »Ich hoffe, wir werden recht gute Freunde werden, und die müssen immer ganz offen gegen einander sein.«

Sie zog ihre Hand zurück. »Wollen sehen,« sagte sie, die langen Wimpern tief senkend. »Aber ich stehe hier und plaudere mit Ihnen und versäume das nächste. Merken Sie nicht, daß unser Nero auf der Mauer schon ganz

wild wird vor Ungeduld? Ich wundere mich nur, daß der Großvater noch nicht revidiren kommt. Warten Sie einen Augenblick, ich will Sie in der Burg melden. Und das Pferd geben Sie mir nur gleich mit, das binden wir innen am Brunnen an. Es soll auch eine Bütte voll Hafer haben. Wird das ein Verwundern sein, wenn ich mit dem Pferde anrücke.«

Sie achtete auf sein Weigern nicht, sondern nahm ihm die Zügel aus der Hand und eilte fort über den Brückendamm nach der Pforte, zu der sie den Schlüssel bei sich trug. Nero sprang ihr mit lautem Gebell entgegen.

Wenige Minuten darauf erschien der alte Vogelstein und lüftete sein Käppchen. »Es ist einmal geschehen,« sagte er lächelnd, »daß einige Herren von der Familie Amberger hier gefangen eingebracht sind, wie in der alten Stadtchronik zu lesen steht. Seitdem, glaube ich, hat die Burg bis diese Stunde die Ehre solchen Besuches nicht gehabt.«

»Und ob nicht wieder ein Gefangener einrückt, steht noch sehr dahin,« antwortete Moritz, ihm die Hand schüttelnd.

Der Alte sah ihn fragend an. »Wie meinen Sie das?«

»Lassen Sie sich's ein andermal erklären,« brach Amberger ab. »Ich bin begierig zu sehen, wie Sie sich in diesen alten Mauern eingerichtet haben. Da nicht nur ein menschenscheuer Einsiedler, sondern auch ein lebenslustiges junges Fräulein sich darin behagen, kann's gar nicht so übel sein.«

»Es wird Ihnen besser hier im Garten in unserer Lindenlaube gefallen,« wendete der Verwalter ein. »Aber – wie Sie wollen! Ich führe Sie gerne in mein kleines Haus ein, wenn Sie dort mein Gast sein wollen.«

Das alles war mit so viel freundlicher Gemessenheit und Würde gesagt, daß sich das Bild, das Moritz sich von dem alten ›Gärtner‹ gemacht hatte, gänzlich verschob. Er glaubte eher einen Mann der besten Gesellschaft vor sich zu haben, der sich nach einem bewegten Leben in die Stille der Natur zurückgezogen hatte und nicht des Verdienstes, sondern des Vergnügens wegen seinen Garten selbst bestellte. Unter diesem Eindruck nahmen auch die Frauen eine ganz andere Gestalt an, als in seinem Zimmer. Er erkannte die Frau Wachtmeister kaum wieder, als sie ihnen am Brunnen entgegenkam und ins Haus einlud. Lena zog mit kräftigen Armen und anscheinend ohne besondere Mühe den Eimer auf und füllte eine kleine Wanne mit Wasser, die auf einen Holzblock gestellt war. »Der hübsche Braune soll bald nicht mehr durften!« rief sie munter hinüber. »Warum rufst Du nicht die Magd?« sagte die Mama mit leichtem Vorwurf. »Erlaube doch,« bat das Mädchen, »es macht mir Spaß.«

Moritz fand das Häuschen zwischen den zerklüfteten Mauern allerliebst. In seiner jetzigen Stimmung begriff er durchaus, wie man darin Sommer und Winter wohnen könne, und sprach das auch aus. Die Frau Wachtmeister, die Erfrischungen herantrug, meinte, daß man sich manchmal doch nach dem lebhaften Gewühl einer

großen Stadt sehne. Lena kam und zeigte die Photographie Lucias vor, die sie in eine kleine Mappe mit Bleifederzeichnungen von ihrer eigenen Hand gelegt hatte. Moritz wollte sich's nicht nehmen lassen, auch diese Blätter durchzusehen, während das Gespräch nun auf die Florentiner Verwandten und auf Philipp kam. Vogelstein sprach sich sehr ruhig und verständig darüber aus, daß er sich zwar freue, wenn seine Enkelin eine so gute Partie mache, daß er es aber hier der Familie nicht verübeln könne, wenn sie zunächst damit unzufrieden sei. Moritz hatte alle seine Bedenken gründlich vergessen und plaidirte für das freie Wahlrecht des Herzens auf allerbreitester demokratischer Grundlage, was ihm manchen freundlichen Blick Lenas und endlich auf seine sehr dringende Bitte auch die Erlaubniß einbrachte, eins von den Blättern, welches das Innere der Ruine darstellte, zum Andenken mit sich nehmen zu dürfen. »Solche Skizzen haben mir immer einen ganz besonderen Werth,« sagte er; »sie tragen den Charakter der Unmittelbarkeit, auch wenn sie noch so fehlerhaft sind, und diese Zeichnungen, meine ich, würden auch einem Künstler von Fach Ehre machen.« Lena wurde durch diese Schmeichelei gar nicht in Verlegenheit gesetzt. »Da sieht man,« sagte sie scherzend, »daß Sie ein recht schlechter Kunstkenner sind.«

Vogelstein glaubte im Garten schon recht schöne reife Himbeeren an einer bestimmten Stelle gesehen zu haben und forderte seine Enkelin auf, ein Körbchen voll zu

pflücken. »Das soll sogleich geschehen,« rief sie aufstehend. »Mir schmecken sie übrigens allemal am besten, frisch vom Strauche in den Mund gepflückt.«

»Mir geht's gerade eben so,« behauptete Amberger, »die schönsten Früchte auf dem Teller lassen mich meist gleichgültig, aber ein rother Apfel am Baume könnte mich zum Diebstahl reizen.«

»Was hindert uns dann aber, in den Garten hinauszugehen und aus der Quelle zu schöpfen?« meinte das Mädchen. Moritz war gleich bereit.

Lena wollte voraneilen, wie sie da war. »Vergiß mir das Tuch nicht,« mahnte die Mama, und zum Gaste gewendet: »Man muß ununterbrochen ein Auge auf sie haben, sonst verbrennt sie wie eine Mulattin.«

»Ach!« rief das Mädchen, »der Winter ist ja lang, und da bleicht man wieder ab, die Sonne steht auch schon tief.«

»Aber das weiße Tuch kleidet Sie allerliebste,« versicherte Moritz.

Sie schlang sich's um den Kopf und knixte tief: »Nun, wenn *das* ist –«

Der junge Herr war im Auffinden von reifen Himbeeren sehr ungeschickt, und dann pflückte er doch oft die weißen statt der rothen, weil seine Augen immer anderswo waren. »Warten Sie nur, Sie Stadtkind,« rief sie, »ich will's Ihnen bequemer einrichten.« Sie pflückte nun eine Hand voll und ließ sie in seine zu einer Schale vereinigten Hände gleiten. Das wiederholte sich so oft, daß er zuletzt erklären mußte, nicht mehr leistungsfähig zu sein.

Man spazierte nun durch den Garten, besah das kräftige Gemüse und ergötzte sich an dem schönen Blumenflor. Moritz mußte endlich an den Aufbruch denken. »So sollen Sie noch einen Strauß Rosen auf den Weg haben,« sagte Lena; »Dein kleines Messer, Großpapa!«

»Ach, nur eine Knospe,« bat er.

»Welche ist nun aber die schönste?« fragte sie, von Stock zu Stock gehend und prüfend.

»Pflücken Sie nur,« ermunterte er, »jede, die Sie mir reichen, ist die schönste.«

Sie erröthete. »Nicht doch,« verwies sie leise, »Sie müssen immer sprechen, wie Sie's denken. Nun bekommen Sie gar nichts.«

Vogelstein führte das Pferd hinaus und über die Brücke bis auf einen Weg, der ziemlich bequem durch den Graben führte. Es war unruhig, als Moritz aufstieg, und wollte sich kaum halten lassen. Er versprach von oben herab, sehr bald wiederzukommen und einen Brief an Philipp mitzubringen, den Vogelstein in ein Antwortschreiben an seinen Sohn einlegen könne. Lena, die den Braunen streichelte, reichte ihm nun doch eine Rosenknospe hinaus, die sie heimlich abgeschnitten und unter ihrem Tuche verborgen gehalten hatte. Er drückte ihr die Hand und steckte die Knospe ins Knopfloch. »Und nun vorwärts!« rief er, indem er den Gaul umstellte und mit einem leichten Hieb der Reitgerte antrieb.

Das war sehr überflüssig. Das scheue Thier sprang mit einigen gewaltsamen Sätzen nach dem Graben hin, stutzte an der Senkung, wich zur Seite aus und nahm dann

das Hinderniß mit einem so kräftigen Rucke, daß der Reiter die Bügel verlor, hintenüber stürzte und unsanft zu Boden fiel. Er hörte hinter sich einen ängstlichen Aufschrei und sah das Pferd in eiligen Sprüngen über die Haide fortjagen. Zwar stand er selbst sofort auf; als er aber gehen wollte, merkte er einen sehr empfindlichen Schmerz im linken Fußgelenke, so daß er nur hinkend einige Schritte thun konnte. »Es ist nichts,« rief er den Frauen zu, um sie zu beruhigen, »nur wie wir den Gaul wieder einfangen, mag der Himmel wissen.«

Die Schwäche im Fuße nahm so zu, daß er sich auf einen Stein stützen und das Herankommen des alten Vogelstein abwarten mußte. »Der Fuß wird doch nicht gebrochen sein?« fragte derselbe besorgt.

»Nur tüchtig verstaucht,« antwortete Moritz. »Aber was nun thun? Ich kann nicht fort.« Er versuchte wieder aufzutreten, lahmte aber an des Verwalters Arm. Lena stützte an der anderen Seite, noch ganz bleich von dem Schreck. »Kalte Umschläge werden gut thun,« sagte sie; »bis man ein Fuhrwerk bestellt, werden Sie schon unser Gast bleiben müssen.«

Er nickte zustimmend und drückte ihren Arm, auf den er sich lehnte, in dem seinigen. »War mir's doch gleich so,« sagte er, »daß ich von hier nicht so bald loskommen würde.«

XXI.

Der Fuß war wirklich nicht gebrochen, aber er schwoll an und schmerzte heftig. Die kalten Umschläge wurden

bis zur Nacht fortgesetzt, und Lena ließ sich's nicht nehmen, immer wieder in kurzen Zeiträumen kaltes Wasser aus dem Brunnen herbeizuholen. »Es lindert wie Eis,« versicherte Amberger und suchte jedesmal ihre Hand zu erhaschen, um ihr mit einem Druck zu danken. Bei allen Schmerzen war er froh, als ob er sich's gerade so gewünscht hätte.

Die Frau Wachtmeister hatte ihm in dem Stübchen ihres Schwiegervaters und neben dem Bette desselben ein Lager bereitet. Der Alte stand auch in der Nacht mehrmals auf und erneuerte den Umschlag, ohne daß Moritz aus seinem gesunden Schläfe erwachte. Am Morgen zeigte sich glücklicherweise die Geschwulst nicht fortgeschritten, aber das Auftreten wurde ihm so schwer, daß an einen Gang, auch nur bis aufs Feld hinaus, nicht zu denken war. Wenigstens behauptete er selbst das, als die Frau Wachtmeister sich erbot, nach der Stadt zu gehen und den Wagen hinauszubestellen. »Behalten Sie mich ein paar Tage hier,« bat er; »das Wasser aus Ihrem Brunnen ist ungemein heilkräftig, wie ich fühle, und die frische Luft thut mir so wohl! Ich merke erst jetzt, was eigentlich frische Luft ist. Wenn ich daran denke, in der Stadt Tage lang in meinem einsamen Zimmer, in das nicht einmal die Sonne sich hineinfindet, auf dem Sopha liegen zu müssen, schaudert mir. Wäre wenigstens meine Mutter zu Hause! Und eine so sanfte Hand, wie Fräulein Lena, hat sie doch nicht.«

Vogelstein hatte gegen sein Bleiben gar nichts einzuwenden; er meinte nur, man werde in der Stadt besorgt um ihn sein, zumal man nicht wisse, wo das Pferd geblieben sei. Die Frau Wachtmeister war gerne bereit, im Comptoir Bestellungen auszurichten; sie müsse auch in eigenen Wirthschaftsangelegenheiten nach der Stadt, sagte sie. Moritz, der sich's auf einem alten Lehnstuhl bequem gemacht hatte, schrieb einige aufklärende Worte an seinen Buchhalter und gab demselben die nöthigsten Instruktionen für die nächsten Tage. »So!« rief er, ihr den Brief einhändigend, »man wird nun doch wissen, wo ich bin. Mögen sie's die kurze Zeit noch so weiter treiben, wie sie's bisher getrieben haben; dann soll ein ganz anderes Regiment beginnen. Aber daß ich's nicht vergesse: wollen Sie nicht aus meinem Keller einen Korb Wein requiriren, beste Frau? Meine Leute könnten ihn hertragen.« Vogelstein meinte, sein Schloßkeller sei gut genug versorgt; es seien da noch Flaschen auf Lager von der Zeit her, als der Herr Baron hier residirte.

Die Frau Wachtmeister erfuhr schon an der Ziegelei, daß das Pferd eingefangen und nach der Stadt gebracht sei. Im Comptoir schien man sich nicht sonderlich um den Chef beunruhigt zu haben. Es gehe alles seinen ruhigen Weg, ließ der Buchhalter zurückmelden. Es gefiel ihr nicht, daß er dabei so vornehm gleichgültig that, als sei er eigentlich die Hauptperson, und unter der Brille wegblinzelte, als werde es ihm schwer, geradeaus zu sehen.

Moritz saß indeß auf seinem Lehnstuhl unter der Veranda von Weinlaub und ließ sich von Lena unterhalten.

Die Stunden verstrichen ihm, er wußte gar nicht wie. Der Alte hatte im Garten zu thun, ging aber ab und zu und sprach ein verständiges Wort in das muntere Geplauder hinein. Gegen Mittag bekam der Patient ein Buch in die Hand gedrückt; er sollte lesen, während seine Pflegerin in der Küche half. »Ich werde Sie Nachmittag examinieren,« drohte sie schelmisch, als sie ging. Er wußte gar nichts und mußte bekennen, nur so mit den Augen in das Buch hineingesehen zu haben, mit seinen Gedanken aber weit fort gewesen zu sein. »Eigentlich nicht weit fort,« berichtigte er sich, »nur in der Küche.«

»Ach! Da sind Sie wohl auf das Traktament neugierig gewesen, das Sie bei Tisch erwartete?« neckte sie. »Das Krankensüppchen wird hinterher schlecht gemundet haben.« Sie wolle ihn nur nicht verstehen, meinte er, und sie erwiderte sogleich, die Locken in den Nacken schüttelnd, das sei auch gar nicht nöthig, wenn er nichts Vernünftigeres zu sagen wisse.

Am Abend, der wunderschön war, wurde wieder viel von Familienverhältnissen gesprochen. Man hatte allseitig das Gefühl, einander bekannter werden zu müssen, und ließ es an Offenherzigkeit nicht fehlen, ohne gerade das Intimste zu berühren. Vogelstein erzählte dies und das aus seinem Leben, bis ungefähr zu der Zeit heran, wo der Freiherr mit seiner jungen Frau hier in der Ruine Quartier genommen hatte. Die Wachtmeisterin hatte eine ausgebreitetete Verwandtschaft und kam aus dem Hundertsten ins Tausendste; sie war überzeugt, daß ihr Mann sehr bald Zahlmeister geworden wäre, wenn er nicht sein

junges Leben auf dem Schlachtfelde hätte lassen müssen. Moritz andererseits sprach von seinen Geschäftsbeziehungen und beklagte, daß er von den Grundsätzen seines Vaters abgewichen sei, ließ auch durchblicken, daß er gar nicht so fest und sicher stehe, als man glaube. Lena wollte wissen, wie ein solcher Handel eigentlich betrieben werde und was eine kaufmännische Spekulation bedeute – er hatte das Wort mehrmals gebraucht. Seine Erklärung war nicht sehr instruktiv.

»Da thut aber doch der Zufall das Beste,« meinte sie.

»Und manchmal auch das Schlimmste,« fügte er hinzu.

Die Nacht schlief er wieder vortrefflich. Lena möge ihm nun glauben oder nicht, sagte er beim Frühstück, aber er habe von ihr die schönsten Dinge geträumt und sich nur immer gefürchtet, aufzuwachen. »Nun erscheine ich Ihnen in Wirklichkeit gewiß um so garstiger?« plänkelte sie sogleich wieder. Sie zog dabei die Hand vor, die sie auf dem Rücken versteckt gehalten hatte, und warf ihm einen Strauß frisch gebrochener Rosen zu.

»Das träumte ich gerade gegen Morgen,« sagte er, das ganze Gesicht eintauchend, »aber sie erlaubten mir auch zum Danke einen Handkuß. Wollen Sie nicht gestatten, daß ich den Traum vollständig rekapitulire?«

»Das kann *ich* gar nicht gewesen sein,« opponirte sie mit komischem Ernste, »Sie müssen sich wohl in der Person geirrt haben.« Er drohte mit dem Finger und seufzte.

Der Fuß hatte wieder seine frühere Form, aber er behauptete, daß das Gelenk noch immer schmerze. Vogelstein rieth, von Zeit zu Zeit einige Schritte zu gehen, um

allmählich die Spannung aus den Sehnen zu bringen. Das sei ihm allein unmöglich, versicherte er, aber wenn Lena ihm ihren Arm reichen wolle – Sie meinte zwar, ein Stock werde ungefähr dieselben Dienste thun, weigerte sich doch aber nicht, ihn zu stützen. Um das Gefühl größerer Sicherheit zu haben – nur deshalb – faßte er auch ihre Hand und gab sie nicht mehr frei. Die Promenaden in der Veranda dauerten länger und länger, dehnten sich dann auch bis zum Brunnen und zu einem Plätzchen unter den Bäumen an der Mauer aus, wo hinter dichtem Flieder eine Bank stand, die ganz knapp für zwei Raum hatte. Da gefalle es ihm am besten, sagte er, und der Weg zurück sei so weit, daß man jedenfalls erst ausruhen müsse. Sie ruhten aus.

»Wissen Sie, wgs ich mir ausgedacht habe, Lena?« fragte er, möglichst nahe an sie heranrückend. Er ließ das ›Fräulein‹ vor dem Namen, wahrscheinlich ohne jede Absicht, fort.

»Wie soll ich denn das wissen, Herr Amberger?« fragte sie zurück, das überflüssige ›Herr Amberger‹, wahrscheinlich ohne jede Absicht scharf betonend.

»Sie lieben diese Ruine, nicht wahr?«

»Freilich. Ich werde darin meine Tage beschließen.«

»Ah!«

»Warum nicht?«

»Sie sind noch sehr jung.«

»Um so länger dauert es bis dahin.«

»Wenn Sie nun aber jemand nach der Stadt entführte?«

»Jemand?«

»Einer, den Sie noch mehr liebten, als diese wirklich sehr liebenswürdige Ruine?«

»Sie wollten mir ja sagen, was Sie sich ausgedacht haben. Das wird gewiß etwas recht Kluges sein!«

»Meinen Sie? Ich habe mir ausgedacht, daß ich die Ruine kaufen werde. Sie kann doch nicht alle Welt kosten.«

»Pah! Das wäre eine sehr schlechte kaufmännische Spekulation.«

»Wer redet davon?«

»Sie wollen wohl die Steine abtragen lassen und zum Chausseebau verkaufen?«

»Kennen Sie mich als einen so prosaischen Menschen, Lena? Ich will die Ruine erwerben, damit sie in sichere Hände kommt und niemand daran etwas rührt. Im Sommer ziehe ich dann heraus.«

»Und mich vertreiben Sie! Sehr menschenfreundlich.«

»Wer sagt denn das? Sie müssen erst recht dabei sein. Das alte Gemäuer bekommt ja erst dadurch Werth, daß es Ihnen gefällt.«

»Ja, aber wenn Sie –«

»Wir bauen den Thurm aus, geben ihm wieder einen Zinnenkranz und legen oben einen offenen Balkon an. Die Aussicht muß ganz reizend sein. Glauben Sie nicht?«

»Ich bin einmal auf einer hohen Leiter hinaufgeklettert und habe durch eins der kleinen Fenster gesehen – weiter reichte sie nicht; die Aussicht ist allerdings reizend – über die Stadt und den Fluß hin.«

»Das müssen Sie aber nicht wieder thun, Lena! Sie können eine Sprosse verfehlen und hinabstürzen. Ich denke mir eine hübsche eiserne Wendeltreppe mit zierlichem Geländer bis zur Plattform hinauf. Oben müßte ein mächtiger Fahnenstock eingelassen sein, und bei festlichen Gelegenheiten würde geflaggt, daß man's von der Stadt her sehen könnte. Ich denke mir ein großes *L* und ein großes *A* –«

»Was Sie sich nicht auch alles denken! Zum Glück ist die Höneburg gar nicht verkäuflich. Nun aber, denke ich, ist's genug ausgeruht.« Sie stand auf.

Er versuchte sie auf die Bank zurückzuziehen, aber sie leistete Widerstand. »Ich habe Ihnen noch so viel zu sagen,« versicherte er.

»Wenn Sie werden bis zum Brunnen gegangen sein. Dort steht auch eine Bank und man kann von da besser übersehen, was im Hause vorgeht.«

»Und gesehen werden.«

»Auch das.«

Er mußte folgsam sein.

Gegen Abend kam Vogelstein aus dem Garten herein und meldete, daß sich ein Halbwagen durch das Haidekraut winde und die Richtung auf die Höneburg zu nehmen scheine. Ein Herr sitze darin. Moritz rieth hin und her, wer das sein könne; denn daß ihm der Besuch gelte, war allen unzweifelhaft. Er ließ sich bis auf die Brücke führen und schaute selbst aus. »Das ist Feinbergs Equipage,« rief er erschreckt. »Hat der solche Sehnsucht nach

mir, daß er mich ungebeten abholt? Oder ist etwas an der Börse passirt? Wahrscheinlich das.«

Einige hundert Schritte vom Gartengehege hielt der Wagen und der Herr stieg aus, um die letzte und schwierigste Strecke zu Fuß zurückzulegen. Moritz erkannte nun Ignaz Feinberg ganz deutlich. »Bringen Sie mich dort in die Laube, lieber Herr Vogelstein,« bat er, »und benachrichtigen Sie den Besuch, wo ich zu finden bin. Was wir mit einander zu sprechen haben, braucht nicht gerade in Ihrem Hause gesprochen zu werden.« Frau Vogelstein und Lena zogen sich zurück und beruhigten Nero, der wieder auf der Mauer wie besessen lärmte.

»Was, in aller Welt, machen Sie denn für Streiche?« redete Feinberg den Patienten, der in diesem Augenblicke wirklich recht übel aussah, schon von weitem an. Er versuchte dabei seinem Gesichte einen heiterwohlwollenden Ausdruck zu geben, was sehr unvollkommen gelang. »Mutterseelenallein einen solchen Weg zu reiten! Sidonie wird es nicht glauben wollen. Warum bleiben Sie nicht hübsch auf der ebenen Landstraße, wenn Sie schon durchaus der Kavallerie ins Handwerk pfuschen wollen? Ich glaubte wahrhaftig, Sie trieben diese Künste nur meiner Tochter zu Liebe, die nun einmal einen närrischen Geschmack daran hat, wie sie überhaupt ein närrisches Mädchen ist – aber da hat man's nun! Hoffentlich keine ernstliche Verletzung – wie?«

Er war heute auffallend redselig. Was hat das für einen Grund? dachte Amberger bei sich, als er seine Hand nicht

nur wie sonst mit ein paar kalten Fingern berührt, sondern kräftig geschüttelt fühlte. Bei gewissen Menschen fragt man immer zuerst: was hat das für einen Grund? ehe man sich ihrer Freundlichkeiten freut. Auch die wiederholte Erwähnung Sidoniens war gewiß nicht gleichgültig. Er dankte mit möglichster Zurückhaltung.

»Ich möchte Sie gerne aus diesem Eulennest erlösen, lieber Freund,« fuhr Feinberg fort, indem er einen flüchtigen Blick über das Thor in die Ruine hineinwarf. »Hätte nicht geglaubt, daß ich mich einmal in diese Wüstenei verirren müßte, um meinen abenteuerlustigen Schwiegersohn zu suchen – ha, ha, ha! Nun –? Erlaubt Ihr Fuß den kurzen Gang bis zum Wagen, wenn wir Sie stützen? Von da ab übernimmt es mein Kutscher, uns nach der Stadt zurückzufahren, ohne umzuwerfen. Ein wahres Kunststück, muß ich bekennen. Ach! Sie werden froh sein, wieder unter Menschen zu kommen, auch wenn Sie auf der Fahrt nicht ganz angenehm gerüttelt werden sollten. Also schnell!«

Er reichte Moritz den Arm hin. Dieser lehnte jedoch ab und winkte dem alten Vogelstein, der noch in der Nähe stand und unschlüssig war, ob er gehen oder bleiben solle. »Ich bin hier ganz vortrefflich aufgehoben gewesen,« sagte er, »und verdanke es der Sorgfalt meines lieben Wirthes und der Seinen, daß sich mein Fuß schon erheblich gebessert hat. Darf ich die Herren einander vorstellen? Kaufmann Feinberg – Schloßverwalter Vogelstein.«

Der reiche Kaufmann verneigte sich, indem er den Kopf ein wenig senkte und dabei spöttisch den Mund verzog, als wollte er sagen: ist das auch erforderlich? »Sie helfen mir wohl den Kranken zum Wagen schaffen, lieber Mann?« fragte er, sich sogleich wieder zu Amberger wendend. »Gepäck haben Sie ja wohl nicht?«

»Sie scheinen gewaltige Eile zu haben,« bemerkte der junge Mann, seinen Platz festhaltend. »Ich kann dasselbe nicht von mir sagen. Es gefällt mir hier außerordentlich gut und ich werde abwarten, bis ich den Weg nach der Stadt zu Fuß zurücklegen kann, falls Herr Vogelstein mich nicht früher exmittirt.« Er reichte dabei dem Alten die Hand.

»Sie sind mein lieber Gast,« entgegnete derselbe, »so lange es Ihnen bei mir gefällt. Ich bin freilich nur ein schlichter Mann, und meine Gesellschaft wird Ihnen bald langweilig werden, aber wenn Sie das abwarten wollen –«

»Wozu die Komplimente?« fiel Feinberg ein. »Ich denke, Sie können dem alten Herrn Ihren Dank auch später und in anderer Weise abstaten, als daß Sie sich auch ferner Unbequemlichkeiten auflegen. Am nächsten liegt es, daß Sie sich beeilen, nach der Stadt zu kommen, wo wir einen Arzt zuziehen können. Also zieren Sie sich nicht länger, lieber Freund.«

»Es bedarf gar keines Dankes,« berichtigte Vogelstein nicht ohne Empfindlichkeit, »darüber wird Herr Amberger nicht im Zweifel sein.«

Feinberg duckte das Kinn in seine Kravatte. »Aber dann kann ich doch nicht einsehen –«

»Es sollte mir leid thun,« erklärte Moritz, »wenn Sie sich meiner wegen umsonst bemüht hätten. Ich habe wirklich keine Lust, diesen angenehmen Aufenthalt schon so bald zu wechseln, es müßte denn meine Anwesenheit in der Stadt dringend nothwendig sein.«

»Hm, hm!« knurrte Feinberg ärgerlich, »der Kaufmann gehört in sein Comptoir, sollte ich meinen.«

»Haben Sie mir irgend welche bezügliche Mittheilungen zu machen?« fragte Moritz mit weniger sicherer Stimme.

Feinberg warf dem alten Vogelstein einen Blick zu. »Freilich hätte ich mit Ihnen zu sprechen Und wenn es nicht bei der Fahrt nach der Stadt sein kann, so bleibe ich noch einige Minuten. Wenn wir also –«

»Ich störe nicht weiter,« bemerkte der Alte, indem er sich nach der Brücke hin entfernte. Der Kaufmann nahm neben Moritz Platz, der finster vor sich hin auf die Erde sah. Feinberg mit seinen plebejischen Manieren war ihm nie so widerlich gewesen. Wir müssen zum Schluß kommen, überlegte er, und bangte doch für die Folgen einer offenen Aussprache.

»Ist im Comptoir irgend etwas passirt?« fragte er zögernd.

»Daß ich nicht wüßte.«

»Ich glaubte, weil Sie –«

»Ach was! Ich denke, wir haben andere Dinge zu besprechen.«

»So wissen Sie –?«

»Hm, was soll ich wissen?«

Es entstand eine Pause. Offenbar wollte keiner zuerst mit der Sprache heraus, obgleich sie dasselbe im Sinne hatten.

»Ich habe angenommen,« begann endlich Amberger, »daß Ihre Frau Gemahlin Sie sofort von der Veränderung in Kenntniß gesetzt haben werde, die – die –«

»Nun? Sprechen Sie sich nur aus.«

»Die durch Ihr Fräulein Tochter veranlaßt ist.«

»Ihre Frau Gemahlin – Ihr Fräulein Tochter! Was sind das für kuriose Redewendungen? Ich denke, Sidonie ist Ihre Braut.«

Moritz fühlte seine Kehle wie zugeschnürt. »Sie war es,« antwortete er gepreßt. »Aber das Fräulein hat mir zu verstehen gegeben –«

»Ach, dummes Zeug, lieber Freund!« unterbrach Feinberg brüsk, beide Mundwinkel hoch aufziehend. »Weiber haben Launen, das ist eine alte Geschichte – begehen Tollheiten, die ihnen hinterher selbst leid thun. Die ganze Reise nach Berlin – dummes Zeug! Ich glaube wahrhaftig, sie sind nur dem Professor nachgefahren, den sie so ungeheuer interessant fanden. Nun werden sie ihn satt bekommen haben! Solche Leute blenden, verpuffen aber ihr Feuerwerk bald. Wie kann man sich darüber Sorgen hingeben?«

»Wenn Sie den Brief gelesen hätten; den Sidonie an mich –«

»Nun ja – ja, ja! Da steht gewiß viel Unsinn darin. Weiber sind Weiber, und wenn sie schreiben, wird's selten gescheidt. Sie hätten gar nicht antworten sollen.«

»Ich habe aber geantwortet.«

»Natürlich gleich in der ersten Rage. Wird wohl auch nicht viel gescheidter gewesen sein!«

»Herr Feinberg!«

»*Heute* kann man's Ihnen doch hoffentlich schon sagen? Oder noch nicht? Leider berichtet mir meine Frau den ganzen Handel erst jetzt, ich will nicht verrathen mit welchen Glossen. Hätte ich früher etwas davon erfahren, es wäre nie so weit gekommen. Sidonie hat volle Freiheit gehabt, zu wählen; ich habe ihr keinen Zwang auferlegt, auch Ihretwegen nicht, obschon ich die Partie wünschte, wie ich gar nicht in Abrede stelle. Hätte sie Herrn von Otten heirathen wollen, ich hätte Ja gesagt. Nachdem sie sich einmal entschieden hatte, stand die Sache anders. Ich habe Sie geschäftlich behandelt wie meinen Schwiegersohn, und lasse mir da nicht einen Strich durch die Rechnung ziehen.«

Moritz sing an zu verstehen, und der energische Blick, der die letzten Worte begleitete, sagte ihm, daß auf Widerspruch von seiner Seite nicht gerechnet werde. Das war eine Kombination, die er noch gar nicht erwogen hatte. Was sollte – was konnte er antworten?

Feinberg ließ ihm keine Zeit, sich schlüssig zu machen. »Die Handelswelt hat sich einmal daran gewöhnt,« fuhr er fort, »unsere Firmen neben einander zu nennen, und dergleichen Gewöhnungen stört man nur zu seinem

eigenen Schaden. Ich will kein Gewicht darauf legen, daß diese Verbindung zur Zeit eigentlich nur noch Ihnen nützlich, ich möchte sagen, unentbehrlich ist; ich habe ein dankbares Gemüth und vergesse nicht, daß auch ich meinen Vortheil davon gehabt habe. Schließlich will ich mich auch nicht umsonst für Sie bemüht haben, lieber Freund; Ihre Ernte ist meine Ernte. Das sind so einfache und natürliche Erwägungen, daß die Andeutung genügt. Sie verstehen mich, nicht wahr?«

»Ich verstehe Sie!« antwortete Moritz resignirt und seinen Ingrimmm niederkämpfend.

Vielleicht war der Ton, in dem er es sagte, doch noch nicht unterwürfig genug. Feinberg hielt wenigstens für nöthig, sein Gesicht zu prüfen, ob sich darauf ein oppositioneller Zug von Mißvergnügen entdecken lasse. »Nun gut,« begann er dann wieder, »Sie verstehen mich. Es ist ein Glück, daß von diesen Briefen bis jetzt nur die beiden Korrespondenten, meine Frau und ich wissen. Meine Frau wird schweigen, ich werde schweigen, und was die Brautleute selbst anbetrifft –«

Moritz zog unmuthig die Schulter zurück, auf die Feinberg seine Hand legte.

»Und was die Brautleute selbst anbetrifft, lieber Freund, so ist mir gar nicht bange, daß diese kleinen Zerwürfnisse sich bei gegenseitigem guten Willen leicht ausgleichen lassen.«

»Aber Sidonie –«

»Sidonie denkt heute schon nicht mehr, wie sie vor einigen Tagen dachte. Ich glaube, wenn ich mir ihren

Charakter vergegenwärtige, Sie haben doch gut daran gethan, sich bei ihr nicht aufs Bitten zu legen, sondern eine ganz entschiedene Antwort zu geben, wenschon überhaupt geantwortet werden mußte, statt mit dem Papa zu sprechen. Das hat sie wahrscheinlich nicht erwartet, das hat ihr imponirt. Sie will sich einmal imponiren lassen; Ihre fortwährende Nachgiebigkeit war ihr langweilig geworden. Nun hat sie gesehen, daß Sie ein Mann sind, und der Erfolg ist schon merklich. Meine Frau schreibt, wens nicht geschehen wäre, geschähe es nicht mehr. Das muß doch einen Grund haben – wie?«

Moritz war zu Muthe, als ob eine Schlange sich langsam um seine Arme, seine Schultern und seine Brust wickelte und ihn völlig lähmte. »Es kann sein,« sagte er, mühsam athmend, »daß Sidonie ihre Uebereilung bereut.«

»Was, was, Uebereilung,« fuhr Feinberg zu, »bereuen! Sie sprechen wie ein Schulmeister oder wie ein Pfaffe. Wer wird dergleichen Launen so ernst nehmen? Man muß sie den jungen Damen zu gut halten und zeigen, daß man klüger und verständiger ist, als sie. Kommen Sie nach der Stadt, nehmen Sie einen Bogen Postpapier, schreiben Sie an Sidonie, als ob die beiden Fehdebrieft nie gewechselt wären, und ich garantire Ihnen –«

Der junge Mann vergaß seinen kranken Fuß, sprang auf und trat einen Schritt zurück. »Wie, ich sollte –?« rief er mit dem Ausdruck tiefster Entrüstung.

Feinberg sah wie überrascht auf und kniff die Augen zusammen, als ob er deutlicher sehen wollte. »Ja, Sie

werden doch nicht verlangen wollen, daß Sidonie abbitten soll?« fragte er verwundert. »Da kennen Sie das Mädchen doch.«

»Und von mir, dem Manne verlangen Sie eine Demüthigung –«

»Ah pah!« unterbrach Feinberg, ihn am Zipfel des Rockes fassend und auf die Bank zurückziehend, »sprechen wir als praktische Leute. Ist es nöthig, daß das alte Verhältniß wieder hergestellt wird – ja oder nein?«

Amberger blickte nach der anderen Seite und schwieg.

»Ja! denke ich,« entschied sein Peiniger selbst. »In Ihrem eigenen Interesse, ja! Wenn das nun feststeht, lieber Freund, so fragt sich doch nur noch wie das zu Stande gebracht werden kann; und Sie werden sich unmöglich darüber täuschen können, daß Sie bei Sidonie den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun haben, nachdem ich mich herbeigelassen habe, Ihnen gleichsam mit einer Offerte entgegenzukommen. Oder sind Sie anderer Meinung?«

Moritz starrte ins Weite. Er wußte genau, was er zu entgegnen hatte, aber er wußte auch, was es bedeutete, wenn Feinberg im Zorn schied. Einen Moment überfiel ihn eine Schwäche, daß er zitterte. Sollte er eine ausweichende Erklärung abgeben? Aber was nützte das? Da war es ihm, als ob sich über der Mauer etwas bewegte, und richtig, Lenas Lockenkopf tauchte auf und huschte sofort wieder zurück. Er hörte sie gleich darauf mit Nero sprechen, und ihre Stimme klang so weich and freundlich, daß es ihm das kalte Herz erwärmte. Es war ihm, als ob die Mauer durchsichtig wurde, und als ob er sie

da stehen und mit beiden Händen die langen Zotteln auf dem Kopfe des treuen Hundes scheiteln sah, wie sie zu thun pflegte, wenn sie mit ihm spielte. Er hatte Nero oft genug um diese Zärtlichkeiten beneidet. Wie konnte sie ihm aber so gegenwärtig sein und nicht seine letzten Bedenken verscheuchen? Er drehte schnell das Gesicht seinem Nachbar zu und zeigte nun einen ganz veränderten Ausdruck. »Ich will Ihnen offen sagen, was ich denke,« sprach er laut und frei; »Sidonie und ich hätten nie ein Verlöbniß eingehen sollen. Nun es gelöst ist, durch sie gelöst ist, mag es gelöst bleiben, es ist für beide Theile so das beste. Sidonie liebt mich nicht, und ich – ich empfinde nichts mehr für sie, was mich berechtigt, ihr noch einmal die Hand zu bieten. Das ist die Antwort eines ehrlichen Mannes.«

Feinberg hatte den Kopf höher und höher gehoben, bis er den kecken Gegner ganz von oben her betrachten konnte. »Das hätten Sie ja gleich sagen können,« äußerte er eisigkalt; »wozu lassen Sie mich so viele Worte verschwenden? Sie wünschen das Verhältniß gelöst! Ja, das ist ein anderes.«

»Ich *wünsche* es nicht gelöst,« entgegnete Moritz, »es ist gelöst.«

»So wünschen Sie es nicht wiederhergestellt. Das hat für mich genau denselben Effekt.« Er erhob sich langsam und beschäftigte sich damit, den Handschuh, den er bisher lose gehalten hatte, auf die linke Hand zu ziehen. Vielleicht wollte er seinem allzu kühnen Opponenten Zeit lassen, sich zu besinnen.

»Bedenken Sie, daß das Wohl Ihrer einzigen Tochter –« bat Moritz. Die Worte erstickten ihm in der Kehle.

Feinberg setzte sein Geschäft mit derselben Gelassenheit fort. »Ich pflege nicht unbedacht zu handeln,« sagte er. Sie werden nicht übersehen, daß ich es bin, der Ihnen das Anerbieten eines billigen Ausgleichs macht, und daß Sie es sind, der sich ablehnend verhält; Sie werden auch nicht übersehen, daß es sich dabei um die Hand meiner Tochter, also um eine zarte Sache handelt. Ich muß annehmen, daß Sie die Absicht haben, mich zu beleidigen, wenn Sie –«

»Herr Feinberg!« fiel Amberger erschreckt ein.

»Daß Sie die Absicht haben mich zu beleidigen,« wiederholte der Banquier mit schneidender Schärfe, »wenn Sie selbst den Versuch einer Aussöhnung, der Sie nichts kostet, als ein freundliches Wort, von der Hand weisen. Daß Sie von einem Manne, den Sie beleidigen, nicht ferner Freundlichkeiten erwarten, halte ich für selbstverständlich. Wenn zwei Geschäftsleute, wie wir, aber nicht mehr *mit* einander gehen können, so bleibt eben so selbstredend nur übrig, daß sie *gegen* einander gehen. Nun, *ich* kann's hoffentlich aushalten.«

»Wie, Sie wollten –«

»Ich will der Börse zeigen, daß *ich* keine Veranlassung hatte, mich nach der Ehre zu drängen, Sie meinen Schwiegersohn zu nennen. Das bin ich, wie Sie einsehen werden, meinem guten Ruf schuldig, wenn in der Stadt alle Sperlinge auf den Dächern davon schwätzen, daß dieses Verhältniß auseinander gegangen ist.«

»Sie wollen mich ruiniren?«

»Wenn es sein *muß*! Ich werde fortan nur auf mich Rücksicht nehmen. Gefällt Ihnen das nicht? Es scheint so. Hm! Wünschen Sie Bedenkzeit?«

Moritz schwieg.

»Ich will Ihnen Bedenkzeit lassen,« fuhr Feinberg fort, und sein breiter Mund verzog sich dabei zu einem grin-senden Lachen, »meinetwegen achtundvierzig Stunden. Ich verlange kein Wort der Entschuldigung, der Bitte; überreichen Sie *mir* einen Brief an Sidonie, so betrachte ich die Angelegenheit von Ihrer Seite als geordnet. Wenn nicht –,« er erhob drohend die Stimme, »so publicire ich am nächsten Morgen, daß Sidonie Ihnen den Laufpaß gegeben hat. Adieu!«

Er lüftete ein wenig den Hut, wandte kurz um und ging den Weg hinab der Haide zu, wo der Wagen inzwischen der Stadt zugekehrt war. Moritz hörte ihn eine lustige Opernmelodie pfeifen.

XXII.

Der junge Kaufmann war wie vernichtet. Ganz gebrochen sank er auf die Bank zurück und stützte den Kopf in die Hände. Bedenkzeit! Und was war dazu bedenken? Ob er sich als Mensch oder als Kaufmann zu Grunde richten lassen solle, das allein stand noch in Frage. Und es handelte sich nicht mehr allein um Sidonie; sein Herz hatte ein Opfer zu bringen, und sein Herz mußte springen vor Weh, wenn er es von ihm forderte.

So saß er eine Weile, ganz in seine traurigen Gedanken versunken, bis ein munteres Stimmchen ihn anrief: »Schlafen Sie, Herr Amberger?« Er fuhr auf und sah Lena vor sich. Er mußte sie wohl mit sehr verstörten Augen ansehen, denn sie trat erschreckt zurück und fragte ängstlich: »Aber was fehlt Ihnen denn? Sie sind ja bleich wie ein Gespenst.«

Er streckte die Hand aus und nickte wehmüthig. »Ich kann's nicht,« murmelte er vor sich hin, »wahrhaftig, ich kann's nicht!«

»Was können Sie nicht?« fragte das Mädchen mitleidig.

Er zog sie sanft zu sich auf die Bank, und sie folgte ohne Widerstand. »Wenn ich etwas genau wüßte –« sagte er und sah ihr in die großen unschuldigen Augen, die sich nun langsam senkten. »Lena – liebe Lena –!«

Sie rückte betroffen ab. »Aber, mein Gott!«

»Wissen Sie, wer der Herr war, der mich soeben verließ?«

»Der Großpapa sagte es.«

»Und können Sie rathen, was er mir zumuthete?«

»Doch nicht –?« Sie hob wieder lebhaft den Kopf.

»Ja, ja, ja!« bestätigte er. Es war ihm ganz gewiß, daß sie die richtige Fährte fand.

Nun wurde sie ernst und nachdenklich, sah zur Seite und pflückte an ihrer Unterlippe.

»Es muß irgend etwas geschehen sein,« nahm er wieder das Wort, »was Sidonie plötzlich auf andere Gedanken gebracht hat. Denn daß sie und ihre Mutter diesen Plan dirigiren, versteht sich für mich von selbst. Es mag

dazu kommen, daß er dem Alten gerade paßt, der sich auf diese Verbindung eingerichtet hat und seine Tochter gut genug kennt, um zu wissen, auf wessen Seite die Schuld ist. Er steht noch zu wenig fest in der guten Gesellschaft, will jeden Eklat vermeiden, den alten Familien nicht vor den Kopf stoßen. Deßhalb entschließt er sich zu dieser Vermittlerrolle, die zu übernehmen ihm gewiß nicht leicht geworden ist. Deshalb wird er aber auch seinen ganzen Machteinfluß aufwenden, mich zu vernichten, wenn seine Mühe umsonst ist. Und er *kann* mich vernichten; ich habe mich allzu unvorsichtig in seine Hand gegeben. Was soll ich thun, Lena, was würden Sie an meiner Stelle thun?«

Sie hatte ihn sprechen lassen, ohne sich zu rühren. Nun zuckte ihr Arm ein wenig, und das Gesicht drehte sich noch mehr von ihm ab. »Ja, wenn Sie schwanken,« sagte sie leise, »so gibt es eigentlich für Sie nur einen Rath: kehren Sie zu Sidonie zurück!«

»Das können Sie mir rathen?« rief er, »Sie Lena –!«

Ein paar große Thränen perlten unter ihren gesenkten Wimpern vor auf ihren Schoß. Sie löschte sie eiligst mit der Hand weg. »Es thut mir Ihretwegen leid, aber –«

»Sie rathen doch dazu. Weil Sie mich für einen Menschen ohne Gefühl halten, weil Sie an mein Herz nicht glauben, weil –«

»Weil Sie *schwanken*,« entgegnete sie einfallend. »Ich verstehe wohl, daß in Ihrer Lage viel Muth dazu gehört, einer solchen Lockung zu widerstehen, und – Sie haben den Muth nicht.«

»Lena!«

»Prüfen Sie sich nur ehrlich: Sie haben den Muth nicht eine angesehene Stellung, ein großes Vermögen, eine glänzende Zukunft aufs Spiel zu setzen, um nur sagen zu können, daß Sie mit sich selbst zufrieden sind.«

»Vergessen Sie nicht, Lena, daß auch meiner Mutter, meines Bruders, meiner Schwester Vermögen auf derselben Wage liegen –«

Wieder ein paar Thränen. »Ich vergesse das nicht.«

»Aber Ihr Vorwurf –«

»Ich werfe Ihnen nichts vor – wie sollte ich?«

»Aber Sie sagen, daß es mir an Muth fehlt.«

»Ich sage nicht, daß es Ihnen daran nicht fehlen sollte.«

»Es ist aber unmöglich, Lena!« Sie antwortete nicht.

»Ganz unmöglich – glauben Sie mir. Vielleicht vor einer Woche noch – ich achtete mich damals wenig, ich wußte noch nicht – Wenn ich wüßte, Lena –!« Sie stand auf.

Er nahm ihre schlaff herabhängende Hand in die seine. »Es könnte sein,« sagte er, »daß ich alles verlieren müßte und doch sehr glücklich sein könnte, weil ich ein Herz besäße, das mehr werth ist, als alle Güter des gemeinen Lebens. Ich hätte wohl den Muth, mein eigener Herr zu sein über Wenigem, wenn die Liebe dieses Wenige mit mir theilen und mir dafür ihren Reichthum zurückgeben wollte. Wenn ich Sie nun frage Lena –«

»Fragen Sie nicht!« fiel sie rasch ein, aber ihre Stimme bebte, wie ihre Hand. »Sie haben an Ihre Mutter, an Ihre

Schwester zu denken – auch an sich selbst. Sie sind noch unentschlossen; was Ihnen heute unmöglich scheint, weil es Sie unvorbereitet findet, scheint Ihnen vielleicht morgen nach kühler Ueberlegung nicht mehr unmöglich. Erschweren Sie sich nicht die Entscheidung, bürden Sie keinem andern die Verantwortlichkeit dafür auf, daß sie so oder so fällt. Ich bin ein einfaches Mädchen und habe über so schwierige Dinge noch nie nachgedacht; aber ich denke doch, wenn's *mich* so träfe, würde ich keinen fragen, und den – am letzten, den ich – lieb hätte!«

»So wissen Sie also, daß ich Sie lieb habe, Lena,« sagte er, ihre Hand an seinen Mund ziehend, »und ich soll nicht erfahren, ob Sie mich lieb haben?«

»Das sollen Sie nicht,« antwortete sie heiterer, »und Sie müssen mir versprechen, gar nicht mehr solche Reden zu führen, so lange Sie hier unser kranker Gast sind, sonst gehe ich nach der Stadt und komme nicht mehr zurück. Wollen Sie das versprechen?«

»Aber bedenken Sie doch –«

»Wollen Sie das versprechen?«

»Nun denn – ja! wenn ich nur ein klein wenig Hoffnung behalte –«

»Ohne jede Bedingung.«

»Gut! ich will mich Ihnen ergeben auf Gnade und Ungnade. Aber ich rechne auf Ihre himmlische Güte, auf Ihre –«

»Auf nichts sollen Sie rechnen, sondern ganz ruhig und vernünftig überlegen, was Sie allen Theilen schuldig sind. Mir sind Sie zum Glück noch nichts schuldig, nicht einmal eine Schmeichelei.«

»O, Sie sind grausam!«

»Das ist meine Pflicht. – Und nun stützen Sie sich auf meinen Arm und lassen Sie sich hineinführen. Beunruhigen Sie mir nicht den alten Großpapa und die Mutter. Wozu brauchen die davon zu wissen? Uebermorgen, denke ich, ist Ihr Fuß ganz gesund, dann können Sie nach der Stadt, und wenn Sie bis dahin recht artig sind, will ich Sie bis zum grünen Thor begleiten.« Er drückte ihren Arm an seine Brust.

»Wenn Sie recht artig sind, verstehen Sie?«

Lena vermied es nun den ganzen Abend über, mit Moritz noch einmal allein zu sein, und begab sich am andern Morgen an ihre gewohnte Arbeit. So schön war sie ihm noch gar nicht vorgekommen, als da er nun darauf gewiesen war, sie nur immer mit den Augen zu suchen und aufzunehmen. Es schien ihr Ernst damit zu sein, ihn ganz sich selbst zu überlassen, und doch war nichts Strenges und Abweisendes in ihrem Gesicht zu entdecken, sondern sie sah recht glücklich aus, und es spielte manchmal ein schelmisches Lachen um ihren Mund, als ob sie an recht etwas Angenehmes dächte. Moritz hatte sich vor dem Einschlafen alle Mühe gegeben, sich seine Situation nicht schreckhaft auszumalen, aber es hatte ihm gar nicht gelingen wollen, weil seine Gedanken immer gleich wieder bei Lena waren. Sidonie war ihm eine Verirrung,

die weit, weit hinter ihm lag, die ihm kaum noch begreiflich vorkam; die Rückkehr schien nun ganz unfaßlich. Es blieb also eigentlich nur übrig zu kalkuliren, welche Folgen ein Bruch mit Feinberg haben müßte und wie sie etwa abzuwenden oder zu mildern wären; dazu war aber eine sehr genaue Durchsicht der Bücher nothwendig, die ihm hier doch nicht zu Gebot standen. Der Leichtsinn der Jugend und das unantastbare blinde Vertrauen auf den Bestand eines Glückes, das die Phantasie nicht müde wurde, immer reicher auszustatten, thaten das übrige, um das Bild der Zukunft nicht zu schwarz färben zu lassen. Schlimmstenfalls schien es ihm in seiner jetzigen Stimmung gar nicht so ungeheuerlich, aus einem großen Banquier ein kleiner Kaufmann zu werden, und es gereichte ihm dabei sogar zur Beruhigung, daß Käthchens Verbindung mit ihrem Professor dann nichts mehr im Wege wäre.

Sehr viel ernstlicher wurden allerdings seine Sorgen, als sich gegen Abend ein junger Mann bei ihm meldete, der in seinem Comptoir beschäftigt war und auf dessen Ehrlichkeit er sich immer hatte verlassen können. Er war der Sohn eines langjährigen Dieners seines verstorbenen Vaters und von demselben den Brüdern im Testamente ausdrücklich empfohlen. Der junge Mann sagte ihm, er könne es nicht vor seinem Gewissen verantworten, seinen Chef und Wohlthäter ungewarnt zu lassen. Er habe schon längst im Stillen die Beobachtung gemacht, daß

der erste Buchhalter keineswegs im Interesse des Geschäfts arbeite, und selbst mit Geldern, die nicht rechtmäßig erworben sein könnten, an der Börse spekulire. Er habe gewisse Buchungen vornehmen müssen, die ihm nicht durchsichtig erschienen seien, und auf seine Fragen und Erkundigungen Antworten erhalten, die seine Befürchtungen noch verstärkt hätten, daß die Uebereinstimmung der Kassa mit den Büchern künstlich hergestellt werde. Auch habe es ihm nicht gefallen, daß sein Vorgesetzter fast täglich von Herrn Feinberg Briefe empfinde, die er nicht mit der übrigen Korrespondenz vorlege und daß er mit Herrn Otto Feinberg vielfach geheim konferirte. So lange der Chef selbst die oberste Leitung hatte, habe er sich freilich nicht berufen gefühlt, sich in Dinge zu mischen, deren Verantwortlichkeit ein anderer zu tragen habe; nun aber in seiner Abwesenheit diese offenbar feindlichen Machinationen nur um so dreister fortgesetzt seien, glaube er nicht länger schweigen zu sollen.

Moritz forderte ihn dringlich auf, ihm alles zu sagen, was zu seiner Kenntniß gelangt sei, und versicherte ihn im voraus seines Dankes, auch wenn sich etwa bei näherer Untersuchung ergeben sollte, daß er sich täuschte. Der junge Mann erzählte nun, daß Feinberg gestern Abend nach dem Comptoir gekommen und dort mit dem ersten Buchhalter geblieben sei, als die andern Arbeiter sich bereits sämmtlich entfernt hätten; noch sehr spät habe er im Vorbeigehen Licht hinter den geschlossenen

Laden bemerkt. Am heutigen Tage nun seien sehr weitreichende Umschreibungen von Effekten in den Büchern angeordnet worden, die ein Abkommen mit Feinberg voraussetzten, da hauptsächlich dessen Conto betroffen sei. Soviel er davon verstehe, sei ein Umtausch von sicheren Papieren gegen sehr fragliche Werthe bewirkt, deren Curs zur Zeit nur nominell sei. Er nannte einige Gründungen, bei denen Amberger sich nicht hatte betheiligen wollen, die aber Feinberg gut genug erschienen waren, des Gründergewinns wegen eine Weile protegirt zu werden, ausländische Eisenbahnstammaktien, die durch Prioritäten entwerthet waren, und dergleichen. Solche Umschreibungen hatten keine Gefahr, so lange die beiden Chefs einander in die Hand arbeiteten, und waren auch sonst zu dem Zweck vorgenommen, Feinberg für irgend ein großes Geschäft das bedeutende Mittel in Anspruch nahm, stets bereite Reserven zu sichern, die dann später wieder an ihren früheren Platz zurückwanderten, wenn sie nicht mehr gebraucht wurden. Jetzt zweifelte Moritz keinen Augenblick, daß der Zweck ein ganz anderer war. Feinberg benutzte die letzte Stunde, um unter dem Deckmantel des freundschaftlichen Geschäftsverkehrs, wie er bisher gegolten hatte, den früheren Genossen für den Fall lahm zu legen, daß es denselben etwa doch gelüsten sollte, seine eigenen Wege zu gehen. Vielleicht war deshalb der Prokurist nicht einmal zur Rechenenschaft zu ziehen, da er sich ja auf unleugbare Präcedenzen berufen und einwenden konnte, daß er von einem Zerwürfniß der Herren keine Ahnung gehabt habe.

Soviel schien gewiß: er durfte sich ohne die größte Vernachlässigung seiner Pflichten nicht mehr länger diesem *dolce far niente* hingeben, das nun schon Tage lang seine Macht an ihm übte, freilich nur, um ihm – wie sich's zeigte, mit bestem Erfolge – den Uebergang zu einem ganz anderen Menschen zu erleichtern. Gleich in der ersten Empörung über die Heimtücke dieses falschen Menschen, der das Netz, mit dem er ihn umstellt hatte, jetzt über seinem Kopfe zusammenzog, setzte er sich an Vogelsteins Schreibtisch und verfaßte eine Epistel an Feinberg, in die er seine ganze Galle ausströmen ließ. Er verlangte sofortige Rückgabe der ›entwendeten‹ Papiere, erklärte jeden ferneren Geschäftsverkehr für aufgehoben und schloß: »Ich begreife nun, warum Sie mir eine Bedenkzeit gegeben, um die ich nie gebeten habe. Sie brauchten dieselbe, nicht ich. Was ich auch von der Kündigung Ihrer Freundschaft noch ferner zu erwarten habe, nie werde ich mir die unwürdigen Fesseln anlegen lassen, die ich ernstlich bereue, so lange getragen zu haben. Eröffnen Sie den Kampf – ich bin gefaßt auf alles. Aber erwarten Sie nicht Schonung von einem Gegner, den Sie sich nicht entblöden, mit Füßen zu treten, nachdem Sie sich an seiner Hand zu der Stellung aufgeschwungen haben, die Sie nun zu seinem Verderben zu mißbrauchen gedenken.« Er gab den Brief, ohne ihn auch nur zu überlesen, dem jungen Manne nach der Stadt mit und trug ihm auf, ihn noch diesen Abend in den Briefkasten an Feinbergs Thür zu werfen. Er selbst werde morgen früh zur Stelle sein.

Sein Gesicht glühte, als er den Comptoiristen entließ und nun zu Lena trat, die am Brunnen saß und aus einem großen Korbe in eine Schale Schoten lüftete. Er brauchte beim Gehen keine Stütze mehr und lahmtete nur noch unbedeutend.

»Sie haben wohl wichtige Nachrichten erhalten?« fragte sie, zu ihm aussehend.

»Die allerwichtigsten,« antwortete er, und die Erregung gab seiner Stimme einen nachdrücklichen Klang. »Feinberg will an mir zum Judas werden. Er wartet nicht einmal die Frist ab, die seine Kriegserklärung mir setzte, sondern eröffnet seine Feindseligkeiten sogleich, indem er in mein Gebiet einbricht. Ich muß morgen in der Frühe nach der Stadt.«

»Was nennen Sie in der Frühe?«

»Um neun Uhr wird das Comptoir geöffnet.«

»Ah so! Nun, eine gute Stunde werden Sie auf den Weg rechnen müssen.«

Moritz setzte sich zu ihr, griff in den Korb und nahm eine Hand voll Schoten heraus. Ziemlich ungeschickt öffnete er eine nach der andern und warf die weißen Kügelchen in die Schale. Lena hielt ein Weilchen in ihrer Arbeit inne und sah ihm lächelnd zu.

»Sie machen sich viel zu viel Mühe damit,« sagte sie; »sehen Sie doch einmal zu, wie leicht die Schoten platzen, wenn man sie an der richtigen Stelle drückt.«

Er lehnte sich an ihre Schulter und beobachtete die flinken Hände. »Es ist am Ende nichts schwer, wenn man's versteht,« bemerkte er.

»Nun versuchen Sie's.

»Ich darf Ihnen also helfen?«

»O, so viel Sie wollen.«

Er kam bald in Uebung und schien nun sein Vergnügen daran zu haben, mit ihr um die Wette den Korb zu räumen. »Das Abendessen wird Ihnen schmecken,« meinte Lena.

»Das letzte –«

Sie seufzte kaum hörbar. »Eins ist ja doch immer das letzte.«

»Sie haben doch nicht Ihr Versprechen vergessen, mich nach der Stadt zu begleiten?« fragte er wieder nach einer kleinen Pause.

»Habe ich das versprochen?«

»O, Sie dürfen mir nicht wortbrüchig werden, Lena.«

»Ja, aber Ihr Fuß ist, wie ich bemerkt habe, ganz heil. Sie brauchen mich gar nicht.«

»Wenn Sie so reden, verschlechtert sich sein Zustand sofort wieder, und ich hinke wirklich noch ein wenig.«

»Nun, wenn ich's denn einmal versprochen habe –«

»Ach, Sie sind gut!« Er drückte die Schote, die er gerade zwischen den Fingern hielt, so kräftig, daß sämtliche Kerne fortsprangen.

»Wie verschwenderisch gehen Sie mit der lieben Gottesgabe um,« schalt sie. »Das wird Ihnen abgezogen.«

»Ich will mich bessern,« versprach er und griff wieder in den Korb.

»Lassen Sie nur,« bedeutete sie, »es ist für heute genug.« Sie stand auf und nahm die Schale auf den Arm. »Wollen Sie mir den Korb tragen?«

»Mit Vergnügen!« Er folgte ihr nach dem Hause.

Vogelstein trat gerade aus demselben. »Du hast ja einen vornehmen Diener,« sagte er zuschauend und den grauen Kopf wiegend.

»Und er bekommt nicht einmal Lohn,« antwortete sie schelmisch, indem sie ihm den Korb abnahm und eintrat.

»Wer weiß?« rief er ihr nach. »Ich diene wie Jakob.«

Der Abend war wieder wunderschön. Die kleine Familie blieb lange auf und beisammen. Moritz zwang sich, seine Sorgen zu vergessen. Lena sumnte ein altes Volkslied leise vor sich hin, und er sumnte mit und dann sang sie lauter, und er führte ganz kräftig die zweite Stimme. ›So viel Stern am Himmel stehen –‹ sangen sie und ›In einem kühlen Grunde, da geht ein Mühlenrad –‹ durch alle Verse. Es klang recht wehmüthig und beweglich, als sie ›am liebsten sterben‹ wollten, damit es ›auf einmal still‹ wäre, und sie hatten beide so ihre ernstesten Gedanken dabei, als ob das auf sie passe, obgleich sie gar nicht ans Sterben dachten und eher recht glücklich waren. Es sumnte noch immer in ihm nach, als er sich schon schlafen gelegt hatte: ›am liebsten möcht' ich sterben, dann wär's auf einmal still –‹ bis es wirklich ganz still um ihn wurde und alles Gedenken aufhörte.

Als er morgens in die Stube trat, kam ihm Lena schon im Sonntagsstaate entgegen. »Sie sollen sich wenigstens meiner nicht zu schämen haben,« sagte sie das Kleid

zierlich mit den Fingerspitzen fassend und ausbreitend, »wenn man uns zusammen gehen sieht. Der Großpapa und die Mutter erlauben es.« Die Frau Wachtmeister hatte einen wahren ›Konditorkaffee‹ gebraut, wie Moritz versicherte, und das Gebäck war ein ›Kunstwerk‹. Er hatte guten Appetit, da er sich ja von Lena noch nicht trennen durfte, im Gegentheil eine ganze Stunde mit ihr allein vor sich hatte. Er dankte seinen lieben Wirthen für alle Freundlichkeiten, und wollte sogar der Frau Vogelstein die Hand küssen, was sie aber durchaus nicht zuließ. Und dann mahnte Lena, daß er nicht zu spät nach seinem Comptoir kommen dürfe, und er nahm nun eilig den Hut und drückte dem Alten abgewandt die Hand. Neros Zottelkopf wurde noch flüchtig gestreichelt, und dann schritten sie über die Brücke in den Garten, und durch den flachen Graben an der Stelle, wo ihn das Pferd abgeworfen hatte, auf die Haide hinaus.

Die Sonne stand am wolkenlosen Himmel schon ziemlich hoch, aber die Luft war von der Nacht abgekühlt und recht erfrischend. In dem dichten Haidekraut hingen noch Thautropfen; sie fielen wie Regen auf seinen Fuß, wenn Moritz daran stieß, um Lena recht in der Mitte des engen Pfades gehen zu lassen. Hinter ihr herzuschreiten konnte er sich nicht entschließen, außer einmal für kurze Zeit, um sich an ihrem schlanken Wuchse und an der Fülle ihrer blonden Locken zu erfreuen; sonst mußte er immer dicht neben ihr sein. Er bot ihr seinen Arm, aber sie nahm ihn nicht an. Das sähe ja aus, als ob sie nur so ›spazieren gingen‹; dann wollte er sie unterfassen, sagte

er. Das sei gar nicht mehr nöthig, erwiderte sie, er gehe schon ganz gut, und sie begleite ihn eigentlich nur »für den Nothfall«, wenn ihm etwas zustieße.

Das war ihm ärgerlich, und er ging eine Weile schweigend und nur auf den Weg achtend; ihr aber schien's leid zu thun, daß sie ihn so hatte abweisen müssen, und so war es vielleicht nicht ganz Zufall, daß sie den Arm und die Hand auf seiner Seite herabhängen ließ und mit der andern den Sonntagsrock vor zu naher Berührung mit dem nassen Haidekraute zu sichern suchte, was sie dann nöthigte, ganz nahe neben ihm herzuzugehen. Das machte ihn gleich wieder warm, und er fing nun irgend etwas Lustiges zu erzählen an, wie um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, und ließ dabei seinen Arm wie zufällig – aber das war sicher nicht Zufall – herabsinken und streifte ihre Hand, und faßte sie erst ganz sanft mit zwei Fingern und dann herzhafter, da sie sich ihm nicht entzog. Er erzählte dabei immer weiter, anscheinend noch lebhafter, aber es klang gar nicht lustig; obgleich er selbst lachte, sondern mehr und mehr verworren. Er dachte offenbar gar nicht an das, was er sagte, und Lena hörte auch gar nicht zu; sie wußte, wie's gemeint war. Und nach einer Weile flossen die Worte spärlicher und immer spärlicher, bis der Strom zuletzt ganz versiegte. Nun war es ganz still, und man hörte das Trillern der Haidelerche und das Summen der Käfer, und sie gingen schweigend neben einander her, Hand in Hand, und wagten nicht, sich ins Gesicht zu sehen. Es sollte nur so aus Vergeßlichkeit geschehen sein, daß man Hand in Hand ging.

Die Ziegelei war nicht mehr weit. Am Rande der Haide lagen große Feldsteine einzeln und in Gruppen; mehrere davon sahen Moosbänken nicht unähnlich, der eine zeigte sogar eine Art von natürlicher Rücklehne. »Wollen wir ein wenig ausruhen?« fragte Moritz.

»Nein, Sie müssen schnell nach der Stadt,« antwortete Lena, »wir dürfen uns nicht versäumen.« Er versuchte keine Einwendungen.

Man hatte noch eine kurze Strecke über den Sand und mußte dann auf den Landweg gelangen, der sich schon aus der Entfernung ziemlich belebt zeigte. Zu einem rechten Aussprechen konnte es dort nicht mehr kommen, das übersah Moritz leicht, und was er auf dem Herzen hatte, mußte doch herunter, ehe sie schieden. »Lena,« begann er nach einigen Schritten, »Sie wissen, daß ich gestern an Feinberg geschrieben habe.«

»Sie erzählten es,« antwortete sie, »in Geschäftsangelegenheiten.«

»Das nicht allein.«

Ihre Hand wurde brennend heiß in der seinigen; mit der andern zog sie den breiten Hut tiefer in das Gesicht.

»Ich habe ihm auch Bescheid gegeben auf das, was er bei seinem Besuche mit mir besprach.«

»So?«

»Ja, Lena. Ich habe ihm geschrieben, daß es mit mir und Sidonie aus sei und aus bleibe, und daß ich gar keiner Bedenkzeit bedurfte, um mich so zu entschließen.«

»Aber haben Sie das auch recht gut überlegt, Herr Amberger? Ich denke, Sie sind aufgeregt gewesen wegen der Schlechtigkeit, die Sie erfuhren.«

»Nein, Lena! Das hat nur die Antwort beschleunigt. In der Sache selbst bin ich schon vorher mit mir ganz einig gewesen – bin ich eigentlich nie mit mir uneinig gewesen, Sie dürfen sich darauf verlassen.«

»Es wird Ihnen leid thun, wenn Sie erst wieder in Ihrem Comptoir sitzen, und viel Unannehmlichkeiten und Verluste haben.«

Er drückte ihre Hand. »Es wird mir nicht leid thun.«

»Sie hätten doch noch warten sollen,« meinte sie sehr schüchtern.

»Worauf sollte ich warten, Lena?« fragte er um so muthiger. »Jeder Aufschub war gefährlich. Ich freue mich, daß ich als ein ganz freier Mensch nach der Stadt zurückkehre, das heißt –«

Er bückte sich ein wenig, um ihr womöglich unter den Hut zu sehen, der Stirn und Augen gänzlich beschattete. Sie schien es nicht merken zu wollen; wenigstens hob sie nicht den Kopf.

»Das heißt, Lena,« fuhr er stotternd fort, »wenn ich sage, als ein ganz freier Mensch, so wissen Sie wohl, wie wenig das in gewisser Hinsicht wörtlich zu nehmen ist, nicht wahr?«

»Ich weiß gar nichts,« antwortete sie leise und senkte den Kopf noch tiefer. Er hätte sich aber einbilden können, daß der hübsche Mund dabei lachte.

Nun wand er geschickt seinen Arm um den ihren, ohne ihre Hand loszulassen, und drückte schnell einen Kuß auf dieselbe. »Das ist nicht erlaubt,« sagte sie, sich sträubend.

Er gebrauchte das Recht des Stärkeren. »Ich halte Sie fest,« rief er und näherte seinen Mund möglichst ihrem Ohr, »bis Sie alles gehört haben, Lena, was ich Ihnen zu sagen habe. Gleich das erste Mal, als ich Sie sah, regte sich in meinem Herzen etwas für Sie, wie für keinen Menschen vorher, und in diesen glücklichen Tagen ist es mir dann klar geworden, wie arm ich früher war und wie glücklich ich nun bin in dem Gefühl, daß ich liebe, recht von Herzen liebe. Ich verstehe auch nicht, wie ich leben sollte, ohne wieder geliebt zu werden. Wenn Sie mir aber gut sind, Lena, so denke ich mir's nicht mehr schwer, alles zu ertragen, was über mich kommen muß, und fest zu stehen in jedem Sturm. Und darum sagen Sie mir, Lena, ob ich zu hoffen habe – sagen Sie mir, daß Sie mir gut sind, und daß Sie die Meine sein wollen, liebe, liebe Lena –«

»Hoho!« rief ihnen eine männliche Stimme entgegen, »treffe ich Sie so? Das kann mir gefallen!«

Sie fuhren hastig von einander und blickten erschreckt auf. Ganz vertieft in ihre Liebesgeheimnisse, hatten sie gar nicht gemerkt, daß ihnen jemand entgegen kam, und nun stand er dicht vor ihnen und breitete die Arme aus, um ihnen den Weg zu sperren. »Herr Professor!« stotterten sie beide, noch ganz Verwunderung und Schreck.

Es war Schönrade. Er las erst jetzt von den erhitzten Gesichtern der beiden jungen Leute ab, wie sehr er zur

unrechten Zeit gekommen war, und streckte ihnen die Hände entgegen, indem er bedauernd sagte: »Ich habe gewiß gestört, aber umkehren konnte ich doch unmöglich.«

Lena faßte sich zuerst. »Wenn wir Ihren Besuch auf der Höneburg hätten vermuthen können –« entschuldigte sie gleichsam.

»Nun? Dann hätten Sie doch nicht etwa unsern lieben Freund hier seinen kranken Fuß allein nach der Stadt schleppen lassen. Ich habe schon in Ihrem Hause gehört, was Ihnen passirt ist, und bedaure sehr.«

»O, da ist gar nichts zu bedauern,« meinte Amberger, seinen Aerger über die Unterbrechung noch nicht ganz bezwingend. »Der Fuß ist ganz gesund.«

»Um so besser!« meinte Schönrade. »Einige Tage in der frischen Landluft scheinen Ihnen sehr gut bekommen zu sein. Ich finde Sie unvergleichlich wohler aussehend, als da ich Ihnen zuletzt Lebewohl sagte.«

Moritz ließ sich dieses Kompliment gefallen. »Sie sagten mir nicht Lebewohl, wenn Sie sich dessen erinnern wollen,« entgegnete er sein lächelnd, »sondern –«

»Sie haben recht,« fiel der Professor ein, »wir schieden in Sturm und Regen nicht gerade in der behaglichsten Stimmung. Seitdem hat sich aber das Wetter aufgeklärt – doch wohl auch hier – wie?« Er sah Moritz und dann Lena ins Gesicht und sie senkten beide die Augen. »Auf gewisse Ueberraschungen ist man freilich nicht vorbereitet, und das sind gewöhnlich die angenehmsten. Nun – ich kann schweigen.«

»Das ist unter Umständen eine vortreffliche Eigenschaft,« bemerkte der junge Kaufmann, »besonders wenn die Beteiligten selbst –« Er stockte und schielte zu Lena hinüber. »Daß Sie doch drei Minuten später gekommen wären!« platzte er heraus.

»Ich gehe sofort wieder,« versicherte der Professor, »und sehe mich nicht um.«

»Dann gehen wir wohl zusammen?« fragte Lena, die einer weitem Erörterung dieses Punktes vorbeugen wollte. »Wenn ich richtig rathe, wollten Sie nach der Höneburg, und ich muß dahin zurück.«

»Sie versprochen, bis zum grünen Thor –« intervenirte Moritz eifrig.

»Damals konnte ich doch nicht wissen, welche Gesellschaft sich für den Rückweg finden würde,« wendete sie ein, und gab ihm mit den Augen einen Wink zu schweigen.

»Ich muß nur bekennen, mein geehrtes Burgfräulein,« sagte Schönrade, den Kopf auf die Seite legend, »daß ich nicht Ihretwegen zur Ruine hinauspilgere, so sehr ich mich auch darauf gefreut habe, Sie wiederzusehen. Mein Besuch sollte Herrn Amberger gelten, mit dem ich sehr wichtige Angelegenheiten zu besprechen habe. Ich kam gestern Abend an und ging sogleich zu Ihnen; einen zweiten Gast zur Nacht wollte ich der Ruine Höneburg nicht zumuthen, und so wartete ich den Morgen ab. Daß ich Sie schon unterwegs treffen würde, konnte ich nicht ahnen.«

»Am liebsten kehrte ich wieder um und ginge mit Ihnen und Fräulein Lena dahin zurück, woher ich gekommen bin,« äußerte Moritz sich lebhaft, »aber –«

»Aber Herr Amberger hat die dringendsten Geschäfte in der Stadt,« ergänzte das Mädchen eilig, »Geschäfte, die durchaus seine Anwesenheit dort fordern, und es wäre gewiß ganz unverantwortlich, wenn er das vergäße.«

»Sieh, sieh!« bemerkte der Professor, »der junge Herr steht ja unter strenger Aufsicht. Die kann ihm gar nichts schaden.«

»Lena – Fräulein Lena hat leider recht,« rief Moritz lachend, »ich muß ins Comptoir, und es stehen mir da die unangenehmsten Erörterungen bevor.«

»So ist es um so nöthiger, daß wir mit einander reden,« behauptete der Professor. »Ich schlage vor, Sie lassen sich diesen Wegrest von mir begleiten, lieber Amberger, so unvergleichlich weniger werth Ihnen auch meine Gesellschaft ist, und Fräulein Lena –«

»Findet sich allein nach der Höneburg zurück,« fiel sie ein, indem sie sogleich halb Kehrt machte. »Adieu, Herr Professor, adieu, Herr –«

»Halt!« rief Moritz und verstellte ihr den Weg.

»So rasch geht das denn doch nicht. Ich will wenigstens eine Hand zum Abschied haben. Ihre Hand, Lena!«

»Da ist sie. Nun aber –«

»Darf ich mir dabei denken, was ich will?« fragte er ganz leise.

Er fühlte einen warmen Druck, und wie sie die Augen aufschlug und gleich wieder senkte, war's ihm, als ob er

bis auf den Grund ihrer Seele geschaut hätte. »Ich habe Muth Lena,« sagte er.

»Nun aber –« sie nickte dem Professor zu, »adieu!«

»Wir kommen bald,« versprach derselbe und reichte Moritz seinen Arm.

Das Mädchen eilte fort. Amberger ließ sich nur mit Mühe herumziehen und nach dem Stadthore dirigiren. Ist's denn schon richtig?« forschte Schönrade.

»Ich denke, es ist richtig,« antwortete Moritz. »Man kann's Ihnen doch sagen?«

»Sie meinen –?«

»Wenn Sie wegen Käthchens noch desselben Sinnes sind –«

»Versteht sich!«

»Nun denn, kann man's Ihnen sagen.«

»Ich gratulire von ganzem Herzen. Nun aber wollen wir einmal den Liebesgedanken für ein Stündchen Urlaub geben und als ganz nüchterne Geschäftsleute mit einander verhandeln. Hören Sie mir aufmerksam zu: eine Eisenbahn –

Bald war Amberger ganz Ohr.

XXIII.

»Ich kann mir gar nicht erklären, weshalb die Mama auf einmal so erbittert gegen den guten Professor ist,« sagte Lilli zu ihrem Bräutigam. »Es ist doch am Ende nicht ein so großes Verbrechen, daß er Käthchen liebt. Wenn es sich noch um ihre eigene Tochter handelte . . .«

Ein leichtes Roth überflog ihre Wangen; es fiel ihr ein, daß die Möglichkeit gar nicht so fern gelegen habe.

Mr. Fairfax nickte ziemlich phlegmatisch. »Weißt Du schon, was für ein sonderbares Gerücht über ihn im Umlauf ist?«

»Nun? ich bin begierig.«

»Er soll ein Sohn des sehr reichen Grafen von Gleichenau sein.«

»Ach!«

»So viel ist gewiß, daß er in dessen Hause aus- und eingeht, als ob er dazu gehörte.«

»Aber er heißt doch Schönrade, was so viel ist als Bellarota, und ich weiß von Käthchen, daß seine Mutter die frühere Sängerin Camilla Bellarota ist, die ja übrigens auch Sidonie besucht hat, wie ihre Mutter neulich erzählte.«

»Ja – Camilla Bellarota ist seine Mutter.«

»Nun also –?«

»Liebstes Kind, der Graf von Gleichenau könnte ja doch – aber was geht es uns an? Ich erzähle nur, was man darüber sprechen hört.«

»Kennst Du den Grafen?«

»Ich sah ihn gestern in einer Konferenz von Banquiers, bei der ich zugezogen war, da man unser Haus zu engagieren wünscht. Es handelte sich um ein anscheinend recht hoffnungsvolles Eisenbahnunternehmen.«

»Ist der Vater dabei beteiligt?«

»Noch nicht. Ich glaube, er ist auch schon anderweitig genügend beschäftigt. Die Feinbergs nehmen ihn mehr

als je in Anspruch. Ich weiß nicht – die Herren wollen mir nicht sonderlich gefallen; er sollte vorsichtig sein.«

»Kannst Du ihm das nicht rathen?«

»Es schickt sich kaum in meiner Stellung. Ich habe auch vorläufig noch nicht genug festen Anhalt zu einem ganz bestimmten Urtheil. Wie der Chef des Hauses sich freilich gegen Moritz Amberger benommen hat –«

»Wie denn?«

»Ah! es sind darüber sehr bedauerliche Nachrichten in die Oeffentlichkeit gekommen. Amberger hat eine Prokura zurückgezogen, die er seinem ersten Buchhalter erteilte, und behauptet in Briefen an hiesige Börsenleute, derselbe sei bestochen gewesen. Er reklamirt Papiere als sein Eigenthum, über die Feinberg hier disponirte. So viel ist außer Zweifel, daß Feinberg alle Hebel in Bewegung setzt, seinen Kredit zu untergraben, um ihn zu stürzen, und der Papa Kommerzienrath soll dazu helfen.«

»Wahrscheinlich, weil die Brautschaft auseinander ist –«

»Ja, aber Fräulein Sidonie selbst hat ihm doch, wie Madame Feinberg alle Welt versichert, abgeschrieben und – nun man merkt ja wohl, weshalb.«

»Du meinst, Herr von Fuchs?«

»Es ist auffallend genug, wie Sidonie sich von ihm den Hof machen läßt. Man sieht die Damen eigentlich nur noch in seiner Gesellschaft.«

»Allerdings. Auch zu uns begleitet er sie stets. Er muß viel Zeit übrig haben.«

»Er hat alle seine Zeit übrig. Feinberg könnte sich zu diesem Schwiegersohn gratuliren; er würde bald sein Geld unter die Leute bringen.«

»Aber wie kann nur Sidonie so verblendet sein?«

»Vielleicht hat sie's anfangs auch mit ihm nicht ernst gemeint; sie ist eine Kokette. Nun freilich erwartet man allgemein eine Verlobung, und Herr von Fuchs ist ganz der Mann, diese Erwartung so zwingend zu machen, daß die Familie sich ohne einen sehr unangenehmen Eclat gar nicht wird zurückziehen können. Kommt dort nicht Herr Otto Feinberg? Der ist auch Gift und Galle gegen Amberger, weil ihm die Partie mit seiner Schwester entgangen ist.«

Er täuschte sich nicht. Otto Feinberg war schon aus weiter Entfernung am Gange zu erkennen; er trug gewöhnlich beide Hände hinten in den Rocktaschen und den Hut von der Stirn abgerückt, so daß seine Figur von den langen und dünnen Beinen auf über die Ellenbogen hin bis zur Hutspitze eine ganz sonderbare Zickzacklinie bildete. Er erkundigte sich sofort nach dem Kommerzienrath, ließ sich dann aber auch an die Räthin weisen, als er erfuhr, daß derselbe noch erwartet werde.

Die Räthin litt seit Wochen wieder an ihren nervösen Zufällen. War sie nicht mit ihrer Toilette beschäftigt, die freilich so manche Stunde des qualvoll langen Tages absorbirte, so lag sie meist auf dem Sopha, blätterte in einem Buch oder las aus Zeitungen und Wochenschriften die kurzen Notizen über allerhand Stadt-, und Weltneuigkeiten heraus. Gute Bekannte, wie Herrn Otto Feinberg,

empfang sie, ohne mehr als ihr schweres Haupt ein wenig vom Kissen zu erheben.

»Haben Sie Briefe?« fragte sie.

Er warf den Kopf ins Genick und schnalzte mit der Zunge. »Daran fehlt's nicht; aber die Nachrichten sind noch immer ziemlich dürftig und nicht recht zuverlässig.«

»Amberger hält sich?«

»Er hält sich. Es ist unbegreiflich, wie ihm das auch nur drei Tage lang gelingen konnte. Mein Bruder war überzeugt, daß er auf den ersten Schlag fallen mußte, und er kennt ja seine Geschäftsverhältnisse besser, wie der junge Mensch selbst. Aber er hat plötzlich Ressourcen, von denen wir keine Ahnung hatten. Bis jetzt sind alle Wechsel prompt eingelöst und nicht unerhebliche Differenzen glatt ausgeglichen. Es fragt sich nun, wie lange er es wird aushalten können. Um richtig zu operiren, müßte man wissen, aus welcher Quelle er schöpft und wie tief sie ist. Ich bin verschiedenen Spuren nachgegangen, tappe aber immer wieder im Dunkeln. Wenn wenigstens Ihr Herr Gemahl etwas energischer vorgehen wollte! Aber er ist einmal wieder die Vorsichtigkeit selbst.«

»Hat mein Mann wirklich entscheidenden Einfluß?«

»Er könnte ihn gewinnen, wenn er wollte. Er hält mit Kündigungen zurück, die Amberger mindestens große Verlegenheiten bereiten und den Fuchs aus dem Loche treiben könnten, der ihn unterstützt. Was aber meinen Bruder noch mehr verstimmt: der Kommerzienrath schränkt den ihm selbst bisher gewährten Kredit in sehr

auffallender Weise ein und lähmt dadurch seine Unternehmungen. Er ist plötzlich in der Prüfung der Sicherheiten so überaus genau – fast beleidigend genau. Es ist vorgekommen, daß er uns die besten Papiere zurückgewiesen hat, ich glaube auf ein dummes Gerede hin, das durch Amberger oder seinen Helfershelfer veranlaßt ist. Da man hier an der Börse auf ihn sieht, wird uns unter solchen Umständen jeder Schritt erschwert. Wenn Sie versuchen möchten, ihn etwas mehr für unsere Sache zu interessiren, gnädige Frau –«

»Ich? Sie wissen, daß mein Mann in allem, was Geschäft heißt, sehr selbständig ist. An allgemeinem Zuspruch habe ich es nicht fehlen lassen, aber was kann eine kranke Frau?«

Feinberg zog das spitze Kinn durch die Hand. »Es muß etwas Entscheidendes geschehen, wenn wir uns nicht schließlich blamiren sollen. Nach meines Bruders letztem Briefe hat Amberger irgend etwas im Werke, womit er positiv vorzugehen gedenkt. Dem ersten Anschein nach sind seine Machinationen, so weit sie sich bis jetzt enthüllen, freilich unsinnig genug, aber man weiß nicht, was dahinter steckt. Möglich, daß er nur von sich will reden lassen, daß die Leute sehen sollen, er habe noch Geld fortzuwerfen, aber vielleicht handelt es sich dabei auch um tiefere Pläne, die in irgend einem gescheidten Kopfe ausgeheckt sind.«

»Ist Professor Schönrade noch dort?« fragte die Rätthin nach einer Weile.

»Er ist noch dort!« antwortete Feinberg ärgerlich. »Aus diesem Menschen ist auch nicht klug zu werden. Er hat durch seine Verlobung mit Katharina Amberger die ganze Verwirrung angerichtet. Wäre er frei gewesen –! meine Nichte Sidonie fand Gefallen an ihm, und mein Bruder hätte sich mit Moritz leicht abgefunden, auch wenn die Partie seinetwegen auseinanderging.«

Die Rätthin horchte aufmerksamer. »Des Professors wegen?«

»Freilich!«

»Also Sidonie?«

Feinberg schmalzte wieder mit der Zunge. »Ah! was rede ich? was weiß ich? Man denkt so an dies und das. Kombinationen – nichts weiter! Ich will nur sagen, daß der Professor ein gefährlicher Mensch ist. Die Geldmittel allerdings, über die Moritz so unerwartet zu verfügen hat, können nicht aus seiner Tasche fließen; er besitzt, wie ich zuverlässig erfahren habe, kein Vermögen, und der Kredit eines simplen Professors kann nicht weit reichen.«

Die Rätthin war nachdenklich geworden. Otto Feinberg hatte ein Wort fallen lassen, das trotz seiner eifrigen Ausrrede wichtig genug schien, aufgehoben und in nähere Ueberlegung genommen zu werden. Wenn Sidonie betheilig war, so erklärte sich manches, was ihr bisher in dem Benehmen der Damen unerklärlich geblieben war. Unaufrichtig gegen sich selbst, war sie sehr geneigt, denen einen Mangel an Aufrichtigkeit zum Vorwurf zu machen, die eigentlich gegen sie gar keine Verpflichtungen zu so

vertraulichen Mittheilungen hatten. Am liebsten hätte sie sich eingeredet, daß sie dupirt sei und sich darüber ärgere, nur darüber.

Der Kommerzienrath kam nach Hause. Er erfuhr schon im Garten von Fairfax, daß Feinberg bei seiner Frau sei, und zog ein Gesicht dazu. »Sie werden Recht behalten,« sagte er zu seinem Schwiegersohn, »daß man abwarten muß; die Feinberg scheinen sehr weit gegangen zu sein – man weiß noch nicht, wie weit.« Er entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Die Begrüßung des Gastes war förmlicher, als dieser es gewohnt war. »Wissen Sie denn schon das Neueste?« fragte er, als derselbe sogleich von Geschäften zu sprechen anfang.

»Das wäre?«

»Hm! Amberger hat seinen ersten Buchhalter und früheren Prokuristen, nachdem er ihn fortgejagt, nun auch bei der Staatsanwaltschaft denuncirt.«

Feinberg sah erschreckt auf. »Ist er toll?«

»Warum toll?«

»Ich meine, es kann ihm nicht erwünscht sein, alle Welt in seine privatesten Verhältnisse blicken zu lassen, und was vor den Schranken des Gekrichts verhandelt wird, meine ich –«

»Das kommt auch in die Zeitungen,« ergänzte Wiesel, sein glattes Kinn streichelnd.

»Ganz richtig.«

»Hm! er muß sich also doch sehr sicher fühlen.«

»Das glauben Sie nicht, bester Kommerzienrath; im Gegentheil Verzweiflungskoup, wie er freilich gar nicht ungeschickter unternommen werden konnte.«

»Kann sein! Aber nach dem Briefe, den ich gelesen habe – er war nicht an mich gerichtet.«

»Was schreibt man?«

»Pah! Ganz absonderliche Geschichten. Der Mensch scheint äußerst gravirt zu sein; man spricht von umfangreichen Unterschlagungen und noch häßlicheren Dingen.«

»Noch häßlicheren Dingen?« Das hagere Gesicht zog sich noch mehr in die Länge.

»Greifen wir dem Gerichte nicht vor. Aber was ich Ihnen sagen wollte – hm! es scheint übel bemerkt worden zu sein, daß Ihr Bruder den Menschen sofort in seine Dienste nahm und mit ungewöhnlich großem Gehalt anstellte, unmittelbar nachdem Amberger ihm den Laufpaß gegeben hatte.«

Feinberg fuhr auf. »Was will man daraus schließen?«

Der Kommerzienrath zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht – aber Ihr Herr Bruder und Amberger waren vorher die intimsten Geschäftsfreunde gewesen, und es ist unter solchen doch nicht gerade gebräuchlich –«

»Es ist bekannt, denke ich,« fiel Feinberg ein, »aus welchem Grunde mein Bruder mit ihm gebrochen hat. Sein beleidigender Rücktritt von dem Verlöbniß –«

»Hm! Darüber gibt es verschiedene Versionen. Fräulein Sidonie soll ihm abgeschrieben haben, wird behauptet, und zwar erst von hier aus.«

»Weil er Grund gegeben hat – sicher deshalb.«

Der Kommerzienrath schien wenig Lust zu spüren, sich auf einen weiteren Diskurs hierüber einzulassen; er öffnete ein kleines Schränkchen und nahm eine Cigarrenkiste heraus. »Rauchen Sie?«

Feinberg dankte. »Es würde mir lieb sein zu erfahren,« sagte er, seinerseits zu weiteren Erörterungen drängend, »welche Schlüsse Sie für Ihre Person daraus ziehen, lieber Kommerzienrath, daß mein Bruder einen sehr brauchbaren Buchhalter engagirt hat, von dessen angeblichen Veruntreuungen er doch nicht das mindeste wissen konnte?«

Wiesel hatte eine Wachskerze angezündet und beschäftigte sich möglichst lange damit, seine Cigarre in Brand zu setzen. »Rauchen Sie wirklich nicht?« fragte er ausweichend.

»Vielleicht später. Wenn Sir mir gütigst antworten wollten –«

»Habe ich etwas gesagt?« wick der Kommerzienrath aus. »Ich wüßte nicht.«

Feinberg ging ihm dreister zu Leibe. »Sie haben jedenfalls Thatsachen mit einander in Verbindung gebracht, die nach Ihrer Meinung einen gewissen Zusammenhang haben – ich darf fragen, welchen Zusammenhang?«

Wiesel zwickerte mit den Augen und blies den Rauch durch die Nase. »Kann es Sie beruhigen,« entgegnete er, »wenn ich Sie versichere, daß ich zur Zeit noch gar keine Meinung in der Sache habe? Jedenfalls sind in Ihres Herrn Bruders Hand die Papiere, die Amberger als sein

Eigenthum reklamirt hat – ich lasse gänzlich unentschieden, ob mit oder ohne Recht – und der Buchhalter scheint nach der erhobenen Anklage die Mittelsperson gewesen zu sein, die den Uebergang aus einem Arnheim in den andern bewerkstelligt hat. Ohne Zweifel wird ja Ihr Herr Bruder, mein geehrter Geschäftsfreund, sich über den Erwerb aufs unzweideutigste ausweisen können – ohne Zweifel! Nur daß ich selbst augenblicklich nichts als den Zuschauer spiele, werden Sie begreiflich finden. Nicht wahr? Das werden Sie begreiflich finden.«

Feinberg sah verdrießlich vor sich hin. »Ich hätte mir unter solchen Umständen den Gang hierher ersparen können,« sagte er, seinen Hut nehmend. »Mein Bruder glaubte Anspruch auf mehr Vertrauen zu haben; er wird etwas überrascht sein zu hören, daß Sie sich mit der Zuschauerrolle begnügen wollen, da er auf Ihre thätige Vertretung an der Börse rechnete. Zum Glück fehlt es ihm auch an anderen Freunden nicht, und ich bin weit entfernt, Sie für ihn interessirean wollen, wenn Sie auch nur das geringste Bedenken haben. Nur wollen Sie nicht vergessen, daß es in der Kaufmannswelt heißt: heute mir, morgen Dir! Ignaz sitzt mitunter auch gern unter den Zuschauern.«

»Versichern Sie ihn meiner unveränderten Hochachtung und Ergebenheit,« complimentirte der Kommerzienrath. »Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich von Ihnen falsch verstanden wäre.«

Eben war Frau Feinberg mit ihrer Tochter vorgefahren. Herr von Fuchs begleitete die Damen. Dies Kommerzienrätthin erhob sich seufzend, um ihnen entgegenzugehen; sie sah abgespannt und geärgert aus. Otto Feinberg empfahl sich.

»Ich komme diesmal eigentlich zu Ihrem lieben Manne,« äußerte Madame Feinberg nach der Begrüßung. »Darf ich um einige Minuten Gehör bitten, bester Herr Kommerzienrath?«

Wiesel verneigte sich. »Ah! Ich will nicht stören,« sagte seine Frau. »Begleiten Sie mich nach dem Pavillon, liebe Sidonie.«

»Keine Geheimnisse,« versicherte Frau Feinberg, »durchaus keine Geheimnisse! Ich möchte nur nicht in Gegenwart der jungen Leute –«

»Erlauben Sie also, daß ich denselben Gesellschaft leiste,« bat die Rätthin; »ich bin nicht neugierig.« Herr von Fuchs bot ihr galant seinen Arm. Sidonie folgte mit Mr. Fairfax und Lilli, die mit den Gästen in den Salon eingetreten waren.

Madame Feinberg nahm auf dem Sopha Platz, der Kommerzienrath ihr gegenüber auf einem Rollstuhl, nachdem er die Cigarre beseitigt hatte. »Was steht also zu Ihrem Befehl, meine Gnädigste?«

»Ach! nichts von Bedeutung,« antwortete sie möglichst leichthin. »Ich wollte mir nur wegen eines meiner Freunde eine Anfrage erlauben.«

»Ich bitte sehr. Wenn ich irgend gefällig sein kann.«

»Das können Sie sicher, ohne daß es Sie mehr kostet, als ein gutes Wort, eine freundliche Empfehlung. Es kommt darauf an, einem Manne aus guter Familie und von großer natürlicher Begabung, auch, wenn ich nicht sehr irre, von bedeutenden Kenntnissen und großer gesellschaftlicher Routine eine angemessene Lebensstellung zu verschaffen.«

Wiesel wickelte seine Uhrkette um den Finger. »Eine angemessene Lebensstellung – sehr wohl! Darf ich fragen, meine Gnädigste, was Sie darunter verstehen?«

Die Dame entblätterte den Fächer und ließ ihn wieder zufallen. »Mein Himmel!« sagte sie lächelnd, »ich dünke, darüber könnte kein Zweifel sein. Zu einer angemessenen Lebensstellung gehört naturgemäß ein Amt mit anständigem Titel und ein den Bedürfnissen entsprechendes Einkommen.«

»Die Bedürfnisse der Menschen sind sehr verschieden, meine Gnädigste.«

»Gewiß! Nehmen Sie an, lieber Kommerzienrath, daß es sich in diesem Falle nicht gerade um die bescheidensten handelt. Ich spreche von einem Manne, der schon durch seine adlige Geburt zu den bevorrechteten Ständen zählt, und nach seiner ganzen Lebensweise zu Einschränkungen nicht geneigt sein kann. Nehmen Sie dazu die Möglichkeit einer Verbindung mit einer Familie, die zwar begütert genug ist, auf das eigene Einkommen des jungen Mannes kein besonderes Gewicht legen zu dürfen, der es aber angenehm wäre, ihn in einer Stellung zu wissen, die ihm in den Kreisen ihres eigenen Umganges

im voraus ein gewisses Ansehen sichert. Sie werden nun nach allen Richtungen hin informirt sein.«

Er nickte, indem er zugleich Brust und Schultern sanft vor- und zurückbewegte. »Wollen Sie sich gleichwohl noch deutlicher erklären, gnädige Frau, in welcher Branche? Ich bin Kaufmann – Banquier. Mein Einfluß, wenn von demselben die Rede sein soll, ist beschränkt.«

»Gewiß nicht da, wo ich ihn brauche,« fiel sie ein. »Sie sind bei einer größeren Zahl sehr achtbarer Gründungen nicht nur betheilig, sondern an die Spitze gestellt, neue Unternehmungen sind wahrscheinlich bereits projektirt – man spricht namentlich, wie ich gehört habe, von einer Bank, der ein sehr großes Kapital zugeführt werden soll. Sie verfügen also ohne Zweifel über höchst einträgliche Stellen in den Verwaltungsräthen und Direktorien, und Sie haben Freunde, die Ihnen mit Vergnügen gefällig sind, wenn Sie sich selbst augenblicklich ausgegeben haben sollten. Ein fester Gehalt von vier- bis sechstausend Thaler und eine Tantième vom Jahresgewinn dürfte genügen, und es könnte dagegen die Zusicherung gemacht werden, daß dem jungen Manne eine entsprechende Anzahl Aktien anvertraut werden soll, die ihn jederzeit als Theilnehmer erscheinen lassen. Wie gesagt, es kommt viel weniger darauf an, ihm einen pekuniären Vortheil zuzuwenden, als ihm rasch eine Stellung in der kaufmännischen Welt und in der Gesellschaft zu geben. Ich rechne auf Ihre Bereitwilligkeit, ihm dazu auf mein Fürwort zu helfen.«

Das Gesicht des Kommerzienraths lächelte noch ebenso nichtssagend freundlich, als vorher. »Der junge Herr, der die Ehre hat, von Ihnen protegirt zu werden, ist in kaufmännischen Geschäften bewandert?« fragte er anscheinend ganz harmlos.

Madame Feinberg sah verwundert von ihrem Fächer auf. »Wie sollte er? Ich sagte Ihnen ja ... Mein Himmel! seit wann erkundigt man sich denn bei Besetzung solcher Posten nach kaufmännischen Kenntnissen? Der Mann wird zu repräsentiren wissen, und es kann ihm bei seinen geistigen Fähigkeiten nicht schwer werden, sich in kurzer Zeit einzuarbeiten. Die eigentliche Leitung pflegt ja doch überall in den Händen derer zu bleiben, die über das eingelegte Kapital verfügen. Oder wäre ich da nicht gut unterrichtet? Es scheint mir das in der Natur der Sache zu liegen.«

»Ich wage nicht zu widersprechen,« antwortete Wiesel, sich in seinem Lehnstuhl möglichst zusammenziehend. »Sie kennen die Welt, gnädige Frau. Ich bin nur ein wenig – sagen Sie meinerwegen überrascht, gnädige Frau, daß Sie sich – was mir übrigens sonst eine große Ehre ist – mit einem solchen Anliegen an mich wenden, da doch Ihr Herr Gemahl unzweifelhaft mindestens denselben Einfluß –«

»O, das hat seine Gründe,« unterbrach sie, »seine guten Gründe. Mein Mann wird gewiß mit dem größten Vergnügen Ihnen in jedem ähnlichen Falle seine Dienste zur Verfügung stellen; in dem vorliegenden Falle könnte er nicht wünschen, direkt als derjenige bezeichnet zu

werden, dem Herr von . . . dem der junge Mann seine Lebensstellung verdankt. Ich kann Ihnen das heute nicht näher auseinandersetzen, bester Kommerzienrath, und später werden Sie wahrscheinlich eine Aufklärung nicht brauchen. Begnügen Sie sich freundlichst mit diesen etwas mystischen Andeutungen, und nehmen Sie sogar an, daß mein Mann vorläufig der ganzen Angelegenheit noch fern steht, daß es sich nur um eine Sache handelt, für die ich persönlich mich interessire. Sie werden dabei nicht Gefahr laufen, meinen Mann weniger zu Dank zu verpflichten.«

Sie reichte ihm bei diesen Worten die Hand hinüber, und er unterließ nicht, sich tief vorzubeugen und einen Kuß darauf zu drücken. »Den Dank, Dame, begehre ich nicht«, citirte er, ohne zu ahnen, wie wenig diese Worte seine Absicht ausdrückten, recht galant zu erscheinen. »Es versteht sich von selbst, daß ich bei nächster passender Gelegenheit – trotz des Andranges solcher Bewerbungen – Ihrem Vorschlage jede in meiner Macht stehende Berücksichtigung werde zu Theil werden lassen . . . versteht sich von selbst. Vielleicht darf ich nun auch um den Namen des jungen hoffnungsvollen Mannes bitten.«

Madame Feinberg schmunzelte befriedigt in ihr Taschentuch. »Natürlich!« sagte sie, »Sie müssen ihn kennen lernen. Sollten Sie nicht bereits vermuthen, wen ich meine? Herr von Fuchs hat alle die Eigenschaften, die ihn meiner Empfehlung werth machen.«

Wiesel vermuthete wirklich längst; aber er mußte es wohl für gut halten, den Ueberraschten zu spielen. »Herr

von Fuchs?« fragte er, sich aufrichtend. »Derselbe Herr von Fuchs, der –«

»Der von uns in Ihrem Hause bereits vorgestellt ist und uns auch heute hierher begleitet hat. Ein sehr liebenswürdiger Kavalier –«

»Ohne Frage, ohne Frage –«

»Ein sehr unterrichteter Mann, der über alles zu sprechen weiß.«

»Gewiß! Aber –«

»Aber?«

Wiesel blinzelte zu der gespannt aufmerkenden Dame hinüber und schien zu bedenken, ob er sprechen solle oder nicht. Endlich sagte er möglichst trocken: »Kennen Sie denn seine Schulden, gnädige Frau?«

Sie wurde etwas verwirrt. »Seine Schulden? Nein.«

»Nun – ich auch nicht, gnädige Frau. Ich in habe aber auch wenig Neigung, diese Bekanntschaft zu machen.«

»Herr Kommerzienrath –«

»Was mich durchaus nicht hindert, ihn für einen sehr stattlichen Kavalier, für einen superben Gesellschafter und – auf Ihre Versicherung hin – auch für einen sehr klugen Kopf zu halten.«

Sie ließ den Fächer wiederholt Rad schlagen. »Aber um was wird es sich denn handeln, bester Kommerzienrath? Ein Mann, der unmöglich weiten Kredit gehabt haben kann – um einige Tausende –«

Wiesel legte den Kopf auf die Seite. »Ja, sehen Sie, wenn der Mann es bei engem Kredit schon so weit gebracht hat, calculire ich, wie weit wird er's bringen bei

unbeschränktem? Wenn ich Herrn von Fuchs richtig taxiere, so gehört er zu den Leuten, die immer mehr brauchen, als sie haben. Solchen Leuten verschlägt es nichts, viel zu haben, gnädige Frau.«

Madame Feinberg wandte sich unruhig nach rechts und links. »Aber Sidonie ist unser einziges Kind –« entschlüpfte ihr unversehens.

»Ah! Fräulein Sidonie?« rief Wiesel, anscheinend ganz Ueberraschung. »Verzeihen Sie, gnädige Frau, ich ahnte nicht –«

»Mein Himmel! Was habe ich da gesagt?« fiel sie erbleichend ein. »Welche Unvorsichtigkeit! Ich will nichts gesagt haben – durchaus nichts.«

»Rechnen Sie aus meine strengste Diskretion,« versicherte er.

»Eine entfernte Möglichkeit,« fuhr sie eifrig fort, »wirklich nichts weiter. Ich weiß nicht einmal, ob Sidonie – aber ich bin Mutter – ich mache mir Gedanken – das werden Sie gewiß natürlich finden –«

»Ganz natürlich, gnädige Frau,« suchte er zu beruhigen.

»Niemand darf vorläufig erfahren –«

»Niemand! Ich habe nichts gehört, ich weiß nichts –«

»Und Sie wollten freundlichst für den möglichen Fall?«

»Hm – hm! ohne Frage. Es wird mir lieb sein, Ihren Herrn Gemahl zu überzeugen, daß ich ihm gern gefällig bin – so weit das mit meinen Grundsätzen irgend vereinbar ist.«

Er verbeugte sich eifrig.

Frau Feinberg erhob sich und dankte mit warmem Händedruck. Er reichte ihr den Arm und führte sie nach dem Papillon, wo Herr von Fuchs das Wort führte und die kleine Gesellschaft trefflich zu unterhalten schien. Sidonie war sehr still. Vielleicht stellte sie diesmal absichtlich ihr Licht unter den Scheffel, um das ihres Begleiters heller leuchten zu lassen.

Die Konversation wurde noch eine Weile fortgesetzt. Dann empfahlen sich die Gäste, da nach der Behauptung der älteren Damen die Pferde schon sehr unruhig zu werden anfangen.

»Was wollte die Feinberg von Dir?« fragte die Rätthin, als sie mit ihrem Mann durch den Garten nach dem Pavillon zurückging.

Wiesel antwortete mit der Frage: »Wie gefällt Dir Herr von Fuchs?«

»O, ein sehr angenehmer Mann,« erwiderte sie in gleichgiltigem Ton. »Weshalb?«

Er blinzelte listig mit den Augen. »Merkst Du nichts?«

Sie wurde aufmerksamer. »Was soll ich merken?«

»Ja – sagen darf ich nichts,«

Sie fing an zu verstehen. »Wie? Dieser Herr von Fuchs?«

»Wird bald Direktionsmitglied bei einer neuen Aktiengesellschaft mit vier- bis sechstausend Thaler Gehalt und entsprechender Tantième sein. Es freut mich, daß er Dir gefällt. Aber ich darf nichts sagen – verstehst Du, liebes Kind?«

Die Kommerzienrätin antwortete nichts darauf, sondern lächelte nur vor sich hin. Das waren endlich einmal wieder Neuigkeiten, die ihr Beschäftigung gaben.

XXIV.

Indessen arbeiteten Moritz Amberger und Professor Schönrade in dem alten Hause unter dem Dom rüstig weiter, um sich nicht nur gegen die immer heftigeren Angriffe Feinbergs kräftig zu verschanzen, sondern auch selbst den Hauptschlag vorzubereiten.

Der Professor war gerade zur rechten Zeit gekommen. Er hatte nicht mehr bestimmend auf die Entschlüsse des jungen Mannes einwirken können; der Bruch mit Sidonie und deren Vater war erfolgt und unheilbar geworden, es bedurfte für ihn kaum noch der Bestätigung seiner Vermuthung, daß Sidonie das Verlöbniß in der Hoffnung, Schönrade zu gewinnen, aufgehoben habe, und daß die sehr ärgerliche Einsicht, in schwerer Täuschung befangen gewesen zu sein, sie und mehr noch ihre Mutter zu dem Versuche veranlaßte, diesen übereilten Schritt durch Feinberg rückgängig zu machen. Der Brief Sidoniens an den Professor, so wenig Worte er auch enthielt, war ein Dokument in seiner Hand, das alle Verleumdungen von der andern Seite niederschlagen konnte, wenn man's im äußersten Nothfall brauchen wollte; das gab Moritz eine gewisse Sicherheit in seinem Auftreten gegen Feinberg, der diesen letzten Trumpf, wie er voraussah, nicht würde stechen können. Der Freund durfte nur noch freundlich ermuthigen, auch im Comptoir nicht die Flügel hängen

zu lassen, alle Kraft zusammen zu nehmen, um Mann gegen Mann dem kräftigen und auf schnellen Sieg vertrauenden Angreifer gegenüber zu stehen. Der Plan, den er entwickelte, wurde sofort dankbarst acceptirt, und die materielle Hilfe, die er zur Verfügung stellte, stärkte nicht wenig das Vertrauen des Kaufmanns, der sich schon für verloren gehalten hatte.

In dieser letzteren Hinsicht war es freilich für Schönrade eine Gewissenspflicht, mit aller Vorsicht zu verfahren. Der Graf von Gleichenau hatte ihm mit der größten Liberalität beträchtliche Mittel angewiesen, aber es geschah nun auch ganz auf seine Verantwortlichkeit, wenn er sie für Amberger benutzte. Er durfte sie nur benutzen, wenn demselben damit wirklich geholfen werden konnte. War ein Bankerott nicht abzuwenden, so forderte die Klugheit eher für jetzt den äußersten Rückhalt, um später desto wirksamer bei einem ganz neuen kaufmännischen Unternehmen helfen zu können. Es war eine schwierige Aufgabe für den Gelehrten, in diese Prüfung einzutreten, aber er durfte sich ihr als ein gewissenhafter Mann nicht entziehen. Selbst wenn Amberger ihm zuverlässiger erschienen wäre, hätte er auf dessen einfache Versicherungen hin nicht mit dem Vermögen eines anderen eintreten können; er mußte selbst sehen, selbst rechnen, selbst kalkulieren.

Sein praktischer Sinn und sein Bedürfniß, sich in alles, womit sein Geist sich beschäftigte, klare Einsicht zu schaffen, kamen ihm auch hier zu Statten. »Erst müssen wir die Situation vollkommen überschauen, sagte er zu

Moritz, der sich mit einer oberflächlichen Aufstellung begnügen wollte. »Jede Zahl muß genau und sicher sein, damit wir eine haltbare Basis gewinnen, auf die wir uns unter allen Umständen verlassen dürfen. Dann wollen wir zu bauen anfangen, erst mit den besten und festesten Steinen, höher hinaus meinetwegen auch mit luftigerem Fachwerk. Ist Ihre Lage noch so schlimm, so ist es immerhin schon ein Gewinn, wenn wir wissen, wie schlimm sie ist alles. Verkleistern und Uebertünchen kann nur schädlich wirken. Soll ich Ihnen rathen, so muß ich überzeugt sein, daß Ihnen zu helfen ist; mit dem Wie werden wir dann schon fertig werden.«

Moritz mußte ihm Recht geben. Er entschloß sich zu einer gründlichen Revision seiner Bücher und Bestände, und die beiden Männer saßen nun Tag und Nacht bei der mühsamen Arbeit, Licht in eine Sache zu bringen, die, wie sich bald evident herausstellte, absichtlich verdunkelt und verwirrt war. Der Professor hatte dabei erst zu lernen, mit kaufmännischen Zahlen und Größen zu rechnen, freilich auch zum Vortheil für Moritz, der den Lehrmeister zu spielen hatte und nun genöthigt war, sich viel gründlicher zu informiren und über jedes Verhältniß deutlich auszusprechen. Der gelehrte und gelehrige Schüler ließ sich nie mit einer halben Antwort abspeisen; er fragte immer wieder, bis er sich für vollständig unterrichtet hielt, und Moritz sah bald ein, wie viel Dank er ihm dafür schuldete. Nach achtundvierzig Stunden angestrengter Thätigkeit – man gönnte sich nur die knappste

Zeit zum Schlafen und Essen – war man so weit, die Resultate übersichtlich zusammenstellen und eine Art von Bilanz ziehen zu können.

Ambergers Lage war danach mißlich, sehr mißlich, aber anscheinend nicht hoffnungslos. Der Professor konnte berechnen, daß die bereiten Hilfsmittel genügen würden, die laufenden Verbindlichkeiten zu decken; damit war ihm die Möglichkeit gegeben, mit dem Kapital und Kredit seines Vaters einzutreten. Auf besondere Unglücksfälle war freilich dabei nicht gerücksichtigt, aber auch eben so wenig auf unerwartet günstige Wendungen des Geschicks. Amberger brauchte die Papiere, die er in Händen hatte, nicht durch ein Massenangebot an der Börse zu entwerthen, wie Feinberg sicher voraussetzte; Schönrade nahm einen Theil derselben als Pfand für seinen Vater an. Das Haus war bisher noch wenig belastet und bot ihm für eine beträchtliche Summe Sicherheit, wenn der Zwangsverkauf vermieden werden konnte. So durfte der Professor glauben, auch dem Grafen nichts Ungebührliches zuzumuthen. »Vorwärts!« rief er, als das Facit unter dem Striche stand.

Die nächsten Tage brachten viel Unruhe und sorgliche Spannung. Feinberg eröffnete seinen Feldzug an der Börse, nachdem er bereits überall herumgesprengt hatte, daß Moritz nicht mehr Aussicht habe, sein Schwiegersohn zu werden. Das war für viele Geschäftsleute, die Amberger von ihm sehr abhängig wußten, und eben so der Freundschaft als der Feindschaft des Millionärs großes Gewicht beimaßen, ganz genug, um auch ihren

Rückzug zu motiviren. Man legte nun Umständen eine gewisse Bedeutung bei, die früher ganz natürlich erklärt waren, wie zum Beispiel, daß erst Philipp Amberger, dann auch Frau Barbara mit ihrer Tochter auf und davon gegangen seien, wahrscheinlich nicht ohne sich wegen ihrer Antheile am Handlungsvermögen rechtzeitig gesichert zu haben. Die Klügsten wollten sogar wissen, der Sturz vom Pferde sei nur eine Komödie gewesen, und Moritz habe die Ruine als einen Versteck benutzen wollen, aus dem er durch den schlaun Feinberg aufgestöbert worden; seinen ersten Buchhalter sollte er plötzlich und in kränkendster Weise entlassen haben, um dessen Zeugniß gegen sich zu schwächen, und was dergleichen abenteuerliche Gerüchte mehr waren. Daß Feinberg nichts dazu that, sie zu widerlegen, versteht sich bei seinem Charakter von selbst.

Kaum hatte er an der Börse das Signal zum Angriff gegeben, als sich sofort alle seine Getreuen um ihn scharten und ihre Vasallendienste anboten. Wer eine Forderung hatte, brachte sie mit aller Dringlichkeit vor, wer Kredit gegeben hatte, zog ihn nach Möglichkeit zurück, wer für künftige Leistungen Sicherheit beanspruchen durfte, war nicht blöde in seinen Ansprüchen. Was an der Börse geschah, sprach sich im Publikum weiter herum. Das Haus Amberger hatte für so solide gegolten, daß man ihm gerne seine Ersparnisse anvertraute; nun wurde das Comptoir von denen bestürmt, die ihre Einlagen zurückforderten oder mit kürzester Frist kündigten. Es gehörte Mannesmuth dazu, diesem Sturm die Stirne zu bieten.

Feinberg rechnete mit Bestimmtheit darauf, daß Amberger nur ganz kurze Zeit würde widerstehen können. Er täuschte sich. Zu seiner täglich wachsenden Verwunderung löste derselbe pünktlich seine Wechsel ein, zahlte jedem ohne Weiterung das hinterlegte Kapital nebst Zinsen aus und berichtigte seine Differenzen aus Börsengeschäften, ohne auf den letzten Termin zu warten. Die zu guten Freunde wurden stutzig und schüttelten die Köpfe, die Besorgniß des Publikums schwand, viele brachten das Geld, das sie eiligst abgehoben hatten, eben so eilig wieder zurück. Feinberg war in der ärgerlichsten Stimmung und schickte seinen Bruder ab, um auswärts neue Minen zu legen. Was er für unmöglich gehalten, geschah dennoch: Amberger hatte die Frechheit, bekannt zu machen, daß ein unerlaubter Umtausch von Papieren stattgefunden habe; ja, er wagte es, den Buchhalter, der dazu die Hand geboten, dem Staatsanwalt zu denunciren, und dadurch eine Untersuchung zur Einleitung zu bringen, in die er leicht selbst verwickelt werden konnte! Kein Wunder, daß er seine Anstrengungen verdoppelte, den zu verächtlich angesehenen Gegner niederzuwerfen.

»Wir dürfen nichts halb thun,« meinte der Professor. »Sobald die Wogen sich ein wenig gelegt haben, müssen wir unser Schiff auslaufen lassen, das uns mit seiner Ladung die Verluste dieser stürmischen Tage wieder einbringen soll.« Moritz, der sich in fieberhafter Aufregung befand und davon um so mehr litt, als er an der Börse und auf der Straße ein heiteres Gesicht zeigen mußte, war zu allem bereit, gab aber zu bedenken, ob es gut sei,

wenn er beim Häuserankauf mit seiner Person vortrete. »Die Hauptsache ist,« äußerte Schönrade, »daß wir das Geschäft rasch genug betreiben, um jede störende Einmischung Feinbergs zu hintertreiben. Im übrigen schadet es gar nichts, wenn die Leute etwas zu reden bekommen. Es kann ja doch mit Moritz Amberger nicht schlecht stehen, wenn er Häuser kauft!« Man beschloß endlich, gemeinsam vorzugehen, gleichsam von beiden Seiten, um des Erfolges gewisser zu sein.

Der Professor suchte den Oberbürgermeister in seiner Wohnung auf, einen sehr biedereren und auf das Wohl der Stadt bedachten Mann. Er habe absichtlich seine Amtsstube vermieden, sagte er ihm, um erst eine Angelegenheit gewissermaßen privatim mit ihm durchzusprechen, die möglichst lange Geheimniß bleiben müsse, wenn sie sich ersprießlich für alle Theile erledigen solle. Der Oberbürgermeister versprach strengste Diskretion und gab die Hand darauf. Nun eröffnete er ihm, daß der Freiherr von Höneburg den Anger zwischen der Sandscholle unter der Burgruine und dem Stadtgraben nebst der Ziegelei zu kaufen beabsichtige, um ein industrielles Unternehmen zu begründen, das der Stadt von großem Vortheile sein müsse. Er erbiere sich zugleich, den Graben vor dem grünen Thore zu verschütten oder eine feste Brücke über denselben zu legen und sie auf eigene Kosten zu unterhalten, auch eine breite Fahrstraße bis zum Flusse zum allgemeinen Gebrauche herzustellen. Das Oberhaupt der Stadt erkannte die Vortheile, die daraus der Kommune

erwachsen mußten, und ging bereitwillig auf die Offer- te ein. Der Stadtkämmerer und Stadtbourath wurden ins Vertrauen gezogen; der Professor zeigte sich nicht son- derlich erschreckt, als die Herren der Ziegelei einen über- trieben hohen Werth beileigten, man wurde bald über einen Preis einig, der den Stadtverordneten unter allen Umständen annehmlich erscheinen könnte, und schloß eine Punktation ab, die in geheimer Sitzung eingebracht und zur Genehmigung unterbreitet werden sollte. Die Annahme schien nicht zweifelhaft; war sie einmal er- folgt, so konnte es nicht weiter schaden, wenn die An- gelegenheit auch öffentlich besprochen wurde.

Inzwischen verhandelte Moritz mit den Besitzern der Grundstücke in der engen, zum grünen Thore führenden Straße. Einige von ihnen waren ohne jede Schwierigkeit geneigt, ihren Besitz für eine mäßige Summe abzutreten, aber auf des Professors Rath wurde nicht sofort abge- schlossen, um die übrigen nicht kopfscheu zu machen. Es sei seine Absicht, ›einige Häuser‹ in dieser Straße zu kau- fen, äußerte er jedem einzelnen gegenüber, und er wolle sich die Wahl vorbehalten, wenn er sie sämmtlich besich- tigt und die Bedingungen in Erfahrung gebracht habe.

So war er in den Stand gesetzt, sich vorher genau zu informiren, ob er irgendwo auf ernstlichen Widerstand stoßen würde; ein einziger Opponent konnte ja das gan- ze Projekt verderben. Der Erfolg dieses Manövers war der günstigste; die unverschämten Forderungen wurden zurückgezogen man fing an sich zu unterbieten, jeder meinte seinem Nachbar zuvorkommen zu müssen. Ehe

die Woche ablief, hatte Amberger so viel Kontrakte in der Tasche, als die Straße Häuser zählte.

Daß Feinberg von diesen Ankäufen Kenntniß erhielt, versteht sich von selbst. Er lachte anfangs darüber, wie über eine Albernheit, die man ›dem kopflosen Menschen‹ zutrauen könne. Er wolle die Aufmerksamkeit der Leute von dem öffentlichen Markte, auf dem er eine schlechte Rolle spiele, in die Sackgasse ablenken, witzelte er. Als sich aber ermittelte, daß wirklich Verträge abgeschlossen seien, wurde er doch ernster gestimmt. Er ließ spionieren und mußte sich bald überzeugen, daß irgend etwas im Werke sei, was sich vorläufig noch zu verstecken suche. Legen wir ihm jedenfalls ein Kükuksei ins Nest, kalkulierte er und gab Auftrag, irgend ein Haus mitten in der Straße für sich anzukaufen. Nun aber zeigte sich's, daß keins mehr zu haben war; Amberger hatte die ganze Reihe aufgekauft. Dazu kam dann die neue Ueberraschung, daß der Professor für den Freiherrn von Höneburg den Anger und die Ziegelei vor der Stadt erworben habe; das Geschäft war so geheim gehalten, daß es ihm erst zu Ohren kam, als der Beschluß der Veräußerung bereits einstimmig gefaßt und nicht mehr rückgängig zu machen war. Jetzt ließ sich nicht mehr zweifeln, daß sich Amberger und Schönrade in die Hand arbeiteten. Dieser Professor wurde ihm plötzlich ein sehr gefährlicher Mann!

»Und nun können wir einmal mit gutem Gewissen Feierabend läuten,« sagte der Professor eines Nachmittags, als sie alle Schriftstücke noch einmal sorgsam geprüft

und richtig befunden hatten, »gönnen wir uns also zur Belohnung eine kleine Erholung.«

Moritz hatte nur darauf gewartet; er glaubte zu wissen, was gemeint sei, und stimmte freudig zu. Endlich sollte er sein geliebtes Mädchen wiedersehen!

Sie musterten, während sie durch die enge Straße gingen, ihren Besitz. »Da steht bald kein Stein mehr auf dem andern,« bemerkte Amberger. »Wer nach einigen Jahren hier über ein breites Trottoir an einer Reihe eleganter Schaufenster vorübergehen wird, kann es sicher gar nicht begreifen, daß es unseren Alvordern und uns selbst bis jetzthin möglich war, mit solcher Enge auszukommen. Ich bin nur immer noch besorgt, daß ihm wir am Ende die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, die Regierung nämlich, deren Konzession zur Eisenbahn wir brauchen.«

»Das ist Sache meines Vaters,« beruhigte der Professor, »ich glaube, wir dürfen in dieser Hinsicht volles Vertrauen haben.« Sie schritten durch den Thorbogen der Brücke zu. Schönrade sah zu der breiten Spalte im Gewölbe auf, in der sich ehemals das eiserne Fallgatter bewegte. »Es war doch eine eigene Zeit,« sagte er, einen Augenblick stehen bleibend, »als man das Ding da bereit hielt, den Freiherren von Höneburg die harten Schädel zu zerschmettern, wenn sie darunter weg zu reiten wagten.«

Moritz lachte. »Nun kommt ein friedlicher Maurer mit seiner Hacke und wirft Stein nach Stein in den Graben. Sorgen wir rechtzeitig für eine gute Photographie.«

»Es ist doch außer Zweifel,« wandte der Professor plötzlich stutzend, sich zu ihm, »daß dieses alte Thor zum Graben und zur Brücke gehört, also ohne weiteres von der Stadt gebrochen werden kann? Wir haben darüber noch gar nicht gesprochen.«

»Zum Graben und zur Brücke?« wiederholte Amberger überrascht. »Das glaube ich kaum.«

»Wie?«

»Das Thor gehört, so viel ich weiß, zum Köstlingschen Hause, nur die Brücke ist städtisch und die Gemeinde hat das Wegerecht durch das Thor.«

Schönrade setzte den Stock fest auf den Boden. »Das Thor ist Privateigenthum? Und ich erfahre das erst jetzt?«

»Aber ich glaubte –«

»Fatal! Höchst fatal! Was hilft uns der Anger und die Straße, wenn wir das Thor nicht unser nennen dürfen?«

»Aber das Thor ist dem Besitzer ja gänzlich werthlos! Er muß froh sein, wenn wir es ihm herunterbrechen und seinen Fenstern die freie Aussicht auf eine schöne Straße und den Bahnhof drüben geben. Ich habe angenommen, daß wir deshalb nicht die mindeste Weiterung haben könnten.«

»Lieber Freund –!« Der Professor schüttelte ärgerlich den Kopf dazu. »Es ist allemal bedenklich, sich in solchen Fällen auf bloße Annahmen zu verlassen. Werthlos oder nicht, wir brauchen eine Zustimmung, und sie kann eben so gut gegeben als verweigert werden. Hätte ich ahnen können, daß dieses Festungsthor zu einem Privathause gehörte –«

»Wir kommen damit zur Zeit,« beruhigte Amberger, ungeduldig einige Schritte weiter gehend. »Ich kenne den alten Köstling – man bringt ihm am besten vollendete Thatsachen entgegen.«

Schönrade rührte sich nicht von der Stelle. »Man sollte so wichtige Dinge keine Stunde länger als nöthig hinauschieben,« sagte er. »Melden wir uns bei Herrn Köstling sogleich!«

»Nur jetzt nicht!« rief Moritz, wenig erfreut über den in Aussicht stehenden längeren Aufenthalt. »Der alte Herr läßt sich um diese Zeit niemals und von keinem Menschen sprechen – ich weiß das. Er ist ein Sonderling, aber übrigens ein gutmüthiger und gefälliger Mann, wenn man ihn nur nicht in seinen Gewohnheiten stört. Was soll er denn auch gegen den Abbruch des häßlichen Thores haben? Es ist eine bloße Formalität, daß man ihn überhaupt fragt. Stören wir uns also den schönen Abend nicht; ich bringe die Sache morgen in Ordnung.«

Der Professor zögerte. »Ist es denn ganz sicher, daß wir um diese Stunde umsonst anklopfen würden?« fragte er. »Ich wollte morgen mit dem Frühzuge nach Berlin, über den Stand der Angelegenheit zu berichten, und hoffte ein fertiges Resultat mitnehmen zu können. Das Eisenbahnprojekt läßt sich nicht länger geheim halten, schrieb mein Vater, und ich antwortete in gutem Glauben, der Antrag auf Ertheilung der Konzession könne offiziell beim Ministerium eingebracht werden. Wenn es geschehen sein sollte, ehe wir völlig freie Hand haben?«

Amberger wiederholte seine Versicherung, daß nichts zu befürchten sei, faßte ihn unter den Arm und suchte ihn fortzuziehen. »Es ist Leichtsinn,« opponirte Schönrade. »Der Abend ist lang – was versäumen wir, wenn wir dem Geschäft noch eine halbe Stunde gönnen?« Er kehrte um und zog Moritz mit sich in den Winkel hinein; den das Köstlingsche Haus mit dem Thore bildete, und zu der alterthümlichen Steintreppe, deren Stufen tief abgetreten waren. »Es ist hier nicht immer so still gewesen als heute,« bemerkte der Professor, mit dem Stocke darauf deutend.

Nach mehrmaligem Läuten an der Glocke öffnete sich die Thüre gerade nur so weit, daß der Kopf einer alten Frau um dieselbe herumschauen konnte. »Was wünschen die Herren?« erkundigte sich eine heisere Stimme.

»Herr Professor Schönrade aus Berlin wünscht Herrn Köstling einen Besuch abzustatten,« verklärte Moritz. »Melden Sie uns gütigst, Frau Lutter! Mein Freund muß schon morgen wieder abreisen.«

Die Alte warf einen flüchtigen Blick auf den Fremden. »Der Herr ist im Garten,« antwortete sie. »Der Herr Amberger sollte wissen, daß ich ihn da nicht stören darf.«

»Aber ein sehr eiliges Geschäft –« fiel der Professor ein. »Vielleicht ausnahmsweise einmal –«

»Es ist kein Geschäft so eilig, daß es nicht bis zum anderen Tage warten könnte,« entgegnete sie gelassen. »Der Herr mag's eilig haben, wir nicht.«

»Wollen Sie nicht aber wenigstens fragen?«

»Da ist nichts zu fragen. Ich kenne meine Pflicht, und sie ist einfach genug. Morgen gegen Mittag, meine Herren, morgen!« Dabei schloß sich wieder die Thüre.

»Habe ich nun recht?« ließ Moritz sich triumphirend vernehmen.

»Ich habe mir nun jedenfalls keinen Vorwurf der Saumseligkeit zu machen,« antwortete der Professor, langsam und mit gesenktem Kopfe die Steinstufen hinabsteigend.

Als sie über die Brücke gingen, promenirte Herr Köstling in seinem langen blauen Rocke unten im Garten. Die Katzen folgten ihm wie gewöhnlich auf Schritt und Tritt, schweifwedelnd und von Zeit zu Zeit den Buckel wölwend. »Ich fürchte, ich fürchte, mit diesem Sonderling wird nicht leicht fertig zu werden sein,« bemerkte der Professor leise; »die Katzengesellschaft ist mir verdächtig. Wer ein Freund dieser falschen und scheuen Thiere ist, muß selbst etwas Katzenartiges in seinem Charakter haben.«

»Er ist so schlimm nicht,« versicherte Moritz sehr zuversichtlich, »man muß ihn nur von der richtigen Seite zu nehmen wissen und nicht stören, wenn er allein sein will. Einsiedler haben wunderliche Liebhabereien. Uebrigens ist ja von Alters her die Katze das Specialthier der alten Jungfern, und alte Junggesellen, dünkte ich, sind ungefähr von demselben Schlage.«

»Er war also nie verheirathet?«

»Nie! Man erzählt von einer unglücklichen Liebe, aber die wenigsten wissen etwas näheres davon. Ich selbst

kenne ihn gar nicht anders als so, wie wir ihn heute sahen. Ich glaube, er ist noch nicht sechzig Jahre alt und scheint Methusalems Alter auf dem Rücken zu tragen.«

Er fing an, eine lustige Melodie zu pfeifen. Mit jedem Schritt der Ruine zu wurde er beweglicher und heiterer. Lena wiederzusehen, war ein so froher Gedanke, daß dagegen die schwersten Sorgen nichts hätten aufkommen können, und seine Sorgen wogen ja nach dieser erfolgreichen Arbeitswoche schon recht leicht! er hätte nicht der Sanguiniker sein müssen, der er war, wenn ihm nach der Entlastung von so schwerem Drucke, wie ihn der drohende Konkurs unvermeidlich übte, und angesichts der nächsten seligen Stunden die ganze Zukunft in weniger rosigem Lichte hätte erscheinen sollen. Das grüne Thor hätte noch viel enger und finsterer sein können, ohne den Aufschwung seiner Gefühle zu hindern.

Es war ganz aus dieser heiteren Stimmung heraus, wenn er dem immer noch sehr nachdenklichen Freunde rieth, nicht auf dem Hauptwege in den Vogelsteinischen Garten einzutreten sondern von hinten her durch den Graben um die alten Mauern zu schleichen und die Burgbewohner zu überraschen. Sie kamen wirklich unmerklich bis auf die Brücke. Moritz setzte die Fäuste übereinander und an den Mund wie eine Trompete und tutete ein lustiges ›Ratatata!‹ dreimal zum Thurm hinauf. Innen rasselte schon beim ersten eine Kette, und Nero sprang wie toll auf die Mauer hinauf, laut anschlagend. Aber sein Bellen verstummte bald, als er die Freunde erkannte, und

ging in ein freundliches Knurren und Winseln über. »Wer da?« rief Lenas Stimme.

»Ratatata!« tutete Moritz. »Macht auf, Burgleute! Der junge Freiherr von Höneburg kommt auf Schusters Rappen angeritten und begehrt Einlaß durch mich, seinen getreuen Knappen. Ratatata!«

Das Burgthor flog auf. »Willkommen, Herr Freiherr!« rief Lena ihnen freudig entgegen. »Darf man's denn sagen?«

»Man darf es fagen,« bestätigte Schönrade, »aber ich bitte mir gleichwohl auch ferner den Herrn Professor aus.«

»Und ich bekomme keinen Gruß?« fragte Moritz herantretend und die Hand ausstreckend. »Ich habe mich viel mehr nach Ihnen gebangt als er. Das weiß Gott!«

»Wer's glaubt!« neckte sie, die Augen senkend und doch verschmitzt unter den Wimpern vorblinzelnd.

Großpapa Vogelstein nahm einen Brief des Grafen von Gleichenau mit aller schuldigen Devotion in Empfang und erbrach ihn auf der Stelle. »Endlich, endlich!« sprach er vor sich hin, und eine Thräne näßte die Furchen unter seinem Auge. »Und Sie sind es wirklich – Sie sind sein Sohn, mein gnädiger Herr?«

»Hoho!« rief der Professor. »Das fehlte noch! Ihr Freund, lieber Alter, Ihr dankbarer Freund!« Er schüttelte ihm die Hand.

Moritz und Lena blieben bald mit einander allein. Die Frau Wachtmeister eilte sofort in die Küche, um ein »würdiges« Abendessen zu bereiten, und verzichtete dabei

diesmal gerne auf die kleinen Dienste ihrer Tochter, die jetzt wichtigere Pflichten zu beobachten hatte. Xaver ließ sich von Vogelstein in seiner Mutter Zimmer hinauf führen, um dort deren Briefschaften in Empfang zu nehmen, auf die er nun sein Recht dargethan hatte. Dort machte er dem Alten denn auch von allen näheren Umständen wie einem Freunde Mittheilung, bereitete ihn auch auf die Veränderungen vor, die sich in nächster Nähe der Burg ruine vollziehen sollten. Das alte Gemäuer werde stehen bleiben, versicherte er, eine Erinnerung an die Zeit des Kampfes, die glücklicherweise nicht wiederkehren könne. Er trug ihm einen einträglichen Posten bei der neuen Bahnverwaltung an, aber Vogelstein erklärte sich zu alt dazu und bat bleiben zu dürfen, was er sei, ein einfacher Gärtner und Hüter dieses historisch merkwürdigen Platzes. Er wurde nicht müde, nach seinem alten Herrn, dem jetzigen Grafen Gleichenau, und nach der schönen Camilla zu fragen. Es wollte ihm gar nicht in den Kopf, daß sie einander noch gar nicht wiedergesehen hätten, nachdem der Sohn seinen Vater gefunden.

Hätte Moritz da fortfahren können, wo er stehen geblieben war, als Schönrade ihn bei dem Gange nach der Stadt störte, so wäre er bald zum Schluß gekommen; aber so leicht kam er bei Lena nicht an. Sie that so unbefangen und unwissend, als sei zwischen ihnen nie das leiseste Wörtchen gefallen, das auf eine zärtliche Zuneigung schließen ließ, und so mußte er seine Eroberungen wieder ganz von Anfang beginnen. Nur ging es jetzt sehr viel schneller damit, und ehe eine Stunde verlaufen war,

konnten die Präliminarien für geschlossen gelten, denn sie saßen auf der Bank unter den Bäumen Hand in Hand und waren ganz stumm und schienen beide zu wissen, daß nun nur noch übrig bleibe, einander um den Hals zu fallen und das große Friedenswerk durch einen Kuß zu besiegeln.

Als die Frau Wachtmeister zum Essen rief und die jungen Leute so sonderbar verstört an den Tisch traten, merkte der Professor sofort, was vorgefallen war. »Darf man nun definitiv gratuliren?« fragte er ganz laut, um möglichst schnell den Bann zu brechen. »Das darf man,« antwortete Moritz sehr erleichtert. »Großpapa Vogelstein und Sie, würdige Frau, Lena ist mir gut, und ich bitte feierlich um ihre Hand.«

Der alte Herr war wirklich überrascht; die Frau Wachtmeister hielt es für ihre Pflicht, zu versichern, daß sie überrascht sei. Der Freund half über alle Verlegenheiten hinweg, indem er sich als Schwager *in spe* von Lena einen Kuß ausbat, dann aber die Flasche ergriff, den Rheinwein in die Gläser perlen ließ und auf die glücklichen Verlobten anzustoßen aufforderte. »Gott gebe auch dazu seinen Segen!« sagte der Greis, indem er sie mit beiden Armen umfaßte und an sich drückte, und die Frau Wachtmeister weinte eine stolze Freudenthräne, mahnte dann aber, das Essen nicht kalt werden, zu lassen.

Es schmeckte vortrefflich nach dieser allseitigen Emotion, und daß auch die zweite Flasche entkorkt wurde, kann sich von selbst verstehen. Man blieb bis spät in die Nacht hinein zusammen.

Glücklicherweise stand der Mond voll am Himmel, als die Freunde sich auf der Brücke verabschiedeten. »Ich begleitete Dich gerne über die Haide,« sagte Lena, »wenn es der Großvater nur erlaubte.«

»Komm nur!« acceptirte Moritz eifrig. »Ich bringe Dich dann wieder hierher zurück.«

»Halt!« rief der Professor. »Probirt ein ander Mal, wie lange es dauert, bis bei solchem Zickzack die Stadt zu erreichen ist. Heute trete ich wie Wallenstein zwischen Max und Thekla: Trennt Euch!«

Moritz seufzte. »Also auf Wiedersehen!«

Als die beiden Männer durch das grüne Thor gingen, meinte Schönrade: »Ich werde doch erst mit dem Nachmittagszuge abfahren; das da muß erst in Ordnung gebracht werden.«

»Was?« fragte, Moritz, wie aus dem Traume erwachend. »Ach, das!« berichtigte er sich gleich selbst, »ja freilich! Morgen Vormittag – die Sache ist in wenigen Minuten abgemacht.«

»Wenn nur –!« murmelte der Professor in sich hinein. Es war ihm so eigen beklommen zu Muth unter dem engen Thorbogen.

Als Amberger am anderen Tage nach ziemlich langem Ausbleiben von seinem Gange zurückkehrte, war keine Spur mehr von der früheren Zuversichtlichkeit zu entdecken. »Nun?« fragte der Professor gespannt.

»Zum Teufel!« rief Moritz verdrießlich. »Der alte Köstling macht Schwierigkeiten.«

»Schwierigkeiten?«

»Er will von dem alten Thore keinen Stein rühren lassen!«

Schönrade stieß einen Laut des Unwillens aus und schlug mit der Hand auf den Tisch. »Da haben wir's!«

XXV.

Auch im Palazzo Bellarota zu Florenz, wie in der Höneburg, gab es ein glückliches Paar, und es ist für diese wahrhaftige Geschichte gar nicht gleichgiltig, daß die beiden Bräutigams leibliche Brüder und die beiden Bräute ebenfalls nahe Verwandte waren, und daß der Palazzo Bellarota und die Höneburg auch sonst noch Beziehungen zu einander hatten, die sich in der Person des gemeinsamen Freundes kreuzten. Sonderbar, daß sich alles so trifft! kopfschütteln die Leute, die sich immer darüber ärgern, daß ein anderer mehr erlebt als sie. Ja – wenn ein anderer nicht mehr erlebte als sie, wo gäbe es dann überhaupt eine Geschichte, die des Erzählens werth wäre?

Philipp mußte wohl von einer Leidenschaft zu der schönen Lucia erfaßt sein, die den ganzen Menschen umgestaltete; wie hätte er's bei seiner sonstigen Schüchternheit und Bescheidenheit in der eigenen Werthschätzung anders ermöglicht, ein Wort von Liebe über die Lippen zu bringen? Und er mußte gut und warm gesprochen haben, da die schöne Lucia ihn trotz seines schlechten Italienisch gleich verstand und so viel Zutrauen zu ihm gewann, daß sie's mit dem Fremden wagte. Die Mutter freilich hatte

Bedenken, und wollte erst Schwarz auf Weiß die Beweise sehen, daß ›Signor Ambergero‹ wirklich sei und habe, was er behaupte, wenn man die einzige Tochter mit ihm über die Alpen solle ziehen lassen, aber Uccello vertrat seinen Landsmann kräftig bei ihr und verbürgte sich selbst für dessen Redlichkeit. Er wußte ja, was die Amberger zu bedeuten hatten in der Heimat, und daß Lucia eine gute Partie gewiß habe.

Philipp dachte übrigens anfangs gar nicht daran, nach Deutschland zurückzukehren und sein junges Weib nach dem Norden zu entführen. Es schien ihm viel lockender, in dem sonnigen Florenz wohnen zu bleiben und dort seiner Liebe froh zu werden. Lucia paßte ihm gar nicht unter den grauen Himmel und in die kühle Gesellschaft seiner Landsleute. Am liebsten sah er sie in dem Stübchen mit den schwarzbraunen Holztäfeleien, in dem er sie zum ersten Male gesehen hatte, und wenn sie ihn recht erfreuen wollte, mußte sie sich wieder wie damals auf die Schwelle stellen und wie ein lebendes Bild betrachten lassen. Die Bekanntschaft mit einem sehr tüchtigen Maler, der mit großem Geschick in den Ufficien alte Werke kopirte und seinen Nachbildungen Ton und Farbe der Originale zu geben wußte, verhalf ihm denn auch zu einem wirklichen Bilde der Geliebten, das einem Meisterstück der venetianischen Schule des sechszehnten Jahrhunderts täuschend ähnlich sah. Lucia selbst hatte ihre Freude daran, als sie es entstehen sah.

Freilich waren die Briefe, die er von Moritz erhielt, obgleich sie noch nicht einmal die ganze Wahrheit bloßlegten, wohl geeignet, ihn zu beunruhigen und zu der Frage zu veranlassen, ob es gerathen sei, jetzt sein Vermögen aus der Handlung zu ziehen und dadurch des Bruders Verlegenheiten zu vermehren. Philipp war kein Geschäftsmann, aber er verstand doch von kaufmännischen Dingen genug, um nach dessen Andeutungen beurtheilen zu können, daß eine Gefahr im Anzuge sei, die abzuwenden zu helfen eigentlich die Pflicht des Kompagnons gebiete. Er stand ja nun auch nicht mehr für sich allein in der Welt, sondern ging mit dem Gedanken um, eine Familie zu gründen; da traten denn unversehens die praktischen Rücksichten in den Vordergrund. Moritz dürfe nicht länger allein schalten und walten, sagte er sich, er selbst müsse mitarbeiten, wenigstens so lange, bis er ohne Schädigung des von dem Vater und Urvater geerbten Geschäfts sein Vermögen absondern und als Rentner leben könne. Florenz oder Rom blieb noch immer das Ziel seiner Wünsche, aber er gewöhnte sich und seine Lucia allmählich daran, mit einem längern Zwischenstadium zu rechnen, das sie in seiner Heimat zu durchleben hätten. Es solle allerdings nach Möglichkeit abgekürzt werden, tröstete er sich und sie.

Jedenfalls mußte von dem Palazzo Bellarota so viel über die Alpen mitgenommen werden, als sich zu Schiff und Bahn befördern ließ, ohne daß die Kosten unerschwinglich wurden. Sollte sich nicht vor allem Lucias

Zimmer gleichsam einpacken und drüben wieder aufstellen lassen? Er erinnerte sich eines Raumes in dem alten Hause am Berge, der ungefähr dieselbe Größe, Höhe und, was besonders wichtig war, Beleuchtung hatte. Wenn das kunstvolle und dem Kenner fast unschätzbare Holzgetäfel sorgfältig abgelöst und in derselben Weise dort angebracht, Wand und Decke darüber mit ähnlich matter Farbe gestrichen oder mit einer alten Tapete behängt und dann Lucias Mobiliar aufgestellt würde, konnte sie sich wie zu Hause fühlen. Der Plan beschäftigte beide bald aufs angenehmste; sie besichtigten die Wandverzierung wiederholt genauer, um festzustellen, in welche einzelne Stücke sie sich am leichtesten werde zerteilen lassen, zeichneten und numerirten. Signor Uccello gab gern seine Einwilligung. Während er aber früher mit einer gewissen Geringschätzung von dem ›alten Zeuge‹ gesprochen hatte, heuchelte er jetzt mit komischer Wichtigkeit Kunstverstand, um seiner Gabe einen höheren Werth zu verleihen, wenn er sie ›Lucias Ausstattung‹ beirechnete. »Es ist ein Schatz, den Sie nach Deutschland entführen,« sagte er wohlgefällig, »ein solches Heirathsgut ist selten.«

Es war im Augenblick keine ganz angenehme Ueerraschung, als eines Tages der Lohndiener des großen Hotels Italia ein Billet überbrachte, in welchem Frau Barbara Amberger ihre Ankunft meldete.

Philipp wußte ja, daß sie auf der Reise begriffen war, hatte sich aber doch nicht träumen lassen, daß sie ihn aufsuchen werde. Des Professors Brief an Käthchen, der

durch seine Hand gegangen war, hatte er ihr nach München zugeschmuggelt, und von da war eher ein Besuch des Salzkammerguts zu erwarten gewesen. Weitere Nachrichten blieben aus; er konnte sich ungefähr sagen, weshalb. Gewisse Andeutungen in seinen eigenen Briefen hatten dieser nicht gefallen. Nun glaubte er zu merken, weshalb sie kam, und eilte mit klopfendem Herzen zu ihr.

Der Empfang war, wie er ihn erwartete, etwas kühl. »Ich komme Dich abholen, Philipp,« sagte sie, »Du scheinst die Heimkehr ganz zu vergessen.«

»Ich bin gefesselt,« antwortete er, »fester, als Du wohl denkst, liebe Mutter.« Er war entschlossen, schnell eine Entscheidung herbeizuführen.

»Ich will nicht fürchten,« bemerkte sie streng, »daß Du leichtsinnig ernstliche Verpflichtungen –«

Er unterbrach sie sogleich: »Die allerernstlichsten, Mutter, und ich bitte Dir meine Braut vorstellen zu dürfen.«

So gab es in der ersten Stunde einen Streit, den Käthchen in ihrer milden Weise vergebens bemüht war, hinzuhalten, indem sie mahnte, doch erst einander nach so langer Trennung froh zu werden. Die stolze Frau fühlte sich durch das hinter ihrem Rücken geschlossene Verlöbniß ihres Sohnes mit einer ›Gastwirthstochter‹ zu schwer gekränkt. »Ich erlebe merkwürdige Dinge an meinen Kindern,« rief sie, Käthchen mit hineinziehend; »meine Tochter treibt's heimlich mit einem Schulmeister, und mein Sohn verlobt sich in einem Gasthause! Wenn das Euer

Vater erlebt hätte! Aber ich leide es nicht, ich habe noch ein Wort mitzusprechen, und ich will sehen, ob ich Kinder habe, die ihre Mutter ehren und lieben.«

»Du solltest nicht daran zweifeln,« wendete Philipp ein, »auch wenn wir in unsern Herzensangelegenheiten selbständig entscheiden. Ich habe nun einmal mein Wort gegeben, und mein Wort ist mir heilig. Aber auch wenn ich noch darüber zu verfügen hätte, würde ich, wie ich bekenne, mich nicht anders entschließen, denn Lucia ist der Liebe eines braven Mannes durchaus würdig, und mehr als ein braver Mann will ich mein Leben lang nicht sein.«

Frau Barbara hatte ihren sanften Philipp noch nie so sprechen hören. Er, sonst der lenksamste Mensch, schien sich jetzt ihrem Einfluß gänzlich entziehen zu wollen. Sie zürnte, sie schmolte, sie schalt, sie bat – alles vergeblich.

»Sieh das liebe Mädchen nur erst!« war seine Antwort.

»Ich will sie nicht sehen,« rief die erzürnte Frau, »ich reise sofort wieder ab – unsere Koffer bleiben unausgepackt, Katharina – wir reisen sofort wieder ab.«

Auch diese Drohung hatte nicht den gewünschten Erfolg. »Ich habe keine Macht, Dich zu halten,« sagte er, »aber bedenke, daß ich es als eine schwere Kränkung empfinden muß, wenn Du meine Braut nicht einmal sehen willst. Es kann Dir doch nicht gelingen, ebenso auch meiner Frau aus dem Wege zu gehen, und ich werde sie in unser Haus einführen, darauf mache Dich gefaßt.«

»So wirst Du mich, Deine Mutter, nöthigen auszuziehen,« antwortete sie, nicht ganz in dem früheren energischen Ton. Er trat zu ihr und streichelte ihre Schulter.

»Sei doch gütig,« bat er. »Kennst Du denn Deinen Sohn Philipp nicht mehr? Wenn er gewählt hat, so wirst Du doch wenigstens prüfen können, ob er gut gewählt hat. Nicht? Du könntest so glücklich sein in der Liebe Deiner Kinder. Warum willst Du Dir und ihnen die rechte Freude am Leben verderben?« Dieser freundliche Zuspruch besänftigte sie so weit, daß Philipp wagen konnte, über die näheren Verhältnisse seiner künftigen Schwiegereltern und seiner Braut ruhige Mittheilungen zu geben, auch über die Briefe seines Bruders Moritz zu sprechen, die so wenig geeignet waren, die eigene Lage für eine besonders günstige zu halten. Frau Barbara ließ ihre Freude darüber erkennen, daß das Verlöbniß mit Sidonie aufgehoben sei, dagegen gefiel es ihr gar nicht, daß Moritz mit großer Verehrung von dem Professor sprach und ihn sogar den einzigen Freund in der Noth nannte. Sie hatte gar keine Vorstellung davon, wie überhaupt von Noth die Rede sein könne und wie der Professor dazu komme, sich als einen hilfreichen Freund zu beweisen.

Um so angenehmer war diese Nachricht Käthchen. Ihr Briefwechsel mit dem geliebten Manne war ja seit Wochen gänzlich unterbrochen; sie merkte nun, daß er indirekt auch für sie thätig sein mußte. Die erste Minute, in der sie mit Philipp unbeobachtet von der Mutter sprechen

konnte, benutzte sie, um ihn zu bitten, dem Professor anzuzeigen, wo sie sich befände, und ihn ihrer unwandelbaren Neigung zu versichern.

»Willst Du denn nicht selbst an ihn schreiben, Kind?« fragte Philipp. Ihr ganzes Gesicht lachte.

»Ach! wenn Du den Brief besorgen willst! Er könnte dann wieder einige Zeilen an Dich –« Alle guten Vorsätze waren wieder vergessen.

»Verstehts sich versteht sich,« bestätigte er; »schreibe doch nur, das weitere findet sich dann von selbst.«

»Aber die Mutter?«

»Ja, die Mutter, Kind, sie will es nicht besser haben, als daß wir ein wenig gegen sie komplottiren. Ich hoffe, sie wird hinterher mit uns ganz zufrieden sein.«

Er überlegte sich's, daß vielleicht eine Ueberraschung schneller zum Ziele führen könnte, als langes Verhandeln. Lucia wurde nur im allgemeinen informirt, um nicht verschüchtert zu erscheinen, und erklärte sich gern bereit, der künftigen Schwiegermutter einen ersten Besuch abzustatten. Philipp hatte nicht zu befürchten, seine Braut einer kränkenden Behandlung auszusetzen, er wußte, daß seine Mutter unter allen Umständen die Pflichten der gesellschaftlichen Höflichkeit achten werde. In der letzten Minute fiel es ihm aber noch ein, daß eine Vorbereitung ganz besonderer Art von guter Wirkung sein, ja den Eindruck der Ueberraschung noch verstärken könne. »Verlegen wir die Visitenstunde noch auf morgen Vormittag,« sagte er, »wir haben so große Eile sicher nicht nöthig. Es ist gut, wenn meine Mutter erst in Florenz

ein wenig heimisch wird und die Stadt lieb gewinnt; die Menschen darin werden ihr dann gleich sympathischer werden.«

Philipp ging wieder nach dem Hotel Italia zurück und forderte die Seinigen, wenn sie sich schon genügend restaurirt hätten, zu einem Spaziergange auf. Frau Barbara zeigte sich in etwas besserer Stimmung, von der Abfahrt war nicht mehr die Rede. Philipp reichte den Damen den Arm und suchte auf dem geradesten Wege die Plätze und Straßen auf, die dem Beschauer sofort imponiren müssen. Seine Mutter wurde bald müde.

»Warum fahren wir nicht lieber?« fragte sie.

»Weil man bei der raschen Bewegung alles und nichts sieht,« antwortete er, »und jede Spannung verliert. Treten wir in ein Kaffeehaus ein, uns ein wenig auszuruhen und zu erfrischen. Oder – da fällt mir ein, daß wir ganz in der Nähe des Ateliers eines mir sehr befreundeten Malers sind. Er hat eben ein sehr merkwürdiges Bild auf der Staffelei, wollt Ihr das nicht einmal ansehen? Es stammt aus dem sechszehnten Jahrhundert von noch unbekannter Hand, ist länger als ein Säkulum auf dem Boden eines alten Palastes mit anderem Mobiliar zusammen verborgen gewesen, jetzt kürzlich entdeckt, vorgezogen und von meinem Freunde so glücklich restaurirt, daß man es, wenn die Farben nicht ziemlich stark eingedunkelt wären, für neu halten könnte. Das Bild hat bei allen Kennern großes Aufsehen erregt; es wird Dich in der Art der Malerei an sein Bild in unserem eigenen Hause erinnern – ich

meine das Porträt meines Aeltervaters Jakobus Amberger, weiland Schöpffenmeisters unserer guten Stadt zur Zeit der dänischen Kriege, das unzweifelhaft von einem Venetianer gemalt ist, der sich damals bei uns vorübergehend aufhielt. Wir haben keine dreihundert Schritt bis zum Atelier und Du kannst auf dem Stuhl vor der Staffelei das alte Meisterstück, auf das ich übrigens den größten Appetit habe, so lange bewundern, bis Du – ganz ausgeruht bist.«

Frau Barbara, schon durch den Vergleich mit dem heimatlichen Familienandenken zur Neugierde gereizt, folgte gern. Philipp meldete die Damen an und gab dabei dem Maler einen Wink, zu schweigen. Lucias Bild, das schon zur Verpackung neben einer Kiste stand, wurde eiligst auf die Staffelei gehoben, das Fensterlicht ein wenig gedämpft. »Wenn mir die Damen die Ehre erweisen wollen,« komplimentirte der Maler an der Thür und führte sie ein.

Frau Barbara ließ sich auf dem Lehnstuhl nieder, Käthchen stützte sich hinter ihr auf die Lehne, Philipp stand zur Seite, Mutter und Schwester aufmerksam betrachtend, der Maler neben der Staffelei. Die Gruppe hätte selbst ein gutes Genrestück abgegeben. Das junge Mädchen war ganz Auge; die ältere Dame murmelte: »Schön, sehr schön, in der That sehr schön!« Philipp lächelte befriedigt.

»Was findest Du schön, liebe Mutter,« fragte er, »die Malerei oder den gemalten Gegenstand?«

»O, beides, beides,« rief sie lebhaft. »Ich bewundere die Kraft der Farbe bei so viel Weichheit des Tons. Wenn man bedenkt, daß dieses Bild Jahrhunderte überdauert hat –«

»Man möchte eher an eine höchst gelungene Kopie von einem alten Gemälde glauben,« fiel Käthchen unbefangen ein, »oder an eine Nachbildung im historischen Styl. Ich weiß nicht, wenn man das Bild neben andern alten Bildern sehen würde –?«

»Du zweifelst an der Echtheit?« forschte Philipp

»Ich habe kein Recht dazu, aber es ist in dem Ganzen doch ein Zug – ein Zug – ich kann's nicht ausdrücken, was ich meine. Man möchte sich einbilden, daß man dieser Signora wohl noch heute begegnen könne, und diese Empfindung habe ich sonst nicht bei Porträts aus jener Zeit gehabt.«

Der Maler verstand nicht deutsch. Philipp übersetzte die Worte seiner Schwester ins Italienische, und er lächelte fein. »Du hast immer Deine absonderliche Meinung,« bemerkte Frau Amberger verweisend. »Du hörst ja, daß das Bild vortrefflich restaurirt ist. Wir sollten unsern Jakobus auch einmal diesem Künstler in die Hand geben; er würde ganz anders zurückkommen.« Sie betrachtete wieder das Bild aufmerksam. »Die junge Dame ist von großer Schönheit – von einer Schönheit, wie sie in unsern Tagen schwerlich gefunden werden möchte. Ich will nicht sagen, daß die schönen Mädchen und Frauen seltener geworden sind, aber es fehlt diese Vornehmheit im

Ausdruck, diese stolze Freude an sich selbst, die von Eitelkeit und Koketterie so fern ist. Weiß man nicht, wen die Signora vorstellt?«

Philipp verneinte, sich zum Ernste zwingend.

»Jedenfalls eine Dame von berühmtem Geschlecht,« fuhr Frau Amberger fort, »ihre ganze Haltung spricht dafür. Die Kleidung scheint freilich nicht kostbar gewählt zu sein – das blaue Gewand ist, wenn ich recht sehe, nur von Wollenstoff, aber die Kette mit den Gemmen um die feine Halskrause – wahrscheinlich echte Spitzen – gibt wieder der Einfachheit einen noblen Zug. Ich kann mich nicht satt sehen an diesem reizenden Gesichte, dieser anmuthigen Gestalt!«

Philipp nickte ihr freundlich zu. »Ich soll also das Bild kaufen, Mama?«

»O, es wird zu theuer sein!«

»Ich glaube nicht. Es ist auf einer Auktion für ein Billiges erstanden, da der Besitzer nicht seinen Werth kannte. Mein Freund will kein Geschäft damit machen, nur seine Auslage und die auf die Restauration verwendete Mühe bezahlt haben. Ich denke wir greifen zu.«

Frau Amberger war ganz einverstanden. »Man wird uns zu Hause um diesen Erwerb beneiden,« sagte sie.

»Ich hätte das Original doch lieber,« meinte Philipp.

»Das Original? Du sagtest ja –«

»Die Signora, meine ich.«

»Ah, die Signora!« lächelte die Mama. »Ja, so eine Schwiegertochter ließe ich mir schon gefallen.«

Philipp zuckte die Achseln und seufzte, indem er verstohlen Käthchen zublinkle, die noch immer nicht ganz überzeugt zu sein schien. Er sprach dann dem Maler den Dank der Damen aus und entfernte sich mit denselben, um sie auf einem Umwege am Palazzo Bellarota vorüber nach Hause zu führen. »Dies ist das Gebäude,« konnte er sich nicht enthalten im Vorbeigehen auszuplaudern, »in dem die Signora gefunden ist – jetzt ein Hotel.«

Seine Mutter sah nur flüchtig hinauf; Käthchen aber rief, die beiden Steinfiguren am Eingange bemerkend: »Da sind ja die Männer mit den radartigen Reifen in der Hand, von denen –«

»St –!« bedeutete sie Philipp, sich zu ihr wendend, »Du wirst hoffentlich noch Gelegenheit haben, sie näher zu betrachten. Nur Geduld!«

Er war sehr zufrieden mit dem Erfolge seiner List und freute sich schon im voraus auf das Begegnen am nächsten Tage. Lucia dachte an große Toilette, aber er bat sie um das einfache blaue Kleid, in dem sie sich für ihn hatte malen lassen. »Bleibe ein wenig zurück,« sagte er, als sie im Hotel Italia die stattliche Treppe zum ersten Stocke hinaufstiegen, »ich will Dich melden – es ist im Augenblicke geschehen.« Er trat bei seiner Mutter ein, blieb aber, den Hut in der Hand, an der Thür stehen. »Eine Dame aus Florenz wünscht Dich begrüßen zu dürfen, liebe Mutter,« rief er ins Zimmer hinein. »Ist's erlaubt?«

Sie sah ihn verwundert an. »Eine Dame aus Florenz – mich? Ich kenne hier niemand.«

»O doch – doch! Du wirst Dich sogleich überzeugen.«

Das Gesicht verfinsterte sich. »Philipp, ich will nicht fürchten –«

»Was?«

»Daß Du mich nöthigen willst, ein Mädchen –«

»Aber so sieh doch nur erst!« Er öffnete rasch die Thür – die Signora trat auf die Schwelle.

Frau Barbara fuhr erschreckt zurück und heftete dann einen unbeschreiblichen Blick des Staunens auf die Eintretende. »Aber das ist ja –« sprach sie wie mit gelähmter Zunge.

»Signora Lucia Uccello – meine Lucia, das schönste und beste Mädchen von Florenz.« Er faßte sie bei der Hand und führte sie einige Schritte vor. »Hat der Maler geschmeichelt?«

Die würdige Dame konnte sich noch nicht in die Ueberraschung finden. »Wenn ich das hätte ahnen können!« murmelte sie, »wirklich eine täuschende Aehnlichkeit mit dem alten Bilde!«

»Zu dem sie ja gesessen hat!« rief Philipp lachend.

Lucia begriff nicht, was dieser wunderliche Empfang bedeuten sollte, und sah verlegen zur Erde. »Deine Mutter?« fragte sie.

»Meine Mutter – meine Schwester. Ich erzähle Dir später, weshalb sie so verwundert aussehen.« Käthchen machte der etwas peinlichen Scene ein Ende, indem sie auf Lucia zueilte und sie umarmte.

»Wir sahen gestern Ihr Bild,« erklärte sie zugleich, »Philipp hat sich einen Scherz mit uns erlaubt.«

»Meine Mutter war entzückt von so viel Schönheit und Anmuth,« ergänzte er. »Ich hoffe, liebe Mama, das Original wird Dir noch besser gefallen, als der Abdruck in Farben.«

»Aber es handelte sich im Atelier um ein altes Bild,« wendete sie, den Kopf wiegend, ein.

Philipp nahm ihre Hand und winkte Lucia heran. »Es wird Dir doch lieb sein,« scherzte er unter heftigem Herzklopfen, »daß meine Braut nicht dreihundert Jahr alt ist?«

»Deine Braut?«

»Nimm sie dafür an, Mutter. Du kannst auf der ganzen Welt keine Schwiegertochter finden, die Deinen Sohn mehr liebt und die von Deinem Sohne mehr geliebt ist.«

Frau Barbara schien einzusehen, daß jede fernere Opposition doch nutzlos sein würde, und hielt unter solchen Umständen für gerathen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Sie überließ Philipp ihre Hand, die er in die Lucias legte, und küßte die Stirn des schönen Mädchens. »Ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen, wenn ich deutsch spreche, mein liebes Kind,« sagte sie, so gleichsam ihre Zurückhaltung entschuldigend. Lucia versicherte, daß ihr die Sprache ihres Vaters nicht ganz fremd sei, und daß sie hoffe, sich in derselben bald auch besser ausdrücken zu können, wenn sie zum Gebrauch genöthigt sein werde.

»Haben Sie nur ein wenig Geduld und Nachsicht mit mir, verehrte Frau,« fügte sie hinzu, »ich werde mich gewiß bald in alles Ungewöhnliche finden, da ich ja Philipp von Herzen liebe.«

Das gefiel der alten Dame augenscheinlich; sie streichelte Lucias Wange und Kinn und führte sie zum Sopha. »Ich erkläre ganz offen,« sagte sie, »daß ich mit meinem Sohn recht unzufrieden gewesen bin, als ich hörte, daß er sich hier – in einem Hotel – gebunden habe. Es ist doch nur ein glücklicher Zufall –«

»Werden nicht Ehen im Himmel geschlossen?« unterbrach er. »Sprechen wir als fromme Leute nicht vom Zufall, sondern von Bestimmung. »Nicht wahr, Käthchen? es ist alles Bestimmung?«

»Darüber wäre viel zu sagen,« bemerkte die Mama, »man muß nicht überall den lieben Gott vorschieben.« Ihre Worte klangen trotz dieser Abweisung freundlich. Nachdem sie sich einmal in das Unvermeidliche gefunden hatte, schien sie sich als eine milde Frau dem Töchterchen gegenüber beweisen zu wollen, das ihr mit jeder Minute besser gefiel. Die Visite hatte den günstigsten Verlauf, und als man sich trennte, geschah es mit der Verabredung, nachmittags gemeinsam die Merkwürdigkeiten von Florenz zu besichtigen.

»Das merkwürdigste in Florenz ist der Palazzo Bellarota,« versicherte Philipp, seiner Mutter Hand mit dankbarer Zärtlichkeit küssend, »den ich entdeckt habe.«

Frau Amberger verstand ihn und unterließ wirklich nicht, Lucias Eltern eiligst einen Besuch abzustatten, der nun ein freundschaftliches Verhältniß einleitete. Signor Uccello präsentirte sich als einen Mann, dessen Respektabilität durchaus nicht anzufechten war, und so wurden

bald die praktischen Fragen wegen der Hochzeit besprochen. Man kam überein, dieselbe zu beschleunigen, um Mutter und Schwester des glücklichen Bräutigams als liebe Gäste bei dem Feste zu sehen.

Unter solchen Umständen nun war auch größere Eile wegen Abbruchs der Holztäfelei in Lucias Zimmer nothwendig. Frau Barbara, die im Stillen die Transportkosten berechnete, rieth freilich ab, ›das schwarze Zeug‹ mitzunehmen, aber Philipp hatte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, der Geliebten hoch im Norden ihr trautes Heim neu zu gründen, und war nicht so leicht abzubringen. So wurde denn ein geschickter Kunsttischler angeworben, und ihm die Abnahme der Gesimse und Platten aufgetragen, nachdem die Konstruktion nochmals genau untersucht war.

Die Arbeit ging, nachdem erst an einer Stelle eine Lücke gewonnen war, einige Tage lang gut von statten. Als man aber die Tafeln etwa bis zur Mitte der dem Fenster gegenüberliegenden Wand sorgsam und ohne Verletzung abgehoben hatte, leistete die folgende, äußerlich in nichts von den andern abweichende Platte unvermutheten Widerstand. Alle Verbindungen mit der Wand schienen bereits gelöst zu sein, und doch ließ sie sich kaum ein wenig hin- und herschieben. Man untersuchte aufs genaueste und brachte mit aller Vorsicht ein Instrument in die Fuge, um das Holz abzudrängen. Es gelang dadurch zunächst nur, dasselbe auf der einen Seite so weit vorzuschieben, daß man einen Streifblick dahinter werfen konnte.

»Ich merke schon,« sagte der Tischler, »da hängt ein kleiner Holzkasten mit der Täferei zusammen; er ist eingemauert und gut befestigt.« Philipp mußte ihm recht geben.

»Dann wird der Kasten aber auch einen praktischen Zweck haben,« meinte er. »Nach innen hin stellt er sich sicher als ein Fach oder kleines Schränkchen dar, das vom Zimmer aus geöffnet werden konnte. Suchen wir also die Thür.« Man besichtigte die Platte von oben bis unten genau, konnte aber einen Einschnitt nicht ermitteln.

»Es handelt sich offenbar um einen geheimen Verschuß,« gab der Tischler zu bedenken, »der sich absichtlich unter den bunten Schnitzereien versteckt. Man hatte darin in alten Zeiten große Kunstfertigkeit. Glauben Sie mir, irgend ein kleiner Theil des Reliefs ist beweglich, wenn man den richtigen Druck zu üben versteht; es kommt nur darauf an, ihn zu entdecken, um dem Geheimniß der Eröffnung auf die Spur zu kommen.« Das war aber nicht so leicht.

Die beiden Männer tasteten mit den Händen über jeden Vorsprung, schoben, rüttelten, drehten – vergebens. Lucia brachte ein Licht und ließ es langsam dicht über die Fugen hinwandern, ob vielleicht eine kleine Ritze zu ermitteln wäre. »Ich könnte mir einbilden,« sagte der Gehilfe, der es als eine Ehrensache betrachtete, den Mechanismus aufzufinden, »daß die Backen dieser Frau Eva, die nach dem verbotenen Apfel aufschaut, glätter sind, als die anderen Theile der Figur. Auch das Halsband von Weinlaub ist mir verdächtig. Es könnte sich darunter die

Schnittfuge verbergen und das Köpfchen, wie sonst gewöhnlich eine Rosette, drehbar sein. Darf ich einige Gewalt anwenden?«

Philipp, dessen Neugierde sich steigerte, erlaubte es, aber lange wollte sich beim Schieben und Drängen nach allen Richtungen keine Bewegung zeigen. Man war schon nahe daran, es aufzugeben, an dieser Stelle einzudringen, als ein zufälliger Druck mit dem Daumen unerwartet zum Ziele führte. Der kleine Kopf ließ sich mit Leichtigkeit in die Wand hineintreiben, worauf man gar nicht gefallen war, und in der Tiefe zur Seite schieben. Es zeigte sich nun ein Schlüsselloch.

Alle vorhandenen Schlüssel wurden durchprobirt, aber kein einziger wollte passen. Ein herbeigerufener Schlosser bemühte sich umsonst, mit einem Dietrich zu öffnen. Man mußte den Versuch aufgeben, wenn man nicht die Platte beschädigen wollte. »Schonen wir das Kunstwerk,« entschied Philipp; »vielleicht ist das Fach ganz leer, einen Schatz wird es schwerlich enthalten. Wer es zu öffnen verstand, wird auch dafür gesorgt haben, daß sein Inhalt rechtzeitig geräumt wurde.«

Es stehe ja auch jetzt nichts im Wege, meinte der Tischler, den Kasten aus der Wand zu brechen; jedenfalls sei derselbe fester mit der Holztafel, als mit dem Mauerwerk verbunden. Er machte sich sofort an die Arbeit, und die Ablösung gelang, da man nun dreister eingriff, über Erwarten gut.

Man schüttelte und rüttelte die Tafel mit dem Kasten und glaubte sich zu überzeugen, daß sich doch in letzterem Gegenstände befänden, die ihren Platz wechselten. Der Wunsch, in das geheime Fach Einblick zu erhalten, wurde wieder lebhafter und sprach sich zuletzt allseitig – auch Signor Uccello und seine Frau, sowie Mama Amberger und Kätchen waren herbeigerufen – immer dringender aus. »Ja, was hindert uns denn, den Kasten an der Hinterwand zu erbrechen?« rief endlich Philipp, der einen wichtigen Alterthumsfund zu wittern anfang; »und wenn wir das Brett absägen müßten!«

Das werde freilich nöthig sein, bestätigte der Gehilfe, denn die Wände seien fest in einander gefalzt. »Vortreffliche Arbeit,« fügte er mit sachverständigem Kopfnicken hinzu.

Die Umstehenden baten, nicht zu zögern. So wurde denn wirklich die Säge angesetzt, und nach wenigen Minuten fiel das Brett zur Erde. Alles drängte zu, um in die kleine Höhle zu sehen.

Es lag ein Konvolut Papiere und ein Beutel von Leder in derselben. Letzterer war nur mit einem schmalen Riemen zugebunden, kaum zum vierten Theil gefüllt und hob sich verhältnißmäßig schwer. Der Inhalt wurde auf einen Tisch geschüttet, und ein allgemeines »Ach!« deutete an, wie sehr er überraschte. Er bestand aus allerhand

Kleinodien, werthvollen Steinen, Ringen, Knöpfen, Petschaften, Ketten und sonstigen Schmucksachen von edlem Metall. Auf mehreren derselben fand sich ein Wappen, namentlich auf Siegelringen, und es war immer dasselbe: ein an den Speichen und dem Kranz reich verziertes Rad. »Da haben wir den Erbschatz der Familie Bellarota!« rief Philipp aufgeregt. »O, wäre doch der Professor zugegen – nun sollte er mir wohl glauben! Freilich war ja auch ohnedies nicht der mindeste Zweifel!«

Er fiel nun eifrig über die Papiere her und durchblätterte sie, während die anderen sich noch bei der genaueren Beschauung der Werthsachen vergnügten. »Das ist vielleicht ein sehr wichtiger Fund für gewisse Leute,« sagte er nach seiner Weile, ein kleines Blatt in der Hand behaltend und die feine Schrift darauf musternd. »Alle diese Schriften betreffen die Familie Bellarota. Es findet sich darunter ein vollständiger Stammbaum bis zu einem Annibale Bellarota, herzoglichen Kämmerer, der vor etwa hundert Jahren verstorben ist; dann aber Taufscheine von seinen Nachkommen, einem Sohne Namens Pietro und dessen Sohne Carlo. Wenn ich nicht ganz irre, nannte Professor Schönrade so den Vater und Großvater seiner Mutter – ganz recht, Pietro war's, der wegen politischer Vergehen in der Revolutionszeit eingekerkert wurde und im Gefängniß starb und von dem sich auch

ein Gebetbuch mit einer Aufschrift von seiner Hand erhalten hat. Mein Himmel! und auf diesem Blättchen berichtet er flüchtig, daß seine Gefangennahme nahe bevorstehe, daß er seinen Tod erwarte, daß er seinem Sohne Carlo nichts hinterlassen könne, als diese Familienandenken, da das Haus, soviel ihm noch davon gehöre, habe verpfändet werden müssen, um einige Mittel zu seinen politischen Zwecken zu gewinnen. Vielleicht gelinge es Carlo, ein Vermögen zu erwerben und den alten Familienbesitz wieder auszulösen. Dazu sei aber die Zeit kurz bemessen. Ich nehme das Gebetbuch mit mir, sagt er am Schluß, das dem Manne gehörte, der diesen Palazzo in besserer Zeit mit mancherlei Werken der Kunst geschmückt und auch dieses geheime Archiv angelegt hat. Niemand ahnt, daß sich in der drehbaren Kapsel auf dem Deckel, die anscheinend nur dem Christuskopf von Elfenbein zum Halt dient, der kleine Schlüssel zu dieser Thür befindet. Man wird mir nicht das Versprechen weigern können, das Buch, aus dem ich vor dem Sterben Trost zu schöpfen gedenke, nach meinem Tode in meines Sohnes Carlo Hand zu legen als mein einziges Vermächtniß an diesen Geliebtesten, und man wird dieses Versprechen halten, da der Gegenstand werthlos ist. Gott gebe Dir frohere Tage, mein Sohn, als ich sie erlebt habe! – Carlo muß sich damals an einem andern Ort befunden haben, vielleicht hatte sein Vater nicht mehr Gelegenheit, ihn über das Geheimniß der Kapsel aufzuklären, vielleicht befindet sich der Schlüssel zu diesem Schrein noch jetzt unter dem Deckel jenes Gebetbuchs. Damit wäre dann

über jeden Zweifel hinaus bewiesen, daß jener Carlo Bellarota, der in Deutschland als Sänger lebte und darbt, dieselbe Person war, deren Taufe dieser Schein bezeugt, Pietros Sohn, Annibales Enkel –«

»Der Großvater Xavers,« fiel Katharina ein. »O, wenn das Camilla erfährt!«

»Was – was – was?« fragte Frau Barbara eifrig. »Xaver! das ist ja wohl Herr Professor Schönrade, der freilich behauptete, auch Bellarota – ja, und der stammte also wirklich aus der alten Familie, die hier ihren Stammsitz hatte, der dieses Wappen zukam? Soll man das glauben?«

»Es scheint gewiß,« bestätigte Philipp. »Ihm selbst freilich sind diese Dinge sehr gleichgültig, aber seine Mutter legt Werth darauf, und wer weiß, welche Bedeutung so etwas ganz unvermuthet haben kann?«

»Sehr richtig,« bemerkte Käthchen. »Wenn nicht dem Professor Schönrade, so kann doch vielleicht dem Freiherrn von Höneburg dieser Taufschein sehr nützlich werden.«

Ihre Mutter sah sie verwundert an »Dem Freiherrn von Höneburg? Was hat der –?«

»Ach! ich sollte es freilich noch verschweigen,« sagte das erschreckte Mädchen, »aber es kam mir so auf die Lippen – und ein Geheimniß ist es ja kaum zu nennen. Xaver war nur zu stolz, sich bei Dir darauf zu berufen, nachdem Du ihn abgewiesen hattest. Camilla Bellarota ist die geschiedene Frau des Freiherrn von Höneburg,

und Xaver dessen Sohn, der Sohn des jetzigen Grafen Gleichenau.«

»Und so etwas konntest Du mir verschweigen?« rief Frau Barbara ganz außer sich, »mir – Deiner Mutter?«

»Es war mir ja verboten zu sprechen, beste Mama. Vielleicht fand Xaver die Verhältnisse noch nicht aufgeklärt genug, und er hoffte ja auch, Dich endlich noch ohnedies zu gewinnen.«

»Ja, ja, ja!« bestätigte die gekränkte Dame, »ich will nichts verschwören, er hätte es vielleicht durchgesetzt, daß ich meine einzige Tochter einem Professor – es ist möglich. Aber wenn es richtig ist, daß er das Recht hat, sich Freiherr von Höneburg zu nennen, wenn seine Mutter eine Enkelin dieses edlen Pietro Bellarota – was wollte ich sagen? Ich bin ganz verwirrt.«

»Du wolltest sagen, beste Mutter,« ergänzte Philipp, »daß Dein gutes Herz auch da nicht länger widerspricht, daß Du Käthchens Wahl billigst, und daß ich meinem Freunde schreiben kann –«

»Halt, halt, halt!« fiel sie ein, »nicht zu schnell. Ich werde abwarten, ob der Freiherr von Höneburg um meiner Tochter Hand anhalten wird. Dann freilich – will ich noch nichts gesagt haben.«

Käthchen umarmte sie und küßte ihre Hand. Sie ließ sich's gefallen, schmolte aber dabei: »und ein ungerathenes Kind bist Du doch, Du!«

»Jedenfalls muß der Professor diese Papiere erhalten,« sagte Philipp, »ich schreibe noch diese Nacht an ihn, am sichersten wohl nach Berlin. Von wem darf ich grüßen?«

Er blickte dabei Käthchen an, aber sie antwortete nicht, sondern sah schelmisch bittend zu ihrer Mutter auf.

»Nun, meinerwegen von mir,« gestand die würdige Dame lächelnd zu. »Es wird sich ja wohl schicken, wenn ich ihm zu diesem Funde gratulire. Schreibe aber nichts anderes.«

»Ich will's schon aufs beste besorgen,« versicherte Philipp und streichelte ihre Schulter. »Ob wir ihn zur Hochzeit einladen?«

»Ach, das wäre prächtig!« rief Käthchen mit blitzenden Augen.

»Darüber haben unsere würdigen Gastgeber, Signor Uccello und seine verehrte Frau zu entscheiden,« schloß Frau Barbara das Gespräch.

XXVI.

Hätte der Professor ahnen können, was sich in Florenz zu seinen Gunsten enthüllte und was der Brief enthielt, welchen die Lokomotive so eben den Brenner hinauf trug, er wäre gewiß weniger verstimmt gewesen oder hätte mindestens seinen Sorgen Urlaub gegeben. Nun konnte er es Moritz nicht verzeihen, daß derselbe nicht wegen des alten Thores vorsichtiger gehandelt hatte, da er doch die lokalen Verhältnisse kannte, und wo möglich noch heftiger schalt er auf seine eigene Nachlässigkeit, sich nicht gründlicher informirt zu haben. Das Thor sperrte die Straße; es mußte fallen, oder das ganze Projekt fiel ins Wasser, an dieser Stelle einen freien Ausgang

aus der Stadt zu gewinnen. Nun war aber eine lange Häuserreihe bereits gekauft; ein großes Kapital steckte in diesem Besitz, der leicht werthlos werden konnte, wenn Moritz allen Anstrengungen zum Trotz zum Konkurse gehen mußte – und das Geld war ihm von seinem Vater anvertraut, der mit Recht die größte Vorsicht erwartete. Mehr noch, der Graf hatte bereits das Bahnunternehmen eingeleitet, Verträge abgeschlossen, das Ministerium in Anspruch genommen; wenn er seine Zusage nicht halten konnte.

Einem Menschen wie Schönrade mußte der Gedanke unleidlich sein, bei dem Mißlingen eine Mitschuld zu haben. »Wir dürfen uns dabei nicht beruhigen,« sagte er zu Moritz, »ich selbst will Herrn Köstling heimsuchen und mit ihm ein verständiges Wort sprechen. Ich hätte nur gleich die Sache in die Hand nehmen sollen.«

Moritz schien nach dem Ausdrücke seines Gesichtes wenig gläubig, antwortete aber nicht. Er selbst war stark deprimirt und geneigt, sich das Schlimmste vorzustellen; die Ablehnung Köstlings mußte wohl so entschieden gewesen sein, daß er auf dessen Sinnesänderung nicht mehr glaubte hoffen zu dürfen. Hätte man zuerst bei ihm angefragt, so hätte seine Antwort genau eben so geläutet, war seine ausgesprochene Ueberzeugung; aber dann wäre freilich viel Zeit, Mühe und Geld erspart worden

So gab denn ›Professor Schönrade‹ seine Visitenkarte in dem alten Hause am Graben der schon bekannten Haushälterin in der großen Strichhaube ab und mußte lange warten, bis er den Bescheid erhielt, daß der Herr

bitten lasse, einzutreten. Er wurde durch mehrere Zimmer gewiesen, die nur spärliches Licht erhielten und mit uraltem Hausrath, hohen aus kleinen Scheiben zusammengesetzten Spiegeln und großen Glaskronen dekoriert waren, und fand endlich den alten Herrn in einem Stübchen, das die Aussicht auf den Garten hatte, dessen Fenster sich aber bis auf einen halben Flügel durch dunkle Vorhänge gegen die Sonne abgeschlossen zeigten. Es schien der einzige wirklich bewohnte Raum zu sein, denn es stand darin in der hinteren Ecke ein Bett, daneben ein Bücherrepositorium, ein Sopha mit schwarzem Pferdehaarbezug und an dem hellen Fenster ein einfacher Schreibtisch. Einige Stühle mit gedrechselten Füßen und steilen Lehnen füllten die Räume dazwischen; die Wände waren hoch hinauf bedeckt mit Familienbildern, die zum großen Theile so stark nachgedunkelt hatten, daß nur die weißen Halskrausen und die gelblichen Gesichter darüber kenntlich wurden. Auf dem Fensterbrett vor dem Schreibtisch lagen die beiden Katzen mit den Köpfen einander gegenüber, bewegungslos wie ägyptische Sphinx; man hätte sie für ausgestopft halten können.

Herr Köstling betrachtete den Eintretenden mit einem Blicke, in dem sich Verwunderung und Mißtrauen mischten. »Ich weiß nicht, ob es wirklich Ihre Absicht war, *mich* zu sprechen, Herr Professor,« sagte er mit leise schnarrender Stimme. »Aber setzen Sie sich doch. Aus Berlin – nicht wahr, aus Berlin? Ich habe recht verstanden.«

»Ich bin dort Lehrer an der Universität,« antwortete der Professor, der sich eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren konnte, mit erzwungener Ruhe, »und mein Fach sind die Naturwissenschaften, speciell die Geologie. Ich halte mich jedoch hier nicht Studien halber auf, sondern in weit abliegenden Geschäften, die mir die Freundschaft halb und halb aufdrängt. Um mein Interesse mit einem Worte zu motiviren: ich bin verlobt mit Fräulein Katharina Amberger und habe daher den leicht erklärlichen Wunsch, Herrn Moritz Amberger bei gewissen Unternehmungen Dienste leisten zu können, die durch meine Berliner Freunde gefördert werden, und von deren Gelingen viel für die ganze Familie abhängt. Darf ich Ihnen das Nähere auseinandersetzen?«

Diese Frage war sehr gerechtfertigt, denn Herr Köstling hatte sich bei Erwähnung des Namens Amberger mit unwilliger Miene abgewandt und die Stirne in so tiefe Falten gezogen, daß man zweifeln durfte, ob er weiter zuzuhören überhaupt geneigt sei. »Wie Sie wollen, wie Sie wollen,« sagte er verdrießlich. »Aber wenn Sie etwa mit demselben Antrage kommen sollten, mit dem Herr Moritz Amberger mich gestern beanspruchte – wegen des Thores an meinem Hause – da können Sie jedes Wort sparen. Nie, nie, nie!«

Das klang wenig tröstlich. »Lassen Sie mich gleichwohl die Sache, nochmals erörtern,« bat der Gast, »vielleicht stellt sie sich Ihnen dann von einem Gesichtspunkte dar

»Es gibt da nur einen einzigen Gesichtspunkt für mich,« fiel der Alte ein. »Das Thor gehört mir, und ich *will* es nicht zum Abbruch veräußern – überhaupt nicht veräußern – *will* nicht!«

»Ich wäre in der Lage, einen sehr namhaften Preis für das alte Gemäuer zu bieten,« sprach der Professor mehr vor sich hin, als geradeaus zu dem Alten. »Fordern Sie!«

Köstling lachte laut auf, so daß die beiden Katzen, denen dieser Ton ganz ungewohnt sein mochte, wie verwundert die Köpfe wandten und neugierig die Ohren spitzten. »Einen namhaften Preis!« rief er. »Was soll das heißen? Einen Preis, der den reellen Werth weit übersteigt. Natürlich, das! Welchen reellen Werth hat das Ding aber? Wenn man es auseinanderschlägt, ist's ein Haufen alter Steine, Schutt, Staub. Wie viel Mal wollen Sie den Werth multiplizieren, um einen namhaften Preis herauszubringen – wie viel Mal?«

»Nicht das Gemäuer hat uns Werth,« antwortete der Professor, »sondern die Stelle, auf dem es steht. Die Schätzung ist eine willkürliche.«

Köstling zog den Kopf in den hohen Kragen seines blauen Rockes, wie in ein Schneckengehäuse. »Was soll das mir? Einem Manne, der keine Bedürfnisse hat, der reich genug wäre, den ausschweifendsten zu genügen wenn es ihm Vergnügen gewährte. Ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester, nicht Weib, nicht Kind; ich bin ganz allein auf der Welt. Dieses große

Haus steht leer in allen Etagen, nur dieses Stübchen bewohne ich; mein Magen behagt sich am besten bei einfacher Kost; meine Bücher sind so gut, daß ich sie immer von neuem lesen kann; mein Garten bringt Früchte, mehr als ich brauche, und meine Freunde da –« er wies auf die Katzen – »sind genügsam wie ich. Was kann uns gedient sein mit einigen tausend Thalern, uns? Wir haben schon zu viel.« Seine Stimme wurde immer leiser. »Allein in der Welt – allein!«

Schönrade überzeugte sich, daß auf diesem Wege nicht vorzudringen sei. »Nun denn – um des gemeinnützlichen Zweckes willen!« sagte er. »Geben Sie einen Besitz auf, der Ihnen nicht den mindesten Vortheil gewährt, aber eine Anlage hindert, die der Stadt zum größten Segen gereichen, den Wohlstand vieler ihrer Bürger fördern, darüber hinaus Handel und Verkehr neue Straßen schaffen würde. Herr Moritz Amberger hatte nicht Vollmacht, Sie in unsere Pläne einzuweißen; ich aber nehme nicht Anstand, Sie zum Vertrauten zu machen. Hören Sie mich einige Minuten ruhig an.« Er entwickelte nun das Projekt der Eisenbahn und die Nothwendigkeit, einen geräumigen Zugang zum Bahnhof zu öffnen, mit größter Klarheit. »Alle Hindernisse sind beseitigt,« schloß er, »nur das alte Thor steht noch. Geben Sie die Genehmigung zum Abbruch, und Sie werden eine Wohlthat üben, die Ihnen selbst Freude bereiten muß.«

Köstling hatte mit geschlossenen Augen dagesessen; jetzt blickte er auf, gleichsam um sich zu überführen, ob

der Professor zu Ende sei. »Glauben Sie?« fragte er in gezogenem Tone. »Und wenn Sie in allem Recht hätten, was gewinne ich bei der Veränderung? Ich? Eine unruhige Straße an meinem Hause vorüber, eine Brücke über meinem stillen Garten, die Tag und Nacht unter schweren Lasten erdröhnt, einen Bahnhof drüben, auf dem die Lokomotiven pfeifen und keuchen. Und dazu soll ich die Hand bieten? Ich liebe die Stille, die Einsamkeit, die Weltvergessenheit – alles, was ich noch von Lebensfreuden mein nenne, hängt daran. Und Sie muthen mir zu –? Ah! Sprechen wir nicht weiter davon.«

Diese Worte hatten einen eigenthümlich elegischen Klang; beabsichtigten sie auch sicher nicht Mitleid zu wecken, so übten sie doch diese Wirkung. »Ich begreife wohl,« sagte der Professor sanft, »wie wenig sympathisch Ihnen nach alledem unser Unternehmen sein kann. Wenn Sie demselben aber die Bedeutung beimessen, die es nach meiner Schätzung wirklich hat, sollte es Ihnen dann nicht als ein sehr verantwortlicher Egoismus erscheinen, ein großes Werk zu hindern, nur um auch ferner ein stilles Stübchen, einen stillen Garten Ihr Eigen nennen zu dürfen? Wenn Sie das in freundliche Erwägung ziehen wollen –«

»Egoismus!« fiel der Alte ein. »Ja wohl, ich bin ein Egoist; aber ich habe ein viel besseres Recht, es zu sein, als Sie und alle die anderen, die Unruhe in die Welt bringen, um sich in dem wüsten Getriebe zu bereichern. Um sich zu bereichern, ja, ja! Das ist ja doch der eigentliche Zweck, was für schöne Phrasen ihn auch bemänteln. Ich

bin ein Egoist, denn ich habe nichts als mein Ich, will nichts haben als mein Ich. Ganz allein bin ich gestellt – was soll ich lieben als mich? Wofür soll ich sorgen als für mich? Wenn ich mich selbst nicht mehr der Liebe und Sorge werth achte, wer thut's? Schauen Sie da an den Wänden hinauf! Das sind meine Väter und Großväter und Urväter – und ich bin der letzte. Mit mir geht ein Geschlecht zu Grunde. Ich habe keine Zukunft mehr – nur noch Vergangenheit. So lassen Sie mir, was der Vergangenheit angehört, was mir ein Stück Leben ist, was diese alten Augen erfreut: ich will nicht bei lebendigem Leibe sterben.«

Den Professor durchschauerte es unheimlich. Was hatte dieser einsame Mann durchlebt, daß er so empfinden konnte? Er wußte keine Antwort.

»Das alte Thor!« fuhr Köstling nach einer Weile fort, das Kinn ein wenig hebend und mit den grauen Augen lebhafter aufblickend. »Das alte Thor! Wem hat es noch Bedeutung als mir? Wer versteht noch die Schrift seiner Bildwerke als ich? Die Geschichte meines Hauses ist darauf geschrieben, Herr Professor. Soll ich die Geschichte meines Hauses auslöschen, bevor ich selbst den Punkt darunter gesetzt habe? Das Thor hat einmal vor Jahrhunderten die Stadt einem Köstling als Ehrengabe verschrieben, weil er es gegen einen Sturm der Freiherren von Höneburg mit seinem Blute vertheidigt hatte, und

mit seiner Söhne Blut, deren vier auf dem Platze blieben. Verschieden für ewige Zeiten, wie es in der Urkunde heißt, deren Siegel noch wohl erhalten sind. Die Köstlinge sollten der Stadt Hüter sein, und sie haben Thor und Brücke noch oft vertheidigt gegen der Ritter Angriff, und wie ein Wahrzeichen echter Bürgertreue steht es da. Wiegt so ein Andenken nichts? Ihnen freilich nicht. Was kümmert Sie die Chronik dieser Stadt und meiner Familie? Ich aber weiß, daß sie auf allen Blättern beschrieben ist mit der Feindschaft zwischen den Höneburgern und den Köstlingen, mit den Kämpfen um dieses Thor. Und bis in die jüngsten Tage hinein hat diese Feindschaft gedauert – ich selbst habe sie noch bitter erfahren in meiner Jugend, und mein Alter zehrt davon bis zum Tode.« Er stand auf, schob den Fenstervorhang zur Seite und wies mit der Hand hinaus. »Dort ragen die Ruinen der Höneburg auf. Die Burg und das Thor, die schauten einander feindlich an seit fast fünfhundert Jahren. Nun denn! Das Thor soll nicht fallen, so lange dort noch ein Stein auf dem anderen liegt! Die gehören zusammen.«

Der Alte verharrte noch eine Weile in seiner Stellung, unverwandt zu dem alten Bau in der Ferne hinüberschauend. Hätte der Professor ihm ins Auge sehen können, dieser Blick voll Haß hätte ihn erschreckt und muthlos gemacht. Nun beschäftigten sich seine Gedanken mit den letzten Worten des alten Herrn, die so drohend klangen und sich doch vielleicht zu seinem Nutzen umdeuten ließen. »Und wenn ich Sie nun beim Worte nähme?« rief

er, einer plötzlichen Eingebung folgend. »Wenn die Ruine Höneburg verschwindet bis auf den letzten Stein, soll dann das Thor fallen?«

Köstling zog hastig die Hand zurück, die den Vorhang hielt, und drehte dem Fragenden das erstaunte Gesicht zu. Man konnte irgend eine erregte Aeußerung erwarten, aber sie erfolgte nicht. Ein mitleidiges Lächeln flog um seinen Mund und verschwand wieder. »Ah! Sie versprechen etwas, das Sie nicht halten können,« sagte er ernst und kühl.

»Es käme auf die Probe an,« erwiderte der Professor. Ich proponire Ihnen einen Vergleich in aller Form: die Ruine fällt und das Thor fällt!«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Wie wollten Sie –?«

»Die Ruine gehört mir.«

»Wie? Der Freiherr hätte sie – verschachert?«

»Mein Herr! Aber Sie wissen nicht – Ich bin der Freiherr von Höneburg, der jüngste des Stammes.«

Köstling sank in den Stuhl zurück und sah mit weit aufgerissenen Augen zu ihm hinüber. »Sie wären –? Nein, nein, nein!«

»Ich bin Xaver von Höneburg, es ist kein Zweifel darüber, die Beweise stehen zu Ihrer Einsicht.«

Der schreckhafte Ausdruck im Gesichte des alten Mannes verstärkte sich noch. »Sie wären –« bebte er, »Sie wären –? Und dieser andere Name, dieser –« er griff nach der Karte. Schönrade –«

»Bellarota,« übersetzte der Professor. »Meine Mutter –«

»Ihre Mutter – Camilla Bellarota?« schrie Köstling auf. »O, das ist zu viel – zu viel!« Sein Kopf sank gegen die hohe Stuhllehne zurück, seine Augen richteten sich wie gebrochen zur Decke, die Arme glitten matt am Körper nieder.

Die beiden Katzen sprangen mit einem mächtigen Satze vom Fensterbrett über den Tisch zur Erde und umkreisten mit gekrümmten Buckeln und hoch aufgerichteten Schwänzen die Beine ihres Herrn, leckten seine Füße und Hände und hefteten flammende Blicke auf den Fremden. Derselbe war im ersten Moment selbst so erschreckt über die ganz unvermuthete Wirkung seiner Eröffnung, daß er erst nach einigen Sekunden Anstalten traf, dem Ohnmächtigen Beistand zu leisten. Bei seiner leisesten Berührung zuckten die Schultern, bewegte sich der Kopf. »Sprachen Sie die Wahrheit,« hauchte er matt, »sind Sie wirklich der Sohn jener Camilla, die – die –? Ja, nun erkenne ich ihre Züge auf diesem Gesichte. O! und Sie wissen nicht – Sie wissen nicht –« Seine Augen füllten sich mit Thränen, seine Stimme klang wie erstickend, wie brodelnd aus einem Wasserschlauche, und machte sich zuletzt in krampfhaftem Husten Luft.

»Was weiß ich nicht,« fragte der Professor, nachdem er ihm Zeit zur Erholung gelassen hatte, »was soll ich erfahren?«

»Nichts, nichts!« stöhnte der Alte. »O, Camilla – Camilla! Lebt sie?«

»Sie lebt.«

»Und – Ihr Vater?«

»Der Graf von Gleichenau lebt.«

»Sie sind geschieden – nicht wahr? Geschieden!«

»Leider geschieden. Seit länger als dreißig Jahren haben sie einander nicht gesehen.«

»Ah! das ist die Vergeltung des Himmels!« rief Köstling, die erhobene Hand zur Faust ballend. »Er konnte nicht wollen, daß sie glücklich würden, mein Todfeind und meine – Fort, fort, junger Mann – ich sage, was mich reut! Fort! Lassen Sie einen alten gebeugten Mann mit seinen schmerzlichen Erinnerungen allein.«

Der Professor ergriff seine Hand und hielt sie fest. »Nein,« sagte er warm, »ich verlasse Sie jetzt nicht. Gott ist mein Zeuge, daß ich Ihnen nicht wehe thun wollte, daß ich nicht ahnte, welcher Zusammenhang – Sprechen Sie, ich beschwöre Sie! Der Sohn Ihres Todfeindes hat ein Recht, zu erfahren, was diese Feindschaft veranlaßte.«

»Sie hören ja,« rief Köstling aus, »sie ist Jahrhunderte alt und ererbt von Geschlecht zu Geschlecht. Wie hätten er und ich verschont bleiben können? Fühlen Sie nicht in meiner Nähe an sich selbst diesen geheimen Bann? Was Sie von mir fordern – ich muß es verweigern, und als mein Feind werden Sie über jene Schwelle zurücktreten. Sei's!«

Xaver schüttelte ernst den Kopf. »Nicht als Ihr Feind. Es wäre sündhaft, zu zweifeln, daß dergleichen traurige Zerwürfnisse ihr Ende finden könnten. Sie nennen sich den letzten Ihres Geschlechtes; mein Vater aber, wenn er Sie gekränkt hat, ist der letzte seines Geschlechtes nicht: *ich* lebe, und ich bin unschuldig an allem, was geschehen.

Meinetwegen – sprechen Sie, damit ich weiß, was ich zur Sühne thun kann, so lange Sie leben.«

»Es gibt keine Sühne,« rief Köstling, »aber vielleicht einen Trost: daß wir alle gleich unglücklich sind; die Schuld trennt, das Unglück versöhnt.«

»Soll ich's errathen?« fragte Xaver. »Sie liebten meine Mutter.«

Der Alte athmete schwer. »Und *sie*« – Er brach ab, stand auf und ging durch das Zimmer. Dann ließ er sich in der Nähe des Bettes auf einen Sessel nieder, der vor den völlig geschlossenen Vorhängen des zweiten Fensters stand und von der anderen Seite her wenig Licht erhielt. »Gut,« sagte er leise, »Sie sollen alles wissen, so viel sich davon aus einer Mittheilung in Worten wissen läßt. Sie werden dann wenigstens begreifen, warum ich – Doch ich greife Ihrem Urtheil nicht vor. Vielleicht denken Sie als ein echter Freiherr von Höneburg über Dinge dieser Art auch anders als ich.«

Er sammelte sich eine Weile und begann dann: »Mein Vater war ein großer Theaterfreund – er liebte es nicht nur, ziemlich regelmäßig Schauspiel und Oper zu besuchen, sondern ging auch gerne mit tüchtigen und strebsamen Bühnenmitgliedern um, öffnete ihnen sein Haus, das damals nicht so einsam war als jetzt, und unterstützte sie auch materiell nach Kräften. Das geschah zu einer Zeit, wie bemerkt werden muß, in der man im allgemeinen den Schauspielerstand wenig achtete und, einige Kunstgrößen abgerechnet, von der Gesellschaft ausschloß. Mein Vater hatte deshalb auch, zumal in einer

Stadt, in welcher der alte Patriziergeist sich auffallend stark erhielt, mancherlei Anfechtungen zu erfahren, folgte aber gleichwohl seiner vorurtheilsfreien Neigung und seinem guten Herzen. Es sind nun mehr als vierzig Jahre darüber vergangen, als bei unserer Bühne ein Sänger engagirt war oder gastirte, der sich Carlo Bellarota nannte. Er war dem Publikum von früheren Gastspielen her nicht fremd, und mein Vater schätzte in ihm nicht nur den guten Tenor, sondern auch den Mann von künstlerischer Bildung und feinen Manieren. Leider hatte er, wie sich diesmal schon bei seinem ersten Auftreten herausstellte, seine Stimme fast gänzlich verloren. Das Publikum, in solchem Falle immer sehr vergeßlich und wenig rücksichtsvoll, zischte ihn aus, und der Direktor kündigte ihm. Der Schmerz über diese üble Behandlung und die Sorge um die Zukunft warfen ihn auf ein Krankenlager. Da er ganz mittellos war, wollte ihn der Wirth, bei dem er sich einlogirt hatte, nicht lange bei sich leiden. Mein Vater berichtigte seine Schulden und verschaffte ihm Aufnahme im Krankenhause, sorgte dort auch für gute Pflege. Aber sein Lebensmuth war gebrochen und, so widerstand auch sein Körper nicht lange. Er starb und ist von meinem Vater, dem einzigen, der sich um ihn in seiner Noth kümmerte, nicht auf dem Armenkirchhof, sondern in guter Erde zur letzten Ruhe bestattet.«

Köstling machte eine Pause; es schien ihm eine schmerzliche Empfindung zu verursachen, seine Erzählung fortzusetzen. »Jener Carlo Bellarota,« zwang er endlich die Worte vor, »hatte eine Tochter – sie hieß Camilla

und war damals zehn Jahre alt. Das Kind hatte den Vater auf seinen Reisen begleitet, bisher den ungenügendsten Unterricht erhalten, dafür aber täglich das Theater besucht, wohl auch selbst gespielt und getanzt, und im steten Umgange mit Schauspielern schon viel von deren Lebensanschauungen und Gewohnheiten in sich aufgenommen. Der Direktor wollte es behalten und für seine Zwecke erziehen; aber mein guter Vater ließ das nicht zu, nahm Camilla in sein Haus und erklärte allen Hausgenossen, daß sie wie sein Kind betrachtet werden solle – sehr gegen den Rath seiner Freunde, die der Meinung waren, daß er schon etwas Außerordentliches thue, wenn er sie in einem Pensionat unterbringe. Meinem Vater hatte eine Tochter gefehlt – er hoffte, daß Camilla diese Lücke in seinem Leben ausfüllen werde. Auf Dankbarkeit wenigstens durfte er rechnen.

»Ich war damals fünfzehn oder sechzehn Jahre alt – gerade in dem Alter, wo die ersten Regungen zärtlicher Neigungen zum anderen Geschlechte zu keimen pflegen, und ich hatte nun eine kleine Schwester, die doch eigentlich nicht meine Schwester war, eine muntere Gespielin, die trotz ihres jugendlichen Alters so vieles wußte und so vieles konnte, was mir ganz neu erschien, und die so schön war, so schön – Ja! Camilla war schön schon als Kind. Diese großen leuchtenden Augen, dieses wellige schwarze Haar, diese leichte, immer schwebende Gestalt – ich hatte bald nur noch Gedanken für sie. Und wie sie älter wurde und verständiger und aller Menschen Liebling, die sie in unserem gastfreien Hause sahen, und nun

gar meinem Vater ans Herz gewachsen, da wurde es auch mir immer gewisser, daß sie mir vom Himmel bestimmt sei, daß ich der glücklichste Mensch auf der ganzen Erde sein müßte, wenn sie mich lieben könne.

»Ich durfte glauben, daß ich geliebt sei – ich glaube noch heute, daß ich geliebt war. Alle meine freien Stunden brachte ich in Camillas Gesellschaft zu. Ich spielte mit ihr, so lange sie gerne spielte, ich lernte, ich las, ich musicirte mit ihr – nur singen konnte ich nicht mit ihr, da mir die Stimme versagt war, aber ich war ihr Zuhörer, wenn sie ihre Gesangsstunde nahm, ich begleitete sie am Klavier, wenn sie übte. Sie gehörte mir an mit dem vollen Vertrauen einer Freundesseele, sie ließ sich von mir lenken und leiten, alle ihre kleinen Kümernisse wußte ich, und alle Freuden mußte ich mit ihr theilen. Du bist verständig, Lorenz, sagte sie oft, gib mir guten Rath. Als sie Gesellschaften und Bälle zu besuchen anfang, zog sie doch das Vergnügen nicht von mir ab. Sie tanzte leidenschaftlich gerne, ich aber bewegte mich zu steif, so daß ich mir selbst mißfiel und mich lieber in der Ferne hielt, ihr nur zuschauend. Dann verließ sie ihren Tänzer oft und kam zu mir, setzte sich an meine Seite und plauderte freundlich, bis ich sie selbst bat, auf mich nicht Rücksicht zu nehmen. Sie dachte doch an mich, wenn sie vorüberwalzte, und nickte mir zu, und ich war glücklich, da ich sie so glücklich sah. Am nächsten Tage saßen wir wieder ernst bei den Büchern. Ich hatte die Sprache gelernt, in der sie mit ihrem Vater zu verkehren pflegte, und erhielt sie ihr selbst dadurch. Wie dankbar sie dafür war! Du bist

doch eigentlich der einzige, lobte sie manchmal, mit dem ich sprechen kann. Sie wollte immer mehr für eine Tochter Italiens als für eine Deutsche gelten, und ihr Spiegel konnte ihr wohl Recht geben. Wo sie nur erschien, waren aller Augen auf sie gerichtet; aber sie schien es kaum zu bemerken, sie zeichnete niemand aus – ich war und blieb der einzige bevorzugte Freund. Durfte ich nicht glauben, geliebt zu sein?

»An ihrem siebenzehnten Geburtstage duftete dieses Haus von Blumen und Kränzen. Wie strahlte ihr Gesicht vor Freude und Glück, als sie in den Saal eintrat und die Hausgenossen versammelt fand, ihr mit Wünschen und Geschenken zu gratuliren! Ihr meint es zu gut mit der armen Waise, sagte sie, als wir allein waren, wie kann ich Euch das vergelten? Mit Deiner Liebe, Camilla, antwortete ich muthiger als sonst und zu einem Bekenntniß entschlossen, das mir so lange schon auf der Seele brannte. Sie schien noch nicht zu verstehen, was ich meinte, reichte mir die Hand und sagte: Ich habe Euch auch recht lieb! Dabei sah sie mich mit feuchten Augen an, und auch meine Augen waren feucht geworden, und sie mußte wohl darin lesen, was mein Herz bewegte. Es durchzuckte sie sichtlich, und sie zog ihre Hand aus der meinigen und senkte den Blick zur Erde. Ich aber stürzte ihr zu Füßen und sagte ihr, daß ich sie liebe, mehr als mich selbst, und daß sie mir angehören müsse in alle Ewigkeit. Diese stürmische Aeußerung der Leidenschaft des sonst so ruhigen Menschen überraschte sie. Ich hatte daran nicht gedacht – hörte ich sie leise sagen; als ich

mich aber zu ihr aufrichtete und mit Blicken der Liebe um eine gütige Antwort flehte, da widerstand sie nicht, fiel mir um den Hals und hauchte mir zu: Es ist gewiß am besten so! Ich finde auf der ganzen Erde keinen treueren Freund. – Gott im Himmel weiß es! rief ich überselig und schloß sie in meine Arme.«

Eine große Aufregung hatte sich Köstlings in der Erinnerung an diese glücklichste Stunde seines Lebens bemächtigt. Er war aufgestanden und hatte die Hände erhoben, als ob er einen Eid leistete; die ganze Gestalt schien freier und höher als sonst. Nun aber sank er wieder in sich zusammen und stützte den Kopf in die Hand. So saß er eine Weile schweigend. Der Professor wagte nicht, ihn mit einem Worte aus seinem Träumen zu wecken. Sie liebte ihn *nicht!* sprach eine Stimme in ihm, sie täuschte sich selbst.

»Ich hatte erwartet,« begann Köstling wieder viel ruhiger, »daß mein Vater über diese Verlobung sofort seine herzliche Freude aussprechen werde – das war ein Irrthum. Er zeigte sich im Gegentheil erschreckt darüber und antwortete wie Camilla: daran hatte ich nicht gedacht. Er liebte sein Pflegekind und hatte treulich gesorgt, ihm eine Stellung in der Welt zu geben; aber der Gedanke, daß die Tochter des im Hospital verstorbenen Schauspielers seines einzigen Sohnes Weib werden könne, war ihm nicht gekommen. So vorurtheilsfrei er dachte, es gab für ihn eine Grenze, an welcher der alte Bürger-

und Patrizierstolz Wache hielt; ich hatte sie sonst nie bemerkt, jetzt trat sie plötzlich ganz nahe an mich heran und wollte auch mir ein Halt gebieten.

»Mein Vater sagte mir alles, was in solchen Fällen Väter ihren Söhnen zusagen pflegen; ich setzte allen seinen liebevollen und besorglichen Vorstellungen den festen Entschluß entgegen, nicht zu wanken und zu weichen. Ich besaß so viel mütterliches Vermögen, um mich für selbständig halten zu können, und machte meinem Vater den Vorschlag einer Trennung, um ihn jeder Verantwortlichkeit für meine Handlungen zu überheben. Das brachte ihn zu sich selbst. Nicht so! rief er; ich gebe nach – werdet glücklich! Was mein Sohn thut, werde auch ich vor der Welt vertreten. – Er begrüßte Camilla, die seine Bedenken kannte und als berechtigt gelten lassen mußte, als meine Braut und ordnete ein großes Fest in unserem Hause an, bei dem die Verlobung publicirt werden sollte.

»Auf diesem Feste erschien auch ein Offizier, der erst kürzlich hier stationirt war – der Freiherr von Höneburg. Er hatte, wie alle seine Kameraden, meinem Vater eine Visite gemacht und deshalb eine Einladung erhalten. Die beiden Männer hatten sich der alten Feindschaft ihrer Häuser wohl erinnert, aber lachend, wie einer längst versargten Historie. Wir Raubritter haben doch den kürzeren gezogen, hatte der Freiherr scherzend bemerkt; da liegt unsere Burg in Trümmern, eine Studie für Landschaftsmaler, das grüne Thor steht aber noch stramm wie ein Paradesoldat, und die Herren Köstling sitzen fest auf

dem Getreidesack, während der letzte Höneburg wie George Brown in der weißen Dame auf seine königliche Lieutenantsgage angewiesen ist. – Dieser Freimuth hatte meinem Vater gefallen. Ihr Erbe ist ein großer Name, war seine Antwort gewesen, und der Degen, der ihn wieder berühmt machen kann – nicht im Kampfe gegen friedliche Bürger, sondern im Dienste des Vaterlandes, dem ich gerne mein Gut opfere, wie Sie Ihr Blut. – Wenn's nur dazu käme! hatte der junge Freiherr gerufen, alle Welt ist des faulen Friedens müde.

»Bei unserem Verlobungsfeste war's, wo Camilla und der Freiherr einander zum ersten Male sahen, und dann sahen sie einander oft – in meines Vaters Hause, der ihn freundlich einlud, so oft er wollte, sein Gast zu sein, und in allen den Gesellschaften, die ›zu Ehren des Brautpaars‹ von allen befreundeten Familien gegeben wurden, denen die Höflichkeit diese Pflicht auflegte, so unzufrieden die meisten auch mit meiner Wahl waren. Auch zwischen mir und dem stattlichen Offizier bildete sich eine Art freundschaftlichen Verhältnisses, das sich namentlich von seiner Seite recht warm bethätigte; ich sah es ohne Argwohn mit an, daß er meine Braut in jeder Weise auszeichnete, sie oft zum Tanz führte, gerne ihre Tischnachbarschaft suchte. Warum sollte Camilla einem so interessanten Gesellschafter nicht gütig begegnen, einem Freunde unseres Hauses, einem Manne, von dem beachtet zu werden die Töchter der ersten Familien sich zur Ehre schätzten, und der so chevaleresk der Schönheit und dem Talent zu huldigen verstand – Camilla war ja meine Braut, was hatte

ich zu fürchten? O! Vergessen Sie – vergessen Sie, daß sie Ihre Mutter ist!

»Unserer Hochzeit stand nichts im Wege. Dennoch wünschte mein Vater sie ein Jahr hinausgeschoben, und ich durfte ihm, der gegen mich so nachgiebig gewesen war, darin nicht widersprechen. Er hat mir später gesagt, daß er uns beiden Zeit lassen wollte, unsere Herzen zu prüfen – eine sehr gefährliche Vorsicht; damals erfuhr ich nur, daß Camilla nicht zu jung an die Pflichten der Hausfrau gefesselt werden sollte, daß erst für eine angemessene Ausstattung zu sorgen, die obere Etage des Hauses für das junge Paar neu einzurichten sei. Was in diesem Jahre – dem längsten meines Lebens – geschehen, kann ich nur errathen, und nur das Resultat von dem, was ich errathe, darf ich Ihnen sagen, ohne Sie in denen zu kränken, die Ihnen das Leben gegeben haben: der Freiherr setzte die alte Tradition seines Hauses fort, trat unser Recht mit Füßen. Er wußte Camilla meinem Herzen abtrünnig zu machen, sie mit seinen Liebesbewerbungen zu bethören, mit seinen Schmeicheleien zu vergiften –«

»Er *liebte* Camilla,« fiel der Professor ein, »ich weiß es, er liebte sie.«

»Er *durfte* sie nicht lieben,« rief der Alte leidenschaftlich, »denn sie war mein! Und er liebte sie nicht, wie ich sie liebte, denn er konnte sie verlassen, nachdem sie ihm alles geopfert hatte, selbst das Gewissen. O! Das Gewissen schlug ihr lange ängstlich und mahnte zur Rückkehr. Ich verstand nur diese plötzlichen Regungen nicht, diesen Wechsel von Hitze und Kälte, diese verhaltenen

Seufzer, diese getrockneten Thränen, dieses Lachen, mit dem sie sich selbst betrog. Ich glaubte an Mädchenlauen, an nervöse Ueberreiztheit, an Verdruß über die unnöthige Verzögerung unserer Verbindung. Zum Unglück mußte ich auch noch eine Geschäftsreise unternehmen, die mich über einen Monat vom Hause fern hielt. Als ich wiederkam, fand ich Camilla sehr verändert, aber allen meinen besorgten Fragen wich sie traurig aus. Es wird wieder anders werden, versicherte sie. Allen Gesellschaften blieb sie fern, und es fiel mir auf, daß der Freiherr uns nicht besuchte. Warum das? Ich habe es so gewollt! sagte sie, und die Thränen rollten ihr dabei aus den Augen. Hat er sich gegen Dich irgend eine Kränkung zu Schulden kommen lassen? fragte ich überrascht. Sie schüttelte unmuthig den Kopf und antwortete: Hüte Dich vor ihm, er ist ein Höneburg!

»Ich suchte mir diese Worte möglichst harmlos zu deuten; irgend ein unzeitiger Scherz, eine absprechende Bemerkung des Edelmannes konnte, das reizbare Mädchen verletzt haben. Ich bat meinen Vater, die Brautzeit abzukürzen, und der Hochzeitstag wurde wirklich festgesetzt. Camilla zeigte sich erfreut darüber; es schien eine Woche lang, als sei sie wieder ganz froh und mir wie früher zugethan. Da erfuhr ich eines Tages, daß wieder der Freiherr, während ich im Comptoir arbeitete, bei Camilla eingetreten sei und sich lange bei ihr aufgehalten habe. Habt Ihr Euch mit einander ausgesprochen? scherzte ich. Sie sah mich darauf mit so eigenen Augen an und sagte nach einer Weile: ja! – nichts als: ja! Aber es klang,

als blieben viele Worte dahinter unausgesprochen, die ich nur nicht zu deuten wußte. An den nächsten Tagen war sie sehr unruhig in ihrem ganzen Wesen, viel mit sich allein und auch in meinen Armen nicht bei mir. Ich erinnere mich eines Gespräches, das mir zu denken gab, und das sie veranlaßte. Da fragte sie mich, ob nach meiner Meinung die Pflicht der Dankbarkeit höher stehe, als die Pflicht zu leben. Ich wußte keinen Bescheid darauf, und sie setzte hinzu: Gemeinhin erwarten die Menschen Dank für das, was sie sich selbst in anderen zum Besten thun – sie sind mehr unsere Schuldner dafür, als wir die ihren. Ich schalt diese Auffassung selbstsüchtig, und Camilla, mit ihren Gedanken sicher schon weit voraus, sagte recht voll Schwermuth: Tröstet man nicht die Eltern, denen ein geliebtes Kind stirbt, damit, daß sie ihre Freude davon genossen haben? So sollte man immer denken, wenn man einen Menschen verliert: weil ich ihn liebte, war er mir etwas.

»Grillen, dachte ich, wie die erregte Phantasie bei so wichtigen Ereignissen sie fängt, die das ganze Leben umgestalten. Ich sollte bald erfahren – Aber warum diesen Schmerz aufwühlen bis zum Grunde? Es ist nur wenig noch zu sagen: am Hochzeitstage erwarteten wir die Braut – sie zögerte ängstlich lange. Ich klopfte an ihre Thüre, wieder und wieder – vergebens. Ich wagte zu öffnen – sie war verschwunden.«

Köstling ließ den Kopf in beide Hände fallen und bewegte ihn zitternd wie ein still Weinender. Erst nach einigen Minuten erhob er sich wieder, seufzte aus tiefer Brust

und sagte resignirt: »Es ist vorbei!« Auf ihrem Tische fand ich einen Brief. Ich kann Dir nicht angehören, schrieb sie, wie Du willst, daß ich Dir angehören soll. Ich habe schwer gekämpft, und das Herz blutet mir, da ich nun so entscheide. Ich liebe und kann nicht Dein Weib sein mit einer fremden Liebe im Herzen. Ich thue Dir weh, wenn ich Dich betrüge – ich thue Dir weh, wenn ich Dir die Wahrheit sage; so soll denn geschehen, was geschehen muß. Nennt mich ein undankbares Geschöpf – verwerft, vergeßt mich! Ich kann nicht anders. – Das traf mich wie ein Blitz, lähmte mich, warf mich nieder. Erst nach Wochen erwachte ich aus einem hitzigen Nervenfieber, erst nach Monaten war ich wieder meiner mächtig – krank werde ich sein bis zum Tode.

»Sobald ich mich aufrecht halten konnte, forderte ich den Entführer. Das Pistolenduell sollte in dem Zimmer über dem grünen Thore stattfinden. Es fand statt – ich zwang ihn dazu, auf meine Schwäche keine Rücksicht zu nehmen. Dreimal verfehlte meine zitternde Hand das Ziel – zweimal schoß er absichtlich vorbei, das dritte Mal machte er mich kampfunfähig ohne mich tödtlich zu verletzen. O, daß er mein Herz getroffen hätte!

»So war denn wieder Blut geflossen an derselben Stelle, um die so oft blutig gerungen war zwischen den Freiherren von Höneburg und meinen Vorfahren. Die alte Todfeindschaft war neu besiegelt; und wenn ich nun auf meinem Garten hinaufsehe zur Brücke und zum Thore,

so finde ich die Gedanken, die mein armes Leben füllen. Verlangen Sie nicht, junger Mann, daß ich ins Leere schaue, bevor mein Auge gebrochen ist!«

Er stand auf und durchschritt das Zimmer bis zum Fenster, den Blick hinaufrichtend nach der Ruine. Seine Hände streichelten die Katzen, die sich dort wieder gelagert hatten und sich nun zärtlich knurrend um seine Arme schmiegt. Der Professor fühlte, daß jede weitere Verhandlung jetzt nur verletzen könnte, daß ein schneller Abschied geboten sei. »Ich danke Ihnen für diese Eröffnungen,« sagte er, »die mich über vieles aufklären, was mir bisher räthselhaft war. Nun erst verstehe ich meine Mutter ganz, nun weiß ich, warum sie meinen Vater hasen konnte, da sie ihn doch geliebt hatte. Ich begreife Ihren Schmerz – Sie verloren zugleich eine Braut und eine Schwester. Aber wenn die Jahre ihn nicht abstumpfen konnten – läßt sich nicht wirklich ein Trost schöpfen aus Camillas Worten: immer, wenn man einen Menschen verliert, sollte man denken: ich liebte ihn, also war er mir etwas!?!«

Er schüttelte den Kopf. »Ein frostiger Trost. Nein, nein, ich *will* so nicht getröstet sein.«

Der Professor trat nahe an ihn heran. »Können Sie mir die Hand reichen,« fragte er mild und herzlich, »dem Sohne der beiden Menschen, die Sie so schwer gekränkt haben? Oder soll er auch das entgelten?«

Köstling zögerte, wandte sich dann rasch zurück, reichte ihm die Hand und sagte barsch: »Leben Sie wohl! Aber wir sehen einander nicht wieder.«

Schönrade schwieg, aber in seinem Innern antwortete vernehmlich eine Stimme: es kann so nicht sein. Als er das Haus verließ, sah er unwillkürlich zu den kleinen grünglasigen Fenstern des Thorzimmers auf – dort also hatte der erste Akt der Tragödie ausgespielt! Er kannte jetzt ihren ganzen Verlauf.

XXVII.

In sehr schwermüthiger Stimmung suchte Professor Schönrade seinen Freund Moritz Amberger auf, um ihm das Resultat seiner Bemühungen mitzutheilen. Nur das Resultat! Es war ihm nicht möglich, sich über das Gespräch mit Köstling, das ihn selbst tief ergriffen hatte, näher auszulassen; Moritz stand ihm noch nicht so nahe, um Mitwisser dieser geheimsten Familiengeschichte sein zu dürfen. »Der alte Mann hat seine Gründe,« sagte er, »und sie sind von seinem Standpunkt aus gut. Jedenfalls müssen wir sie gelten lassen.«

Für Moritz war es eine Art von Beruhigung, daß der Professor bei aller Zuversicht nicht weiter gekommen war, als er selbst. »Was aber nun beginnen?« fragte er heiterer, als die Situation erlaubte. »Es ist doch zu albern, daß wir um diesen alten Steinkasten nicht herum können.«

»Wenn wir ihn stehen ließen und die Straße seitwärts vorbeiführen,« gab Schönrade zu bedenken.

»Unmöglich! Da gerathen wir auf Feinbergschen Grund und Boden.«

»Ja dann –« der Professor zuckte die Achseln. »Mein Latein ist zu Ende.«

»Wenn wir beim Ministerium das Expropriationsrecht nachsuchten? Es handelt sich ja doch um eine gemeinnützige Anlage.«

»Auf keinen Fall!« lehnte der Professor entrüstet ab; »selbst wenn die Behörde darauf einginge; Köstling darf nicht so schwer gekränkt werden. Ihm sein Eigenthum mit Gewalt nehmen – auf keinen Fall! Ich biete meine Hand nicht dazu.«

»Aber wenn wir so zarte Rücksichten beobachten –«

»Lieber das ganze Spiel verlieren,« entschied der Professor, »auf das ich mich nie eingelassen haben würde, wenn ich gewußt hätte, wer unser Gegner war und welchen Trumpf er in der Hand hatte. Ich reise nach Berlin zurück und gebe von dort Nachricht, wie die Angelegenheit zu ordnen ist. Nie aber auf diesem Wege.«

Dabei blieb es. Auch als Moritz von der Börse zurückkehrte und sehr aufgeregt mittheilte, das Eisenbahnprojekt sei bereits bekannt, Feinberg habe Briefe, sammle seine Partei zu einem neuen Stoße, blieb Schönrade bei seiner Erklärung, daß er nie die Vollmacht zu einem Prozeß gegen den alten Mann geben werde. Er wage kaum noch auf einen friedlichen Ausgleich zu hoffen, aber ein friedlicher Ausgleich allein könne zum Ziel führen.

So reiste er denn ab – mit viel schwererem Herzen, als er gekommen war. Wohin er auch blickte, überall ungelöste Fragen, und keine menschliche Klugheit schien sie lösen zu können.

Als er aber in seiner Wohnung anlangte, wurde ihm ein Packet abgegeben, das sofort seine ganze Aufmerksamkeit fesselte. Es zeigte den Poststempel Florenz und enthielt Philipps und Katharinas Briefe nebst den Papieren, die sich in dem geheimen Fach gefunden hatten. Philipp beschrieb auf vielen dichtgeschriebenen Seiten mit aller Genauigkeit, wie der wichtige Fund gemacht war; aber Xaver hielt sich jetzt dabei nicht auf. Theilte ihm doch Käthchen ganz glücklich mit, daß sie im rechten Moment seine Freiherrnschaft verrathen habe und daß die Mama nun in bester Stimmung sei und gewiß nachgeben werde, wenn er sich entschließen könne, einige Zeilen an sie zu richten. Es kam dann die Einladung zur Hochzeit, und die dringende Bitte, die weite Reise nicht zu scheuen, und die Bestellung eines Hochzeitsgeschenks für Lucia, das durchaus ›einen nordischen Charakter‹ haben müßte, und ein Glückwunsch für Camilla, den er am Anfang gar nicht verstand, weil er Philipps Brief noch nicht gelesen hatte. Er sah die Urkunden durch – sie bewiesen wirklich vollkommen die Behauptungen seiner Mutter. Im ersten Augenblick freute er sich darüber aus ihrer Seele heraus. Dann aber fragte er sich achselzuckend: Was nun weiter? Wir sind, was wir sind. Legt Frau Amberger Werth darauf, um so besser für Käthchen und mich. Eine reelle Bedeutung hat's weiter nicht.

Seine Stimmung war doch durch diesen Zwischenfall erheblich gebessert. Er nahm Käthchens Brief heraus und verwahrte ihn in seiner Briefftasche bei den andern lieben Andenken von ihrer Hand. Die übrigen Papiere steckte er

wieder in das Couvert und nahm sie zu seinem Vater mit. Eine Aussprache mit ihm schien dringender nöthig, als die Begrüßung seiner Mutter.

Der Graf war glücklich, seinen ältesten Sohn wieder umarmen zu können. Auch Kunibert versicherte, sich nach dem lieben Freunde herzlich gebangt zu haben. Xaver fand ihn viel wohler aussehend, und der Graf bestätigte auch, daß sich in dem Zustande des jungen Menschen eine entschiedene Wendung zur Besserung herausgestellt habe. »Schreibe einen guten Theil dieses günstigen Erfolges nur immerhin auf Dein Conto,« bemerkte der Graf, »Du hast meinen armen Jungen, der von meiner melancholischen Stimmung schwer zu leiden hatte und nebenher aus lauter Zärtlichkeit verpäppelt wurde, geistig erfrischt und mit neuem Lebensmuth erfüllt. Er fängt an, an sich selbst zu glauben, und das ist seine beste Medizin.«

»So wünschte ich nur,« antwortete Xaver, »ich hätte auch in allem übrigen eine so glückliche Hand. Leider –«

Er begann ausführlich zu berichten. Der Graf hörte aufmerksam, aber ohne besondere Spannung bis zu dem Punkte zu, wo das grüne Thor in die Handlung trat. Dann, bei der Erwähnung des Besitzers, wurde er sichtlich unruhig und äußerte: »Ja, ja – es gehört zum Köstlingschen Hause. Das Köstlingsche Haus – das hat viel Trauriges erlebt, und ich und Deine Mutter – Aber erzähle nur weiter, ich bin auf alles gefaßt.« Xaver hielt sich

für verpflichtet, sein Gespräch mit dem alten unglücklichen Manne möglichst genau wiederzugeben. »So steht es nun,« schloß er, »und ich bekenne, nicht ohne tiefes Mitleid von Köstling geschieden zu sein, wenschon ich die Ueberzeugung mitnehme, daß meine Mutter ihn nie geliebt hat und daß die Ehe, wenn sie zu Stande gekommen wäre, beide Theile nicht befriedigt hätte.«

»So ist es – so ist es,« bestätigte der Graf eifrig. »Ich will mein Unrecht nicht beschönigen noch verkleinern. Als ich Camilla kennen lernte, war sie Braut, und ich, der ich das wußte, entfernte mich doch nicht von ihr, sobald ich mich von einer leidenschaftlichen Neigung für das schöne Mädchen ergriffen fühlte, sondern verletzte das Recht des Bräutigams, indem ich Camilla mir zu gewinnen strebte. Nichts als die Leidenschaft, die gegen Recht und Pflicht blind machte, kann mich entschuldigen, und das nimmermehr in seinen Augen. Aber gewiß ist, daß Camilla ihn nur wie einen Freund und Bruder liebte, daß sie schon in dem Augenblick, als sie ihm ihre Hand versprach, dunkel ahnte, ihn nicht als sein Weib beglücken zu können. Auch wenn ich nicht dazwischen getreten wäre, hätte sich das Verhältniß vielleicht schon vor der Hochzeit gelöst; Camilla hätte ihr Herz begriffen und ihre Freiheit der Dankbarkeit nicht zum Opfer gebracht. Oder sie wäre in der Enge dieser Ehe unglücklicher geworden, als sie später durch meine Untreue geworden ist. Wir liebten einander mit jener zwingenden Gewalt, gegen die Widerstand kaum versucht wird, von jenem ersten Moment an, wo unsere Blicke sich trafen.

Wie wir damals empfanden, hätten wir lieber Selbstvernichtung gewählt, als Trennung.«

»Aber warum ein so heimliches Spiel?« wagte Xaver einzuwenden. »War es nicht würdiger, gerade heraus –«

»Ich rieth so,« fiel der Graf ein; »aber Camilla wollte sich nicht dazu verstehen. Um gerecht zu sein, unsere Partie stand nicht gleich. Ich hatte gegen das Köstlingsche Haus nur die Verpflichtungen eines freundlich aufgenommenen Gastes; wenn ich mir Camilla forderte, so wußte man, daß ich diese meine Forderung mit meiner Person zu vertreten bereit sein würde – meine Position war klar. Camilla aber sagte nicht nur einem Liebhaber ab; sie schuldete den Menschen, die sie verletzen sollte, für unzählige Wohlthaten Dank, und sie fühlte, daß sie von einer Beichte keine Absolution zu erwarten habe. Es schien ihr ein unleidlicher Gedanke, nach einer solchen Eröffnung auch nur einen Tag, eine Nacht mit ihnen unter demselben Dache zuzubringen. Wenn sie mich im Zorn verstoßen würden – äußerte sie einmal, ich entdeckte ihnen alles. Aber sie werden auch dann gütig und milde gegen mich sein; sie werden mich mit Bitten, mit Vorstellungen bestürmen, Bedenkzeit fordern, mein Herz martern und endlich, wenn alles vergeblich, zur Rettung des bürgerlichen Anstandes ein Schauspiel vor der Welt aufführen, bei dem sie eine traurige Rolle spielen müssen. Nein, ich will ganz so schuldig erscheinen, als ich bin – sie sollen das Recht haben, mich zu verwerfen! – So großherzig dieser Entschluß war, ich muß bekennen, daß ich zögerte, ihn zu billigen; schon meine Stellung als

Offizier verbot mir einen solchen Friedensbruch. Camilla schien meine Liebe des rechten Opfers nicht für fähig zu halten und gab mir zu verstehen, daß sie auf alle Freuden des Lebens verzichten wolle. Ich verstand sie, hoffte sie aber noch zu andern Entschlüssen zu bewegen und hielt mich fürs erste eine Zeit lang fern, um ihr die Festigkeit des meinigen zu beweisen. Ich hatte meine eigene Leidenschaft unterschätzt – sobald ich sie wiedersah, war auch unsere Flucht entschieden. An demselben Tage forderte ich meine Entlassung als Offizier.«

Xaver seufzte. »Es ist einmal geschehen,« sagte er finster, »und so auch alles weitere, und wir können es erklären, aber nicht ändern. Köstling wird nicht zur Nachgiebigkeit zu bewegen sein. So ist also der Fall des Hauses Amberger nicht aufzuhalten, und auch Deine Verluste werden groß sein – wir haben nicht mit geringen Zahlen gerechnet.«

Der Graf suchte ihn dieserhalb zu beruhigen, es handle sich im Grunde um eine Einbuße, die Xaver selbst erleide. Das Eisenbahnunternehmen werde nur vertagt sein; einmal müsse das Thor doch fallen, und vielleicht kümmerere man sich um dieses Hinderniß nicht so sehr und fahre in den Vorbereitungen fort. Eine Besprechung mit Fairfax und Wiesel, die nun dem Projekt gewonnen seien, müsse darüber aufklären. Ob freilich Amberger Zeit habe? »Und Mutter und Schwester ahnen nicht, welches Unheil ihnen droht!« rief Xaver. Er theilte mit, was er aus Philipps und Käthchens Briefen wußte, und kam so auch auf den merkwürdigen Fund in dem verborgenen Fache

zu sprechen. Das Couvert mit den Papieren legte er auf den Tisch.

Eine besondere Bedeutung gab er der Entdeckung nicht; seine Mutter werde triumphiren, meinte er scherzend, da sie nun doch Recht behalte; er gönne ihr diese harmlose Genugthuung von Herzen. Ganz anders schienen der Graf die Sache aufzufassen, wenn seine gespannte Aufmerksamkeit bei der Mittheilung und sein ernstes Gesicht einen Schluß gestatteten. Er antwortete nicht sogleich, sondern zog die Papiere zu sich heran und begann sie einzeln mit aller Genauigkeit zu prüfen. »An der Echtheit wird nicht zu zweifeln sein,« bemerkte der Professor inzwischen, »von Interesse sind die Schriftstücke im übrigen durchaus nicht.« Sein Vater ließ sich nicht stören; er fragte nur von Zeit zu Zeit nach der Bedeutung von Worten, deren Uebertragung ihm schwer wurde. Dann stand er auf und trat ans Fenster, Xaver den Rücken zuwendend und anscheinend tief in Gedanken. Woher diese auffallende Veränderung der Stimmung? Konnten diese Papiere . . . ? Xaver durchblätterte sie selbst noch einmal, um sich irgendwie zu beschäftigen.

Nach einer Weile kehrte der Graf zu ihm zurück; er war sehr bleich und tastete unsicher mit den Händen am Tisch entlang, immer seinen Sohn im Auge behaltend. »Hast Du mir aus einem bestimmten Grunde diese Urkunden vorgelegt?« fragte er.

Xaver sah ihn verwundert an. »Aus einem bestimmten Grunde?«

»Zu einem bestimmten Zwecke – wie?«

»Daß ich nicht wüßte. Ich zeige Dir die Papiere, weil ich sie eben erhielt und weil die Art ihrer Auffindung doch merkwürdig ist.«

»Und sie sind Dir sonst gleichgiltig?«

»Vollkommen! Du weißt, daß ich von meinem freiherrlichen Wappen noch keinen Gebrauch gemacht habe; dieser Zufluß italienischen blauen Blutes wird meinen Uebermuth nicht steigern.«

Der Graf wiegte den schweren Kopf hin und her. »Unbegreiflich!« murmelte er vor sich hin. »Willst Du mir diese Papiere überlassen?« fragte er nach einer Weile.

Xaver stutzte. »Warum nicht? Aber –«

»Aber?«

»Ich möchte sie meiner guten Mutter nicht vorenthalten wissen, die sicher daran mehr Freude haben wird, als ich.«

»Glaubst Du? Und weshalb, glaubst Du?«

»Mein Himmel! Du weißt ja, daß sie große Bemühungen aufgewendet hat, um diese Verhältnisse aufzuklären.«

»Freilich – freilich!«

Xaver konnte sich nicht in ihn finden. »Ich begreife Deine Erregtheit nicht,« sagte er, »und noch weniger, warum sie sich gegen mich äußert. Diese Papiere –«

Der Graf reichte ihm rasch die Hand. »Verzeih mir, Xaver,« bat er, »Du ahnst wirklich nicht – Gut! sprechen wir nicht davon. Es ging mir etwas durch den Kopf – Du sollst es später erfahren, mein Sohn. Willst Du mir diese Papiere anvertrauen?«

»Wenn meine Mutter –«

»Wenn Deine Mutter einwilligt, willst Du sagen. Ich beabsichtige aber gar nicht, sie länger zu behalten, als bis sie Kenntniß davon erlangt hat. Nur bitte ich Dich, mir selbst zu überlassen, sie davon in Kenntniß zu setzen –«

»Dir Vater?«

»Sie ihr selbst einzuhändigen.«

»Du wolltest?«

»Eine nie mehr wiederkehrende Gelegenheit benutzen, mich ihr zu nähern. Nur wenn Camilla aus meinen Händen diese Papiere empfängt, werden sie ihr die volle Bedeutung haben.«

Xaver sprang auf.

»Du wolltest sie aufsuchen – wolltest eine Versöhnung – –?«

»Es war ja längst mein Wille,« versicherte der Graf freundlicher. »Ich versprach mir nur keinen Erfolg davon, wenn ich ihr nichts brächte, als mich selbst. Jetzt hätte mein Kommen einen Zweck, und auch wenn ich für mich nichts erreiche, werde ich nicht ganz unbefriedigt zurückkehren. Du siehst, ich will Camilla nicht berauben.«

Der Professor raffte eiligst die Papiere auf und reichte sie ihm hin. »Mag's gelingen,« rief er. »Und wenn meine Bitten über die stolze Frau etwas vermögen, so soll es daran nicht fehlen – gewiß nicht. Ich gehe sogleich zu ihr und will versuchen, ihr Herz zur Milde zu stimmen.

Schon in meinen Briefen an sie habe ich es an Mahnungen nicht fehlen lassen, den alten Groll zu besänftigen.«

So verabschiedete er sich dann wieder ganz heiter, und sein Vater murmelte ihm wieder ein ›Unbegreiflich – unbegreiflich‹ nach. Sollte er wirklich nicht einsehen, welche Wichtigkeit dieser Fund für ihn selbst hat? überlegte er; verläßt ihn diesmal ganz sein praktischer Sinn? Oder spielt er so täuschend den Unbefangenen? Aber nein – nein! Er ist ganz Offenheit und Aufrichtigkeit – es ist kein falscher Blutstropfen in seinem Herzen. Er verdient, daß ihm das Schicksal unverhoffte Gunst erweist – und wohl mir, daß ich mein Unrecht sühnen kann! Er öffnete die Thür nach dem Nebenzimmer, in dem Kunibert saß und arbeitete. Leise trat er hinter ihn und streichelte ihm das dünne Haar. »Mein armer Junge,« sagte er recht mitleidig.

Der junge Mensch wandte sich zu ihm zurück und küßte ihm die an seinem Gesicht herabgleitende Hand. »Warum Dein armer Junge?« fragte er; »ich fühle mich recht wohl. Ist Xaver schon gegangen? Ich hoffte, er würde ein wenig neugierig zusehen, was ich während seiner Abwesenheit vor mich gebracht habe.«

»Er ist augenblicklich mit seinen eigenen Angelegenheiten sehr beschäftigt,« entschuldigte der Graf, »laß ihn erst zur Ruhe kommen.« Nach einigem Bedenken fragte er: »Hast Du ihn sehr lieb?«

»Von Herzen!« betheuerte Kunibert, die Hand auf die Brust legend.

»Und wenn Dir nun eine schwere Prüfung bevorstünde?«

Sein Sohn sah ihn mit den großen überklaren Augen forschend an. »Es könnte mir keine zu schwer werden,« antwortete er.

Der Graf nahm seinen Kopf in beide Hände und küßte ihn innig auf die Stirn. »Daß wir so blind sind!« sagte er seufzend, während er nach seinem Zimmer zurückging.

XXVIII.

Der Professor war froh, seinen Geschäftsbericht abgestattet zu haben, und rekapitulirte nun in Gedanken Käthchens Brief, den er noch gar nicht oft genug durchgelesen zu haben meinte. Dazwischen fiel ihm dann wieder ein, was sein Vater vorhatte und wie er am besten und gelindesten seine Mutter auf diesen Besuch vorbereiten könne. Das alles machte ihn so nachdenklich, daß er mit gesenktem Blick durch die bekannten Straßen vorwärts schritt, ohne auf die Vorüberfahrenden und Gehenden Acht zu geben. Plötzlich aber hielt eine Equipage, die in scharfem Trabe heran kam, so dicht neben ihm, daß er erschreckt aufschauen mußte. Zugleich wurde auch sein Name gerufen.

Auf einem jener eleganten Fuhrwerke, die eigentlich nur aus einem für den Rosselenker bestimmten Gesäß zwischen zwei hohen Rädern bestehen, saß Sidonie Feinberg neben Herrn von Fuchs. Sie hielt die Leine in der Hand, beugte sich seitwärts vor und grüßte nickend. »Sieht man Sie einmal wieder?« rief sie lachend. »Ach!

ich weiß – Sie waren verreist, haben meinem armen Moritz, der schon umzufallen drohte, ein wenig unter die Arme gegriffen – das ist freundschaftlich. Ist es denn wahr, daß er eine ganz romantische Liaison angeknüpft hat? mit einer Gärtnerstochter – nicht wahr? Ich wünsche Glück! So etwas paßt vortrefflich für ihn. Wann erzählen Sie uns denn alle diese Neuigkeiten genauer, bester Herr Professor?«

»Mein Fräulein, hier auf der Straße –«

»Auf der Straße natürlich nicht, so viel Geduld darf ich meinem Braunen nicht zumuthen. Aber nicht wahr – Sie besuchen uns bald? Mein Himmel! wenn man Sie nicht so zufällig abfängt, wie soll man Ihrer habhaft werden? Apropos, Herr von Fuchs – nehmen Sie noch einmal den Hut vor Ihrem alten Freunde ab – ich habe die Ehre, bester Herr Professor, Ihnen meinen Bräutigam vorzustellen, damit Sie doch informirt sind. Warum lachen Sie?«

»Weil ich diese Vorstellung sehr originell finde. Erlauben Sie also, daß ich gleich hier –«

»Um Himmels willen! Sie werden doch nicht auf der Straße gratuliren? Das wäre nicht *nur* originell. Kommen Sie ganz ohne Bedenken, Sie Gewissenhaftester, Sie sind wirklich nicht die mindeste Gefahr für mich. Sie sehen, ich amüsire mich vortrefflich. Auf Wiedersehen – auf baldiges Wiedersehen!«

Sie ruckte den Zügel an und ließ den Braunen kräftig austraben. Schöne Seelen finden sich, dachte der Professor und ging weiter; dieser Fuchs! Seine Schulden haben ihn nie sonderlich gedrückt – es war ihm in den Sternen

bestimmt, eine gute Partie zu machen, und nun hat er sie gemacht. Sie werden sehr glücklich mit einander leben, die beiden – so lange die väterliche Million reicht; und dann weiter finden Genies allemal ihre Wege.

Er traf seine Mutter im besten Wohlsein und bei guter Laune. Ein neues musikalisches Werk erfreute und beschäftigte sie am Klavier. Sie lud ihren Xaver einmal wieder zu Mittag ein, und er nahm diesmal an. Zu ihrer größten Ueberraschung, wie sich aus ihrem verwundernten ›Ah!‹ zeigte. »Du nimmst an?« fuhr sie mit komischer Schüchternheit fort, »daran war ich allerdings nicht vorbereitet. Aber um so besser! Ehrlich gemeint war's doch. Wenn ich nicht irre, kommt ein Paar niedlicher Vögelchen auf den Tisch, theilen wir sie. Und schicken wir einen großmächtigen Eierkuchen voran, um den Hunger zu stillen. An Zuckerwerk zum Dessert soll es nicht fehlen.« Sie gab ihrer Duenna nach der Küche hin die nöthigen Weisungen und setzte sich dann recht behaglich auf das Sopha. »Und nun erzähle, Kind!« bat sie.

Ihr etwas zu erzählen, war freilich nicht leicht; ihre Gedanken tummelten sich immer weit voran oder schweiften seitwärts ab. Irgend ein zufällig gebrauchtes Wort weckte eine Vorstellung, und nun ging es mit raschen Sprüngen da hinein, bis wieder ein Zufall hinaushalf und in ein anderes Geleise führte. Der Professor plauderte gar zu gern in dieser Weise, und an Abschweifungen konnte es heute am wenigsten fehlen, da ja von Käthchen die Rede war und Käthchen sich gerade in Florenz aufhielt. Florenz, Italien, italienische Musik, italienische Oper, Carlo

Bellarota, schlechte Menschen – eins folgte immer ganz natürlich aus dem andern, und so war man denn doch wieder in der Vaterstadt der Amberger angelangt, und Xaver konnte wagen, von Moritz und seinen Schicksalen zu sprechen, anfangs nur im allgemeinen, dann spezieller, aber immer doch so, daß der Hauptpunkt noch unberührt blieb. Er wollte seiner guten Mama nicht den Mittag verderben, und das gelang auch vollkommen; sie verspeiste ihr Vögelchen mit bestem Appetit und schob ihm die bei weitem größere Hälfte des Eierkuchens zu, von der er denn auch zu ihrer Freude keinen Bissen übrig ließ. Nun freilich mußte allmählich auch zu ernsteren Dingen übergeleitet werden, wenn die Zeit nicht nutzlos verstreichen sollte.

Er spielte nicht nur den Zerstreuten, er hörte wirklich nur mit halbem Ohr ihren Auseinandersetzungen über eingemachte Früchte zu, und wie man sie doch nirgends so delikater finde, als auf dem Markusplatz zu Venedig, wo sie auf kleinen Stöckchen angeboten werden. Sie mußte es wohl zuletzt bemerken und fragen, was ihm eigentlich durch den Sinn gehe. »Sorgen, schwere Sorgen, beste Mama,« sagte er seufzend. »Man vergißt sie eine Weile, wenn man so angenehm unterhalten wird, aber sie melden sich doch bald wieder, erst leise anpochend, dann immer stürmischer Einlaß begehrend. Kennst Du das nicht auch?«

»Gewiß kenne ich das,« antwortete sie, ihn besorgt betrachtend, »aber ich glaubte, Du hättest nun alles, wonach Dein Herz verlangte.«

»Mein Herz!« sagte er und zuckte mit den Augenbrauen, »und nicht einmal das vollkommen. Sehe ich nicht Vater und Mutter entzweit –«

»O! nichts davon,« bat sie, die Augen senkend. »Du hast mir versprochen –«

»Was ich auf die Dauer nicht halten kann,« fiel er ein. »Aber es handelt sich auch um Sorgen materiellerer Natur, liebste Mutter, und sie haben mit Dingen Zusammenhang die sich nicht aus der Welt schaffen lassen, wenn man sie auch todt schweigen möchte. Erinnerst Du Dich des grünen Thores?«

»Des grünen Thores? Am – Köstlingschen Hause? Was soll das?«

»Es steht uns im Wege, und wenns es nicht fällt, ist ein Vermögen nutzlos geopfert, ist Moritz Amberger bankrott, ist Frau Barbara Amberger eine arme Frau, ist Käthchens Erbtheil verloren, wird Philipp eine traurige Hochzeit feiern.«

Camilla horchte gespannt auf. »Aber in welcher Verbindung –?«

Er suchte ihr die Bedeutung des alten Bauwerks oder vielmehr des Platzes, auf dem es stand, klar zu machen und kam dann auf den Besitzer zu sprechen, den er besucht und ganz unnachgiebig gefunden habe. Camilla unterbrach ihn jetzt nicht, sondern sah still vor sich hin, nur mitunter die Lippen fester aufeinander pressend. Als er eine Pause machte, blickte sie wie erschreckt auf und forschte auf seinem Gesichte. »Du weißt nun auch das?« fragte sie.

»Ich weiß auch das,« antwortete er, »Köstling hat mir nichts verschwiegen, wie er auch nichts vergessen hat. Er ist sehr zu bedauern.«

»Er ist sehr zu bedauern,« wiederholte Camilla, den Kopf in die Hand stützend. »Es war sein Unglück, daß er mich liebte, und daß ich ihn nicht wieder lieben konnte. Vielleicht hätte ich ihn mit der Zeit doch lieben gelernt.«

»Nein, Mutter, das glaube nicht,« rief Xaver, »das glaube nicht! Aus Köstlings eigener Erzählung, so wenig sie das bezweckte, ist mir die Gewißheit geworden, daß Du ihm nicht angehören konntest. Diese Verbindung war wider Deine Natur; sie mußte sich lösen, sobald Du zum Bewußtsein Deiner selbst kamst. Unendlich traurig nur, daß das geschwisterliche Verhältniß nicht bestehen bleiben konnte, das auch auf die Dauer beglückt hätte. Jetzt, wo Du viel Trauriges erfahren und die Stürme des Lebens überwunden hast, wo Du ruhiger fühlst und denkst, magst Du glauben, damals in einem Irrthum befangen gewesen zu sein. Es war kein Irrthum! ein junges Herz – ein Herz, das liebt – weist ihn zurück. Darum ist Köstling nicht weniger ein Gegenstand unseres tiefsten Mitleids. Denn schuldig oder nicht schuldig – ein schweres Leid hast Du ihm aufgebürdet und er trägt noch heute daran, wie am ersten Tage, treu seinen Schmerzen.«

Camilla schüttelte schwermüthig den Kopf. »Ich kann mich nicht freisprechen,« sagte sie, »jetzt nicht. Damals freilich empfand ich so; ich hätte mir lieber das Leben genommen, als ihm am Altar mein Jawort gegeben, und einmal schon war der Entschluß gefaßt. Aber ich hatte

mich ihm doch verlobt und war ihm Wahrheit schuldig. Sie hätte seinen Schmerz nicht gelindert, aber mir selbst die Pein schwerer Vorwürfe erspart.« Sie stützte den Kopf in die Hand und sprach wie in sich hinein. »Ich hatte ihn wie meinen Bruder betrachtet, und nun war er plötzlich mein Bräutigam, und in meinem Herzen hatte sich doch nichts verändert. Ich merkte kaum, daß ich ihm etwas entzog als ich – als ich mit einer wirklichen Leidenschaft zu ringen hatte – er blieb mir daneben immer, was er mir gewesen war. Erst als ich verstand, daß er von mir etwas anderes erwartete, erwarten mußte, erfaßte mich eine unsägliche Angst. Sie schloß mir den Mund. Es schien mir unmöglich, seine Verzeihung zu erhalten – so wollte ich sie auch nicht erbitten. War ich schuldig, so wollte ich ihm auch schuldig bleiben. Erst später fühlte ich, wie dieser Stachel schmerzte.«

»Er würde weniger spitz gewesen sein, wenn Du in der Liebe das Glück hättest finden können, das Du Dir gewiß glaubtest,« bemerkte ihr Sohn, sich zu ihr neigend und seine Hand auf die ihrige legend. »Er würde weniger schmerzen, wenn Du jetzt wenigstens mit dem versöhnt wärst, dem zu Liebe Du eine unerträgliche Pflicht verlettest, wenn Du –«

»Du sprichst von Deinem Vater,« unterbrach sie wieder in strengerem Tone; »wie wäre da eine Versöhnung denkbar? Kann er sie auch nur selbst ernstlich wünschen? Und auf welchen Grundlagen sollte sie wohl erfolgen? Er kann uns nicht gerecht werden – kann nicht! Sollen wir zugeben, uns sei Recht geschehen? Ich will Dich nicht

hindern, die Hand zu küssen, die Dich verstoßen hat – es bleibt Deines Vaters Hand – aber mich fesseln nicht Bande der Natur an ihn, und die wir selbst knüpften, sind freventlich zerrissen.«

»Sie sind *nicht* zerrissen, Mutter,« rief Xaver, »denn in *mir* haben sie ihren unzerstörbaren Zusammenhalt. Schaffe mich aus der Welt, Mutter, und sage, jenes Jahr in der Ruine Höneburg sei ein Traum gewesen, oder ein Stück Leben, das sich wie ein Phantasiespiel behandeln lasse. Bin ich nicht meines Vaters und meiner Mutter Sohn? Und die beiden, die nothwendig zusammengehören in mir, sollten außer mir ewig getrennt bleiben können, weil sie aus menschlicher Schwäche fehlten? Frage Dein Gewissen, Mutter: hättest Du meinen Vater hassen können, wie Du ihn haßtest, wenn Du ihn nicht geliebt hättest, wie Du ihn liebtest – wenn Deine Liebe nicht fort-dauerte und sich immer von neuem über seinen Wankelmuth empörte? Wenn er Dir nun aber im Herzen nie untreu gewesen, wenn er mit allen seinen Gedanken längst zu Dir zurückgekehrt wäre – Mutter! Kannst Du wirklich nicht vergeben?«

Er war, während seine Rede sich lebhafter und lebhafter steigerte, vom Sessel auf die Erde niedergesunken und sah nun mit einem schmerzlich bittenden Blicke zu Camilla auf, deren ganze Gestalt gewaltsam von ihm abstrebe, als wollte sie sich einem übermächtigen Zwange entziehen. »Nicht so, mein Sohn,« sagte sie, »nicht so! Stehe auf, ich bitte Dich! Peinige mich nicht – stehe auf!«

»Mutter!« rief er, sie umfassend, »wenn Du mich liebst!«

Ihre Hand streichelte sein schwarzes lockiges, Haar, aber ihr Gesicht war noch abgewandt und das dunkle Auge blitzte in die Ferne. »Steh auf!« wiederholte sie, aber nicht mehr so heftig und mit zitternder Stimme.

Er zog sie nur um so fester an sich. »Wenn Du mich liebst, Mutter, vergiß, vergib!«

»Ich kann nicht,« antwortete sie, aber so leise und matt, daß kaum der Hauch der Worte sein Ohr berührte. Zugleich schlang sie beide Arme um ihn und suchte ihn zu sich hinaufzuziehen. Er leistete Widerstand und drückte das Gesicht in ihren Schoß. In diesem Moment läutete draußen die Glocke. Camilla schreckte zusammen und drückte Xaver von sich ab; er richtete sich auf, ohne seinen Platz zu verlassen. »Sei gütig, Mutter,« bat er, ihr Auge suchend.

Die Thür öffnete sich, und die alte Dienerin schaute ins Zimmer hinein.

»Ein fremder Herr wünscht –« meldete sie und bemerkte nun erst, daß sie störe.

»Ich bin für niemand zu sprechen,« rief ihr Camilla zu, »jetzt für niemand.«

Xaver stand auf und ergriff seinen Hut. »Für niemand?« fragte er im heftigen Tone. »Mutter, wenn –! Laß mich sehen, wer –« Er zog die Thür völlig auf, nickte hinaus und streckte dem vor der Schwelle Stehenden die Hand entgegen.

»So rasch?« fragte er, aufs äußerste erregt. Er faßte seinen Arm und führte ihn hinein. »Mutter, es ist mein Vater!« sprach er laut und klar, daß seine Worte wie Glocken tönten. »Wenn Du mich liebst, Mutter –!« Seine Blicke vollendeten die Bitte. Dann stürmte er fort und schloß die Thür hinter sich, die alte Dienerin fortziehend.

Camilla war aufs Sopha zurückgesunken; der Graf stand eine Weile unbeweglich mitten im Zimmer und betrachtete sie mit ängstlicher Spannung. Diese beiden Menschen hatten einander geliebt – einander das schwerste Leid angethan; und nun nach mehr als dreißig Jahren ein Wiedersehen – was für ein Wiedersehen? Das waren die jugendlichen Gestalten nicht mehr, die beide in der Erinnerung festhielten, mit denen ihre Neigung, ihr Kummer, ihr Zorn sich beschäftigt hatte all die lange Zeit; nur noch Ruinen versunkener Herrlichkeit, wenschon noch immer stattliche. Wären sie miteinander gealtert! Nun sollte eine Kluft in wenigen Minuten verschüttet werden, die für ein Menschenleben Raum hatte. Es war in diesem Augenblicke vielleicht gut so: die Veränderung war zu groß, als daß sie ohne weiteres da hätten anknüpfen können, wo Leidenschaft und Unmuth einer Trennung geboten. Alle Illusionen schwanden und die Wirklichkeit forderte energisch ihr Recht. Die würdige Matrone dort war nicht das schöne liebeglühende Weib, das der Graf im Bilde verehrte; jener hagere Mann mit der kahlen Stirn und den tiefen Furchen in den farblosen Wangen war

nicht der Untreue, den Camilla haßte. Etwas wie Ueerraschung, und dann in schnellem Uebergange wie Wehmuth drückte sich in den Gesichtern beider einander so Fremdgewordener aus.

Und doch es waren die alten Züge noch, nur verwittert in den Linien, matt in der Farbe. Camillas Haar und Augen, des Grafen schlanke Figur und militärische Haltung – die Zeit schien keine Macht darüber gehabt zu haben. Wo sie einander zufällig getroffen hätten, sie hätten sofort gesagt: Du bist es!

»Camilla!« begann der Graf endlich, gleichsam mit der Stimme tastend, ob er Gehör finden würde, und dann einen Widerhall erwartend.

»Herr Graf!« sagte sie ebenso leise, und doch vor ihrem eigenen Laut erschreckend, »ich bin nicht auf eine Begegnung vorbereitet –«

»Die Sie vielleicht nie gestattet haben würden,« fiel er mild ein, »wenn sie Ihnen angekündigt wäre. Ich durfte es darauf nicht ankommen lassen. Und sollte nicht Xaver angedeutet haben –«

»Mein Sohn sprach freilich von Ihnen,« bestätigte Camilla, um ihn zu hindern, mehr zu sagen, als sie in diesem Augenblicke glaubte ertragen zu können. »Mein Sohn ist überzeugt, in Ihnen einen Freund gefunden zu haben, Herr Graf, und ich – kann nur wünschen, daß er sich nicht täusche.«

»Er hat einen Freund gefunden,« antwortete er, einen Schritt näher tretend, mit warmem Ausdruck, »einen Vater. Ich danke ihm, daß er mir erlaubt, sein Vater zu sein.«

Es entstand eine Pause im Gespräche. Der Graf wandte kein Auge von Camilla, und sie, als wüßte sie's und fürchtete seinen Blick, hatte die Wimpern gesenkt und schaute auf ihre Hände, die sich im Schoße falteten. Man hätte glauben können, daß sie still um Ruhe und Ergebenheit betete, und vielleicht betete sie auch, noch durch Xavers Mahnungen zur Milde gestimmt, und das unmuthige Zucken der Lippen galt dem Trotz und Stolz, die nicht sogleich weichen wollten.

»Sie haben Grund gehabt zu zürnen, Camilla,« begann der Graf wieder, »und ich darf mich nicht zum Richter über Ihren Zorn setzen, ich darf mich nicht einmal beklagen, wenn Sie die Hand zurückweisen, die sich Ihnen zum Frieden bietet, denn *Sie* sind die Beleidigte, *Sie* haben zu verzeihen. Nur bitte ich Sie, zu bedenken, daß es ein Gemeinsames gibt, was wir lieben und was unter diesem Unfrieden schwer leidet. Unser Sohn –«

»Unser Sohn –« wiederholte sie stammelnd. »O, das ist Ihre schwerste Schuld, daß wir ihn so lange nicht *unsern* Sohn nennen durften!«

»Ich will sie nicht von mir abwälzen,« antwortete der Graf, »aber er selbst hat sie schon von mir genommen, und in dem, was zurückbleibt, sind Sie allein meine Gläubigerin. Sie waren bisher eine strenge Gläubigerin – keine Reue, keine Bitte konnte Sie zu einem Nachlaß bewegen. Nun, Camilla, auch heute kann ich Geschehenes nicht ungeschehen machen, aber ein Zufall begünstigt mich, wenigstens die Folgen meines Unrechts beseitigen

zu können. Ein Zufall! Aber daß ich ihn benutze, ist meine freie EntschlieÙung. Hören Sie mich an.«

Er setzte sich auf den Sessel, den vorhin Xaver inne gehabt hatte, und zog die Papiere vor, die er von ihm erhielt. »Diese Papiere,« fuhr er fort, »die ich nur geliehen habe und hiermit in Ihre Hand lege, geben den so lange schmerzlich vermiÙten unanfechtbaren Beweis, daß Ihr Vater Carlo Bellarota aus einem altadeligen Florentiner Geschlecht stammte, das in der Revolutionszeit seine letzten Güter verlor.«

Camilla erhob sich überrascht und sah bald scheu auf die vergilbten Blätter, bald fragend dem Grafen ins Gesicht: »Diese Papiere, Herr Graf, diese Papiere,« bebten ihre Lippen, »und wo sind sie entdeckt?«

»In dem alten Stammhause der Bellarota zu Florenz, in einem hinter Getäfel verborgenen geheimen Fach, das erbrochen werden mußte, weil der Schlüssel fehlte. Sie selbst, Camilla, sind im Besitz des Schlüssels.«

»Ich?«

»Sie bewahren ein Gebetbuch Ihres Großvaters auf, Camilla, oft genug haben wir zusammen darin geblättert – es hat auf dem Deckel einen Buckel mit einem Christuskopf. Haben Sie das Buch vielleicht zur Hand?«

Sie griff unschlüssig über die Seitenlehne des Sophas weg nach einem kleinen Tische, auf welchem Mappen, Albums und einige Bücher in werthvollen Einbänden lagen. Eins der letzteren, das kleinste, nahm sie auf, besah aufmerksam den Christuskopf, der aber seine Dornenkrone auf derselben schmerzverzogenen Stirne trug,

wie sonst, und reichte es zögernd dem Grafen, als wollte sie fragen: was soll's mit dem Buche?

Der Graf betrachtete den Deckel genau, umfühlte den Rand des Buckels, drehte und hob denselben mit einer raschen Bewegung – die Kapsel sprang auf und ein kleiner eigenthümlich gestalteter Schlüssel fiel auf den Tisch. »Richtig!« rief er, »die Beschreibung stimmt vollkommen. Wer aber konnte hier dieses kleine Instrument vermuthen, das wieder an versteckter Stelle so wichtige Urkunden verschloß? Es war zu gut verwahrt.«

Camilla hatte verwundert zugeschaut und wie zur Abwehr die Hand vorgestreckt, als der Christuskopf sich vom Deckel abhob, als fürchtete sie, daß er die Verzierung zerbrechen könnte. Nun nahm sie den kleinen Schlüssel auf und sah bald auf ihn, bald auf die offene Kapsel, in der sich das passende Lager dazu befand. »Wie aber erfuhren Sie –?« fragte sie mit dem Ausdruck größten Erstaunens.

Er theilte ihr mit, was er von der Auffindung des geheimen Faches wußte, und las einige der wichtigsten Urkunden vor. »Ich habe Xaver gebeten, mir diese Papiere zu übergeben,« schloß er, »weil ich die Freude haben wollte, sie Ihnen zu überreichen. Welchen unschätzbaren Werth hätten sie vor Jahren für uns gehabt!«

»Ja, ja! einen unschätzbaren Werth!« bestätigte sie lebhaft, selbst die Urkunden prüfend. »Aber auch jetzt noch sind sie mir von großer Bedeutung. Sie beweisen aufs klarste, daß mein Vater kein eitler Prahler, kein Lügner

war, daß er mir wirklich den Namen eines alten Geschlechts zu vererben hatte.«

»Ich habe nie daran gezweifelt,« versicherte der Graf.

»Und doch –« sagte sie und unterbrach sich selbst. Ihr schönes Auge, in dem noch eben eine Thräne glänzte, die dem Andenken ihres Vaters galt, verfinsterte sich plötzlich wieder.

»Es kam nicht auf meinen Glauben an,« nahm er das Wort, »sondern auf einen urkundlichen Beweis den Gerichten gegenüber. Daß er fehlte, Camilla, war *nicht* der einzige Grund, weshalb ich mich von Weib und Kind trennte, um einen großen Besitz meiner verarmten Familie erhalten und dem Namen meines Geschlechts neuen Glanz geben zu können, obgleich er stark dazu mitwirkte, mich ihnen zu entfremden – ich leugne es nicht. Jene andern Gründe zu erörtern, erlassen Sie mir. Ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne Sie anzugreifen, und ich will hier nur der Bittende sein. Sei also jene Verirrung der einzige oder wenigstens erste und bestimmende Grund einer immer wachsenden Entzweiung gewesen, sollte er Ihnen in mir so verdammenswerth erscheinen, da Sie doch selbst so stolz auf den Namen sind, den Sie erben? Aber verdammen Sie meine Schwäche – ich will aus der Ihrigen keinen Gewinn ziehen. Nur glauben Sie mir, daß ich Weib und Kind auch da noch liebte, als ich eine Scheidung zuließ, und daß ich jetzt nicht gezwungen, sondern mit freudigem Herzen thue, was ich thue, obschon ein Wesen darunter leiden muß, das mir gleichfalls durch die Bande des Blutes nahe verbunden ist.«

Camilla hörte ihn voll Unruhe an. »Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf,« sagte sie. »Was denken Sie zu thun, und wer leidet unter Ihrem Entschluß?«

»Sie verstehen mich so wenig, als Xaver mich verstand,« antwortete er. »Erfahren Sie, welches Gewicht diese Urkunden haben: sie setzen Ihren Sohn – unsern Sohn, Camilla – in alle Rechte ein, die der Besitzer der Grafschaft Gleichenau auf seinen Erstgeborenen zu übertragen hat.«

»Herr Graf,« schrie sie auf, »mein Sohn –?«

»Ist der einzige Successionsberechtigte in das Fideicommiß Gleichenau, da meine erste Ehe nach allen Erfordernissen des Statuts eine ebenbürtige war. Selbst wenn ich wollte, könnte ich daran nichts ändern. Ich hätte diese Papiere vernichten müssen, wenn ich meinem zweiten Sohne die Anwartschaft erhalten wollte. Kunibert weiß, daß er zu Gunsten Xavers zu verzichten hat, er liebt seinen Bruder und versichert, gern seinen Hoffnungen zu entsagen.«

Mit diesen Worten stand der Graf auf. Camilla machte eine Bewegung mit der Hand, als ob sie ihn zurückhalten wollte. »Ich kann es nicht fassen, nicht begreifen,« sagte sie, vor Aufregung zitternd. »Weiß Xaver?«

»Er weiß es nicht, weil sein um die Güter dieser Welt unbekümmertes Gemüth nicht für sich selbst zu rechnen gewohnt ist. Er soll sein Glück durch Sie erfahren, seine geliebte Mutter. Sagen Sie ihm – nein! es bedarf bei ihm nicht der Versicherung, daß ich es ihm von ganzem Herzen gönne.«

Camilla stand auf und reichte ihm die Hand. »Mein Sohn hat sein Recht gefunden,« sprach sie mit milder Hoheit, »ich darf seinem Vater nicht mehr zürnen.«

Er beugte sich und zog ihre Hand an die Lippen. »Camilla, Sie können vergeben?« stammelte er.

»Xaver forderte es von mir,« antwortete sie, »und jetzt – wird mir's leicht.«

»Xaver forderte es,« wiederholte er innig. »Ja, wir hätten auch ohnedies unsern Frieden gefunden durch ihn.«

»Daß er hier wäre!« rief Camilla. »Daß wir ihm sagen könnten –«

Der Graf drückte ihre Hand, die er noch immer festhielt. »Ich hoffe,« sagte er, »wir drei werden von jetzt ab viel beisammen sein. Der Bann, der uns getrennt hielt, ist gebrochen, wir gehören einander. Wollen Sie auch einen vierten nicht ausschließen, der um Aufnahme in diesen Bund bittet? Ich meine Kunibert.«

»Führen Sie ihn zu mir,« sagte sie schnell entschlossen; »Xavers Bruder soll mir willkommen sein, auch wenn ich nicht seine Mutter bin.«

Der Graf verabschiedete sich. »Ich darf mir selbst für heute nichts mehr erbitten,« äußerte er, schon den Hut in der Hand. »Wie viel froher und beruhigter gehe ich schon, als ich kam! Aber ich werde wieder kommen und wieder gehen, und hoffentlich bringt mir jeder Tag einen neuen Gewinn.«

Camilla antwortete nicht, aber ein sanftes Nicken des Kopfes sagte: fasse Muth!

Bin ich's denn noch selbst? fragte sie sich, als sie mit sich allein war.

XXIX.

Noch ziemlich früh am folgenden Vormittag klopfte Xaver bei seinem Vater an.

Er pflegte um diese Stunde sonst nie zu kommen; der Graf erklärte sich die Ausnahme aber leicht aus der besonderer Veranlassung, die sich aus dem gestrigen Gespräch mit Camilla ergeben haben konnte, und ging ihm mit heiterem Gesicht und ausgebreiteten Armen entgegen.

Der Professor ließ zwar die Umarmung zu, erwiderte sie aber nicht und zog so finster die Augenbrauen zusammen, daß der Graf fürchten mußte, ihm sei irgend etwas recht Widerwärtiges passirt. »Hast Du schlimme Nachrichten von Moritz Amberger?« fragte er besorgt.

Xaver verneinte. Moritz habe nur geschrieben, daß Köstling, wie er von dessen Arzt erfahren, erkrankt und jetzt ganz unzugänglich sei, daß also jeder weitere Versuch, ihn der Sache freundlicher zu stimmen ausgesetzt werden müsse. »Das ist bedauerlich,« sagte der Graf, »erklärt mir doch aber nicht Dein zurückhaltendes Benehmen. Ich hatte geglaubt, Dich recht froh wiederzufinden. Oder weißt Du noch nicht, daß gestern zwischen mir und Camilla eine Versöhnung angebahnt ist, die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt?«

»Ich weiß es,« antwortete Xaver. »Ich habe mit meiner Mutter gestern Abend und auch heute früh gesprochen

– jetzt eben komme ich von ihr. Niemand würde gewiß herzlichere Freude über das günstige Resultat Eurer Aussprache empfinden können, als ich, wenn nicht –«

»Wenn nicht –?«

»Wenn nicht eine recht widerwärtige Zugabe mir den guten Eindruck sofort wieder gestört hätte.«

»Welche Zugabe, Xaver?«

»Ich komme mich deshalb mit Dir auszusprechen, Vater, ehe von Deiner Seite irgend ein Schritt geschieht, der hinterher nur mit größten Unannehmlichkeiten für alle Theile rückgängig zu machen wäre. Hättest Du mir gesagt, welche Absicht Du mit den in Florenz aufgefundenen Papieren –«

»Ach, das!« rief der Graf.

»Ich war wie mit Blindheit geschlagen,« fuhr Xaver fort. »Wie hätte mir's sonst einfallen können, Dir diese Papiere vorzulegen, *Dir* sie anzuvertrauen, damit Du von ihnen bei meiner Mutter Gebrauch machen könntest? Wenn Du glauben solltest, Vater, daß auch nur der leiseste Gedanke an einen Gewinn für mich –«

»Aber beruhige Dich doch nur,« fiel der Graf ein, die Hand auf seine Schulter legend und ihm freundlich zunikend; »ich versichere Dich, daß Du so etwas nicht im mindesten zu fürchten hast. Ich erkannte sofort, daß Du von der Bedeutung jener Urkunden für Dich selbst nicht die geringste Ahnung hattest, und ich gestehe, daß ich mich dessen freute. Ich hätte es durchaus in der Ordnung finden müssen, wenn Du mit diesen Beweisen in der Hand Dein Recht fordertest, aber lieber war mir doch

dieser Mangel des Verständnisses dafür, der ein so sprechendes Zeugniß Deiner reinen Gesinnung gab und mich zugleich in den Stand setzte, eine Pflicht wie ein Geschenkgeber zu erfüllen.«

Xavers Gesicht erheiterte sich ein wenig. »Ich danke Dir,« sagte er, »aber damit sind wir noch nicht am Ende. Du scheinst für selbstverständlich zu halten, daß Du nur zu geben hast, damit ich nehme. Nein, Vater! Ich habe mich von früher Jugend an auf die eigene Kraft gestellt, und nur was ich mir durch sie erobert habe, hat mir Werth gehabt. Selbst meine Freiherrnschaft, die mir doch angeboren ist, erhöht meine Schätzung von mir selbst nicht und würde mir nur eine Unbequemlichkeit auflegen, wenn ich sie auch aufs Katheder mitnehmen müßte. So etwas muß mit dem Menschen zusammen aufwachsen, wenn es nicht drücken soll. Und nun sollte ich mich gar durch einen Zufall in meinem Lebensgange stören lassen, und andere, die ich lieb habe, in dem ihrigen stören? Das ist eine arge Zumuthung, Vater. Weil ein junger Mann Namens Philipp Amberger eine närrische Vorliebe für alte Raritäten hat und dieselbe so weit treibt, sich eine ganze Zimmerbekleidung abreißen und einpacken und einige hundert Meilen weit nach seiner Heimat transportiren zu lassen, und weil sich nun zufällig hinter dem wurmstichigen Getäfel ein geheimes Fach vorfindet, in dem jemand in der Angst einen Familienschatz so gut verwahrt hat, daß er vielleicht erst am Ende aller Tage entdeckt wäre, wenn ihn nicht jener Maulwurf früher

ausgewählt hätte, deshalb soll ich nun plötzlich ein anderer werden, als ich durch Geburt, Erziehung und eigenes Nachdenken bin; deshalb soll ich mich wie eine Pflanze von der einen Stelle auf die andere versetzen lassen? Nein! Der Zufall ist ein Götze, dem ich nicht diene, es sei denn, daß er mich mit unwiderstehlicher Macht zwingt. So lange ich frei bin, diene ich ihm nicht.«

»Der Zufall!« wiederholte der Graf kopfschüttelnd, »der Zufall! Glaubst Du nicht an eine Vorsehung, die der Menschen Schicksale lenkt und ihnen zu rechter Zeit die rechte Erkenntniß, wenschon oft durch wunderliche Mittel zuführt?«

Xaver lächelte abweisend. »Wohin gerathen wir, wenn wir diese Vorstellung konsequent durchführen? Ich will die Vorsehung nicht verantwortlich machen für der arm-seligen Menschlein kurzsichtiges Thun und Treiben. Zufall ist mir, was ich nicht als nothwendig erkenne oder als vernünftig voraussetze, und in diesem da ist weder Nothwendigkeit noch Vernunft!«

»So steht jede Erbfolgeordnung auf schwankenden Füßen,« wendete der Graf ein.

»Sie kann mir nicht Rechte aufzwingen,« behauptete Xaver, »am allerwenigsten unbillige Vorrechte. Ich habe meine Mutter bestimmt, mir die Beweisurkunden herauszugeben, die mir in ihren Händen nicht sicher genug sind; ich werde sie aufbewahren, und niemand soll mich nöthigen, auf sie Ansprüche zu gründen, auch die nicht, die mich lieben.«

Der Graf sah ernst und nachdenklich vor sich hin. »Ich erkenne darin Dein edles Herz,« sagte er nach einer Weile, »aber kannst Du erwarten, daß Kunibert niedriger denkt? Er ist bereits durch mich unterrichtet, daß Dein Recht das ältere und bessere ist – glaubst Du, daß er von Deinem Verzichte wird vortheilen wollen?«

»Müssen!« antwortete Xaver. »Er hat kein Mittel in Händen, mich zu zwingen, den Beweis meiner Suecessionsberechtigung zu führen, sein Anerkenntniß aber ist ohne jede Wirkung. Freilich könnte auch er verzichten; aber nur zu Gunsten fremder Anwärtler. Es wäre Tollheit! Er wird nicht vergessen, daß sein Vater, um den Besitz seiner Familie zu erhalten, sich viele Jahre lang um die Ruhe seines Gewissens, um den Genuß des Lebens brachte, daß gebrochene Herzen –«

Der Graf wandte sich ab.

»Und ist sein Recht nicht nach vernünftiger Schätzung das bessere und ältere?« fuhr Xaver lebhafter fort. »Es ist mit ihm geboren, schon in der Wiege ihm anerzogen; so lange er denkt und fühlt, weiß er sich in ihm, und weiß seine ganze Umgebung ihn darin. Verdrängt man ihn von dem Boden, der ihn so lange nährte, so wird er eine verkümmerte Pflanze sein. Nein, ich beraube ihn nicht!«

»Also Großmuth,« entgegnete der Graf, »Großmuth! Wie ich Kunibert kenne –«

»Laß mich mit ihm sprechen,« bat Xaver, »er ist verständig und wird sich meinen guten Gründen nicht verschließen können. Ich habe übrigens noch einen, der

nun doch hervor muß, damit Du siehst, wie eigennützig ich handle; er hat auch bei meiner Mutter den Ausschlag gegeben. Ich liebe Käthchen Amberger und habe den Wunsch, sie so bald als möglich zum Altar zu führen. Sie hat ihr Herz dem Professor Schönrade geschenkt und wird sich wohl auch den Freiherrn von Höneburg gefallen lassen, der ihrer guten Mutter eine annehmlichere Partie ist. Aber der Majoratsherr Graf von Gleichenau wäre kein Bräutigam für sie, die Tochter eines Kaufmanns, dessen Vorfahren zwar zum städtischen Patriziat, aber nie dem Adel angehörten. Mein Käthchen würde immer in Sorge sein, daß sie das Schicksal meiner Mutter zu theilen habe – keinen Tag würde sie sich ihres Glückes freuen können.«

Der Graf biß die Lippe und sah zur Erde. »Daran freilich hatte ich nicht gedacht,« sagte er nach einer Weile.

»Aber ich sogleich!« rief Xaver. »Wie ich heute empfinde, wiegt mir die ganze Grafschaft Gleichenau federleicht gegen Käthchens Liebe.«

»Du bist anders als ich,« bemerkte sein Vater lächelnd, »Du würdest immer so empfinden.«

»Und führe uns nicht in Versuchung!« sprach der Professor ernst. »Nein, nein! So weit ist niemand seiner selbst sicher. Hättest Du Dir weniger zugetraut, als Du nach dem Besitze eines geliebten Mädchen strebst? Der Mensch ist ein gebrechliches Wesen, und Tag und Jahr wandeln ihn. Es ist gewiß gut, wenn man allemal das beste von sich denkt und hofft, aber so viel Schlangenklugheit verträgt sich mit aller Taubenunschuld, daß man sich

hütet, sich selbst Fallen aufzustellen. Und ganz ernst zu reden: wem zu Gefallen sollte ich wohl allen meinen Neigungen Zwang anthun? Ich selbst habe mehr als genug, wenn ich meine Bedürfnisse entscheiden lasse, und meine Kinder können nicht ernten, was ich säe. So viel Leid, wie meine Mutter um Dich getragen hat, und Du um meine Mutter, sollte ganz umsonst gewesen sein? Nur noch ein verfehltes Dasein mehr wäre das traurige Resultat? Verlange nicht, daß ich mir diese Schuld aufbürde. Friede soll sein unter uns allen, und nur auf dieser Grundlage läßt er sich stiften!«

Der Graf umarmte seinen Sohn und drückte ihn fest an sein Herz; seine Augen waren naß, und er konnte nicht Worte finden, die sein Gefühl ausdrückten. Endlich faßte er Xaver bei der Hand und führte ihn in Kuniberts Zimmer. »Er hat Recht,« sagte er und ließ die Brüder allein.

Kunibert hätte nicht siebenzehn Jahre alt sein und ein vortreffliches Herz haben müssen, wenn nun nicht eine sehr stürmische Scene hätte folgen sollen. Es gab Betheuerungen, Bitten, Thränen, felsenfeste Beschlüsse und widerwillige Rückzüge – Xaver behauptete seine Ruhe, ließ den jungen Menschen sich müde stürmen und blieb Sieger, indem er schließlich einen Vergleichsvorschlag acceptirte, der erst in hoffentlich noch ferner Zukunft wirksam werden sollte, und bis dahin bei reiferer Ueberlegung wohl Aenderungen erfahren konnte. Kunibert willigte ein, im Besitze des Namens eines Grafen von Gleichenau und der Anwartschaft auf das Fideicommiß zu bleiben, und Xaver erklärte sich dafür einverstanden,

die Hälfte der Revenuen nach Abzug aller Verwaltungskosten anzunehmen. Der Graf, der zum Zeugen herbeigerufen wurde, stimmte freudig zu. »Ist Camilla zufrieden,« sagte er, »so ist nun mein Glück vollständig.«

Die stolze Frau war nicht leicht zu bewegen gewesen, sich von den Urkunden zu trennen, die ihres Sohnes Recht bewiesen, und die derselbe in der ausgesprochenen Absicht für sich verlangte, sie wieder verschwinden zu lassen. Hatte sie doch Hoffnung auf Versöhnung mit dem Grafen nur in der Freude darüber gegeben, und sollte sich nun mit dem Bewußtsein begnügen, die Mutter eines Sohnes zu sein, der sein ungeschmälertes Vätererbe antreten *könnte*, wenn er nur *wollte*. Sie liebte ihn zu zärtlich, um es nicht selbst als einen Verlust zu empfinden, wenn er darauf verzichtete, und sie grollte dem Grafen noch immerzu leidenschaftlich um seinem Sohne zweiter Ehe ein Glück zu gönnen, das er nicht verdiente. Aber Xaver hatte sich diesmal mit solcher Entschiedenheit ausgesprochen, daß an eine Umstimmung nicht zu denken war – sie mußte sich in das Unvermeidliche mit Würde zu finden suchen; und sie hatte ja im Leben so viel Schmerzliches überwunden und sich doch ein heiteres Gemüth bewahrt, warum sollte sie nun dieser Anfechtung unterliegen müssen?

Zwar nahm sie im ersten Augenblicke Xavers Grund, daß er Käthchen nicht beunruhigen dürfe, gar nicht so gewichtig als er selbst. Es ist eine Schwäche der menschlichen Natur, von der sie keineswegs frei war, fremdes Leid nicht nach dem eigenen ganz ähnlichen Leide zu

messen und anderen eine Verständigkeit und Opferwilligkeit zuzumuthen, die über die eigene Kraft weit hinausgehen. Wenn auch ihre Enkel an der Herrschaft Gleichenau keinen Theil haben dürften, hatte sie eingewendet, so könne ihre Schwiegertochter doch vielleicht den ehrgeizigen Wunsch hegen, die Frau des Majoratsherrn von Gleichenau zu sein; während sie ganz ehrlich hätte fortfahren müssen: »So könne sie doch vielleicht den ehrgeizigen Wunsch hegen, die Mutter des Majoratsherrn von Gleichenau zu sein.« Das hatte ihr Xaver, der diesmal nicht meinte schonen zu dürfen, mit aller Schärfe vorgerückt, und es war in Folge dessen zu einem Wortwechsel gekommen, der den alten Streitfall bis zu seinen ersten Anfängen zurück nochmals, und jetzt im Eifer des Gefechts ohne die sonstigen zarten Rücksichten, gründlich erörterte, die leidenschaftliche Frau gewaltig aufregte, aber auch die Situation klärte. Als Xaver ging, war der Friede zwischen Mutter und Sohn nur oberflächlich hergestellt gewesen, als er nun aber gegen Abend wiederkam, hatte sie vollauf Zeit gehabt, sich zu besänftigen und ruhig zu überlegen, wie unhaltbar ihre Position sei und wie er doch in allem Recht habe, auch darin, daß er gegen sie selbst seinen Willen mannhaft durchsetze.

Sobald diese Einsicht gewonnen war, mußte nun auch ein radikaler Umschlag der Stimmung erfolgen. Wie sich bei einem heftigen Gewitter aller Feuerstoff entladet, der weit und breit in der Luft liegt, und nun unmittelbar darauf der klarste und ›blaueste Himmel‹ lacht, so schien

auch in ihrem Gemüth alles Zündmaterial sich selbst aufgezehrt und einem reinen Wohlwollen Platz gemacht zu haben. Xaver fand sie an ihrem Klavier sitzen und mit künstlerischem Behagen eine ihrer Lieblingsarien singen. Er blieb an der Thüre stehen, die er ganz leise geöffnet hatte, und klatschte Beifall, als sie das Stück geendet hatte. Er wußte nun genau, woran er war. Es bedurfte kaum noch eines sanften Nachdruckes von seiner Seite, um ihr nun auch in der Unterhaltung mit ihm die alte Heiterkeit und Unbefangenheit zurückzugeben Gleichsam zur Belohnung, aber auch um Kunibert in ihren Augen möglichst zu heben, erzählte er, welches freundschaftliche Abkommen zwischen ihnen getroffen wäre, und erzielte damit die beste Wirkung.

So stand nun am nächsten Tage einem Besuche des Grafen und seines Sohnes nichts mehr im Wege. Man stellte sich allseitig auf den vernünftigen Standpunkt, das Vergangene vergangen sein zu lassen und der Gegenwart ihr volles Recht zu geben. Der Graf behandelte Camilla mit der zartesten Aufmerksamkeit, enthielt sich aber, so heftig auch die alte Neigung wieder vorbrach, aller an das ursprüngliche Verhältniß erinnernden Vertraulichkeiten, sicher in der richtigen Erwägung, daß sich erst ihr Vertrauen stärken müsse und daß sie den Ton für den Umgang anzugeben habe. Kunibert näherte sich anfangs etwas scheu, gleichsam in dem Gefühl, daß er im Wege sei, war aber, als Camilla ihn aufs freundlichste an sich heranzog, bald ganz Bewunderung und Hingebung. Es schien, als ob sie in ihm dem Grafen zeigen wollte,

daß kein Groll mehr in ihrem Herzen zurückgeblieben, und als ob er wieder in ihr seinem Vater am wirksamsten meinte Verehrung und Liebe beweisen zu können. Da nun auch Xaver und Kunibert bei jeder Gelegenheit unter den Augen der Alten ihre brüderliche Eintracht zu erkennen gaben, so konnte es gar nicht fehlen, daß nach diese selbst sich mehr und mehr in dem Verhältniß von Eltern zu einander fühlten. Man brachte den größten Theil des Tages in Gemeinschaft zu.

So wäre nun alles über Erwartung nach Wunsch gegangen, wenn nicht Ambergers Angelegenheiten einen schlimmen Verlauf zu nehmen gedroht hätten. Moritz schrieb jeden Tag und in jedem Briefe dringlicher. Feinberg, berichtete er, biete alle Mittel auf, um ihm die Wege zu verlegen. Seine Freunde unter den Stadtverordneten würden wegen des Verkaufs der Ziegelei und des Angers vor der Brücke nachträglich noch Lärm schlagen, weil man bei der Genehmigung des Vertrages nicht gewußt habe, daß das Terrain zu einem Bahnhof gebraucht werden solle, vielmehr ein unrichtiger Grund vorgeschützt sei. Die früheren Eigenthümer der angekauften Grundstücke verlangten Sicherheitsbestellung für ihre Forderungen, die Hypothekengläubiger hatten fast sämmtlich mit kürzester Frist gekündigt. Aus Feinbergs Anregung sei ein Verein ›zur Konservirung historisch merkwürdiger Baulichkeiten der alten Hansastadt‹ im Entstehen, und der alte Archivar Dr. Sperling wende, allerdings in lauterster Absicht, seinen ganzen Einfluß auf, um ihm Mitglieder zu werben. Man spräche ganz offen davon, daß

der Verein sich zunächst zum Zwecke setzen werde, das grüne Thor nach einer Zeichnung aus dem sechszehnten Jahrhundert zu renoviren. Ein offener Brief an Köstling habe viele Unterschriften gefunden, in dem man ihm dafür danke, daß er ›als ein echter Bürger und treuer Sohn seiner Vaterstadt fern jedem Eigennutz derselben eins ihrer wichtigsten Denkmäler aus dem frühen Mittelalter erhalte,‹ und mit der Bitte schließe, ›allen Anfechtungen fremder Spekulanten zu widerstehen und der theuren Stadt diese Gesinnung auch in Zukunft zu bewahren.‹ Nebenher sei eine Petition an die Regierung in Umlauf, den Abbruch aus Gründen des öffentlichen Wohls zu verbieten, und sie werde namentlich viel von Geschäftsleuten der anderen Stadtviertel unterschrieben, die fürchteten, daß sich der Verkehr in diese Gegend ziehen und ihnen dadurch Abbruch geschehen könnte. Das grüne Thor, kürzlich noch der Gegenstand allgemeinen Aergernisses, sei plötzlich eine Berühmtheit geworden, deren Verlust die Stadt schädige. So häufen sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten, und seine Stellung werde unhaltbar, wenn nicht bald etwas Entscheidendes geschehe.

In dem letzten Briefe sprach Moritz nun noch eine Befürchtung aus, die zu denken gab. Der alte Köstling leide, wie sich herausgestellt habe, an einer Herzkrankheit, der er unter Umständen in kürzester Zeit unterliegen könne. Er scheine das zu wissen und habe deshalb ein Testament

dem Gerichte übergeben; wahrscheinlich sei in demselben über das grüne Thor Bestimmung getroffen, um dessen Erhaltung auch nach seinem Tode sicher zu stellen. War diese Annahme richtig und vermachte der alte eigensinnige Mann vielleicht der Stadt ein beträchtliches Legat mit der Verpflichtung, das Bauwerk zu konserviren, so schwand jede Hoffnung, zum gewünschten Ziel zu kommen.

Schönrade mußte diese Bedenken als sehr berechtigt anerkennen; aber er konnte augenblicklich nicht einmal mit dem Komitee konferiren, da Kommerzienrath Wiesel endlich dem Drängen seiner Frau nachgegeben und die Uebersiedelung nach Wiesbaden zugelassen, Mr. Fairfax aber seine Braut dahin begleitet hatte. Ein Brief, den er an den letzteren gerichtet, war sehr freundlich beantwortet, hatte ihn aber wenig gefördert. Der Engländer versicherte ihn in den verbindlichsten Ausdrücken seiner fortdauernden Freundschaft ›schon seiner Lilli wegen, die einen Abfall nie verzeihen würde,‹ meinte jedoch, daß die Angelegenheit nun jedenfalls bis zum Herbst vertagt werden müsse und daß man dann zu prüfen habe, ob etwa ein Zwangsverfahren Erfolg verspreche. Ein Zwangsverfahren! Das wollte eben der Professor unter allen Umständen vermeiden. Uebrigens mußte wohl die Kommerzienräthin unter dem Einfluß der Wiesbadener Quellen zu milderer Stimmung gegen ihn gelangt sein, da sie ›dem Freiherrn von Höneburg‹ einen Gruß bestellen und ihm sagen ließ, es sei unverantwortlich, daß er sich seinen besten Freunden nicht entdeckt habe.

So würde denn die Reise nach Florenz ›zur Hochzeit‹ und eine mehrwöchentliche Abwesenheit dieserhalb nach keiner Seite hin ein Versäumniß herbeigeführt haben; aber wie groß auch seine Sehnsucht nach Käthchen war, es beherrschte ihn eine Unruhe, die seinem ganzen Wesen sonst fremd blieb und jeden ernstlichen Entschluß hinderte. Er konnte sich nicht überwinden, die Einladung ganz abzulehnen, schilderte vielmehr mit den wärmsten Worten sein Verlangen, das geliebte Mädchen wiederzusehen und ihres Besitzes froh zu werden, zögerte aber doch auch mit der Zusage und fragte an, ob nicht ein Aufschub der Hochzeit möglich sei. Wie sich die Situation in acht oder vierzehn Tagen geändert haben sollte, war ihm zwar selbst ein Räthsel, aber es ging ihm, wie öfters kräftigen Naturen, daß er, nachdem er redlich das Seinige gethan, nun schwer an ein Mißlingen glauben konnte und irgend eine ›Schickung‹ erwartete, die sein Vertrauen rechtfertigte.

War es nicht wirklich etwas der Art, als ihm ein Schreiben von unbekannter Hand zukam, das seine ganze Theilnahme wieder der Stelle zuwandte, von der jetzt allein Hilfe kommen konnte? Der Sanitätsrath Dr. *Kreutzer* sah sich veranlaßt, ihn zu benachrichtigen, daß er den kranken Köstling behandle, aber wenig Hoffnung habe, das veraltete Herzübel auch nur zu mildern, da der Patient selbst seinen Zustand dadurch verschlimmere, daß er sich fortdauernd in einer seine Kräfte aufreibenden Gemüthserregung erhalte. Krampffälle und Fieber seien die Folge davon; er phantasire mitunter Stunden lang,

und aus seinen Reden sei dann zu entnehmen, womit er sich beschäftige, wenschon keine Vorstellung klar hervortrete. Er spreche fortwährend von einer Schwester, die er verloren habe, nenne oft den Namen *Camilla*, schildere mit großer Lebhaftigkeit die Kämpfe zwischen seinen Vorfahren und den Freiherren von Höneburg, versichere aber, daß er alle Feindschaft mit ins Grab nehme, und berufe sich, wenn man Fragen an ihn richte, immer auf das Zeugniß des Professors Schönrade, der wisse, was er gelitten habe und ihm doch nicht gerecht werden könne. Er habe ihm noch so viel zu sagen, und dürfe ihn doch nicht zu sich rufen, um seine Mutter nicht zu beunruhigen. Dann wiederhole er immerfort die Worte: »seine Mutter – seine Mutter!« leiser und leiser, bis er endlich einschlafe. »Ich habe erfahren,« schloß der Arzt, »daß Sie, geehrter Herr, ganz kurz vor seiner Erkrankung ihn besucht und, längere Zeit mit ihm gesprochen haben. Seine alte Haushälterin behauptet, daß er seitdem wie umgewandelt gewesen sei und das Zimmer nicht mehr verlassen habe. Ihr Verdacht, daß die Krankheit daher ihren Ursprung herleite, ist ganz unbegründet, da es sich um ein organisches Leiden handelt, das zu seiner Entstehung und Fortbildung viele Jahre brauchte und jetzt nur mit solcher Heftigkeit vorbricht, daß seine Willensstärke es der Beobachtung nicht mehr zu entziehen vermag; aber ganz ohne Einfluß darauf dürfte Ihre Verhandlung mit ihm, die wohl nicht nur, wie Herr Amberger meint, das ihm werthe grüne Thor zum Gegenstande hatte, doch nicht gewesen sein, und jedenfalls scheinen Sie

der einzige, der den Grund seines Seelenleidens genauer kennt und deshalb vielleicht auch das Mittel besitzt, dasselbe zu mildern. Vor zwei Tagen fand ich ihn zu meiner größten Ueberraschung außer dem Bett und an seinem Schreibtisch. Er schreibe sein Testament, sagte er, um seinen Frieden mit Gott und den Menschen zu machen. Ich mußte die Absendung einer Gerichtsdeputation zur Empfangnahme desselben beantragen. Seitdem ist er viel ruhiger, und die Krampffälle wiederholen sich weniger oft, aber auch seine Kräfte nehmen zusehends ab, und ich fürchte, daß er nicht mehr lange lebt. Es hat meines Erachtens keine Gefahr, wenn Sie an sein Krankenbett treten, im Gegentheile könnten Sie ihm, da er offenbar eine große Zuneigung zu Ihnen hat, durch Ihren Besuch eine sehr dankenswerthe Freude bereiten. Beschließen Sie darüber, wie Sie es für gut finden; jedenfalls glaubte ich Ihnen diese Mittheilung schuldig zu sein. Ich zeichne mich &c.«

Xaver eilte mit diesem Briefe zu seiner Mutter, die auch schon vorher die Vertraute seiner Sorgen gewesen war. Er erschütterte sie aufs tiefste, und sie billigte ohne Bedenken sein Vorhaben, mit dem nächsten Zuge abzureisen und dem alten Manne in der letzten Stunde beizustehen. Sie zitterte vor Erregung und konnte die Thränen nicht zurückhalten. »Eile, eile!« sagte sie, als ob es in seiner Macht stände, die Abreise zu beschleunigen. »Ich will Deinem Vater Nachricht geben. O, wie schuldig sind wir, wenn er unversöhnt scheidet!«

XXX.

Als Xaver zwei Stunden später auf den Perron trat, kam ihm Camilla entgegen. Er glaubte, sie habe ihm noch einen Auftrag mitzugeben und sei deshalb hierher gekommen, wo sie ihn am sichersten treffen müßte. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung erklärte sie ihm aber, daß sie ihn begleiten werde, ihr Handgepäck liege schon im Coupé.

»Ich trage mich schon seit Tagen mit dem Gedanken,« setzte sie hinzu, als er sich nicht sofort äußerte, »noch einmal in jenes Haus zurückzukehren, das einst die verlassene Waise gastlich aufnahm und dem ich dann so viel schweres Leid bereitete. Gleich damals, als Du von Köstling erzähltest, hätte ich zu dem alten Jugendfreunde eilen und ihn um Verzeihung bitten mögen; aber ich überlegte, daß er mich für selbstsüchtig halten und mir mißtrauen könne, als käme ich nur Deiner Angelegenheit wegen. Vielleicht denkt er auch jetzt nicht besser von mir, aber ich muß es dahingestellt sein lassen, da seine Stunden, wie es scheint, gezählt sind, und nie mehr nachzuholen ist, was jetzt versäumt wird. Ich werde nicht Ruhe haben können, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe.«

Xaver drückte ihr voll Freude die Hand. »Das ist ein hochherziger Entschluß, Mutter,« entgegnete er. »Auch wenn der Arzt Deinen Besuch am Krankenbett verbieten sollte, wird er Dich nicht gereuen – Du hast dann das Deinige gethan. Ja, wir reisen zusammen.«

Es traf sich glücklich, daß der Zug wenig gefüllt war; Mutter und Sohn blieben viel mit einander allein und konnten sich recht nach Herzensbedürfniß aussprechen. Es gab nun nichts mehr zwischen ihnen, was nicht berührt werden durfte, und wenn die Berührung schmerzte, so war doch auch der Schmerz heilsam, und Camilla entzog sich ihm nicht.

Der Professor brachte seine Mutter zu Moritz Amberger, der nicht wenig erfreut war, den Freund wieder in seiner Nähe zu wissen, und sofort Befehl gab, die Zimmer der Frau Barbara für Camilla zu öffnen. Er selbst suchte den Sanitätsrath auf, um mit ihm zu konferiren. Der würdige Mann, dem er nicht Anstand nahm, über die besonderen Verhältnisse Aufklärung zu geben, hatte nun doch Bedenken; wenigstens sei auch schon für seinen Besuch eine Vorbereitung nöthig, meinte er, und was weiter zu thun wäre, lasse sich erst ermessen, wenn sich die Wirkung desselben nicht als schädlich erwiesen habe. Sie fuhren zusammen nach dem Köstlingschen Hause.

Schönrade blieb im Vorzimmer zurück, während der Arzt bei dem Kranken eintrat.

Schon nach wenigen Minuten kam er wieder und sagte: »Meine Berechnung war richtig, Sie sind willkommen. Ich habe ihn geradeaus gefragt, ob er Sie sehen wolle, und er nickte sogleich zustimmend mit den freundlichsten Augen. Gehen Sie nun schnell hinein, damit er keine Zeit behält, sich innerlich zu erregen. Ich mache inzwischen noch einen anderen Krankenbesuch und frage

dann an, wie es steht.« Er öffnete ihm selbst die Thüre und ließ ihn ein.

Auf dem Fensterbrett lagen die beiden Katzen und schnurrten behaglich; am Schreibtisch saß eine Diakonissin, mit einer Arbeit beschäftigt. Das Bett war in die Stube vorgezogen, so daß man es von drei Seiten umschreiten konnte. Der alte Mann, der darin lag, hob ein wenig den Kopf und streckte dem Eintretenden die Hand entgegen.

»Es ist freundlich,« sagte er, »daß Sie kommen – wie der Doktor sagt, meinetwegen kommen. Ich durfte nicht wagen, darum zu bitten.«

Der Professor setzte sich zu ihm. »Ich konnte nicht abwarten,« antwortete er, »bis Sie wieder ganz hergestellt sein würden, mußte mich selbst überzeugen, daß keine ernste Gefahr –«

Der Kranke lächelte schwermüthig. »Sie haben nicht nöthig, mir Muth einzusprechen,« sagte er, »ich bin auf alles gefaßt; und jetzt, da ich die Freude habe, Sie noch einmal zu sehen, bleibt mir – kaum noch ein Wunsch zurück.«

Er solle sich nur nicht zu früh aufgeben, mahnte der Professor; dergleichen Herzleiden seien sehr unbequem, setzten aber zeitweise auch wieder aus und hinderten bei rechter Schonung nicht das Altwerden.

»Wäre denn das ein Glück?« fragte Köstling mild. »Gönnen Sie mir doch den Tod, junger Freund. Sie wissen, daß ich schon viel zu lange gelebt habe und mir und anderen nur noch im Wege bin. Wenden Sie nichts ein!

Wer so viel mit sich allein gewesen ist wie ich, der muß wohl endlich mit sich ins Reine gekommen sein, oder er ist ein unverbesserlicher Narr. Ich lebte ja längst nur noch, weil ich nicht sterben konnte. So ein zweckloses Dasein – können Sie dessen Fortsetzung wünschenswerth denken?«

»Sollte sich's aber nicht mit etwas ausfüllen lassen,« fragte Schönrade, »was ihm auch nach Ihrer Schätzung Werth gäbe?«

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. »Was sollte das wohl sein? Es gibt Menschen, die das Unglück haben, von einer einzigen Vorstellung so beherrscht zu werden, daß ihre ganze Lebensthätigkeit davon abhängig bleibt. Wie viele erfahren, was ich erfahren habe, und die Zeit löscht ihren Schmerz aus und wandelt sie, daß sie wieder mit frischem Muthe neue Bahnen suchen und neuen Zielen nachstreben können. Wer aber nicht los kann von etwas unwiederbringlich Verlorenem, der ist selbst ein Verlorener, ein Mensch, dem die ganze Welt krank erscheint, weil er selbst hoffnungslos krank ist. Solche Kranke bürden gerne den Gesunden die Last ihrer Schmerzen auf; da sie nicht aus sich heraus können, ziehen sie in sich hinein, was mit ihnen in Berührung kommt, suchen es mit ihrem Krankheitsstoffe anzustecken. Warum mußte ich Ihnen gleich bei unserem ersten Begegnen meine Leidensgeschichte erzählen – Ihnen, dem Sohn der Frau, die ich zu meinem Unglück geliebt hatte und die doch selbst so unglücklich liebte? Ich habe mir schwere Vorwürfe

darüber nicht erspart, glauben Sie mir! Wie häßlich mußte ich Ihnen erscheinen? Und doch fühlte ich in derselben Stunde, daß ich Sie lieb gewann, und hätte Sie an mein Herz ziehen mögen – Camillas Sohn! Ich hatte sie längst freigesprochen, und nun ich's Ihnen sagen konnte, oder ihr durch Sie, wüthete ich lieber gegen mich, indem ich alle alten Wunden wieder aufriß. Das sind Widersprüche, die kein Verstand ausgleicht; kann sie das Herz nicht überwinden, so sind sie unüberwindlich, und ein krankes Herz –«

Er verzog das Gesicht schmerzlich und drückte die Hand auf die Brust. Xaver beugte sich über ihn und küßte seine Stirne. »Sie thun sich Unrecht,« sagte er. »Ich hätte Sie falsch beurtheilen müssen, wenn Sie schwiegen, und wenn Sie sprachen, konnten Sie nicht anders sprechen.«

»Doch, doch!« antwortete Köstling, mit einem Blicke des Dankes zu ihm aufsehend. »Ich habe immer strenge Anforderungen an mich gestellt, und diesmal verlor ich mich selbst. Deshalb war es mir ein trauriger Gedanke, scheiden zu sollen, ohne Sie noch einmal gesehen zu haben. Und jetzt – kann ich scheiden.«

»So darf ich meiner Mutter sagen, daß Sie ihr vergeben?« fragte Schönrade.

»Vergeben –!« rief der Kranke mit gehobener Stimme. »Was hätte ich zu vergeben? Daß sie mich nicht lieben konnte, wie ich sie liebte? Es ist wahr: es gab eine Zeit, wo ich ihr deshalb schwer zürnte, aber wenn Sie glauben mußten, daß sie noch nicht überwunden sei, so war es nur die lebhaftere Erinnerung an sie, die meinen Worten

einen so scharfen Klang gab. Nein, sagen Sie ihr, daß mir die Jugendjahre, in denen ich ihre schwesterliche Liebe genoß, ein unvergeßliches Gut gewesen sind, daß ich sie nicht missen wollte, auch wenn ich mir damit alle meine Leiden zurückkaufen könnte, daß sie immer der Stützpunkt meines einsamen Lebens blieb, und daß ich ihrer in meiner letzten Stunde sicher auch mit derselben Liebe gedenken würde, wenn ich sie in der Liebe eines anderen glücklich wissen könnte.«

Xaver trocknete eine Thräne. »Ich danke Ihnen!« sagte er. »Meine Mutter wird in diesen großherzigen Versicherungen allen den Trost finden, dessen sie bedürftig ist. Sie wissen nicht, wie schwer sie sich selbst anklagt, wie tief sie bekümmert war Ihrer Krankheit wegen, wie gerne sie aus Ihrem eigenen Munde hören würde, daß Sie den Undank verziehen haben, der ihr selbst so viel Kummer bereitet hat. Wenn sie nicht fürchten müßte –«

Er unterbrach sich. Der Kranke hatte die Augen geschlossen und stöhnte leise; seine Hand war kalt geworden, versuchte aber noch des Professors Hand zu drücken, die darauf ruhte. Offenbar war die größte Schonung geboten, wenn der Krampfanfall abgeleitet werden sollte. Lange stand der Freund regungslos am Bette; endlich wurden die Athemzüge sanfter und gleichmäßiger – er war eingeschlafen.

Der Sanitätsrath war mit dem Berichte und später mit dem Zustande des Kranken zufrieden. »Er fühlt sich augenscheinlich sehr erleichtert,« sagte er, »und wird auf

diese Dinge, die nun abgethan sind, nicht wieder zurückkommen. Zu helfen ist ihm nicht mehr, wir können nur noch sorgen, ihm den kleinen Rest des Lebens möglichst freundlich auszustatten. Lassen Sie mich handeln.« Er sagte dem Kranken, daß am nächsten Morgen eine andere Krankenpflegerin eintreten müsse, er solle sich also auf ein anderes Gesicht gefaßt machen. Habe er Unruhe in der Nacht, so möge er nicht versäumen, ein Schlafmittel einzunehmen. »Bleibt der liebe Gast hier?« fragte Köstling. Der Arzt bejahte und las die Freude darüber von dem Gesichte seines Patienten ab.

So saß denn am nächsten Morgen auf der Stelle am Schreibtisch, die sonst die Diakonissin eingenommen hatte, Camilla und wartete gespannt auf das Erwachen des alten Mannes. Sie hatte nach dem Wunsche des Sanitätsrathes eine Handarbeit vorgenommen und ein offenes Buch auf den Tisch gelegt, um in der Weise beschäftigt erscheinen zu können, wie der Kranke es bei seinen Pflegerinnen gewohnt war. Die beiden Katzen hatten sich zu ihren Füßen gelagert und spannen eifrig. Eine Taschenuhr an der Wand über dem Bette tickte hörbar.

Nun hustete Köstling, kehrte das Gesicht dem Fenster zu und öffnete die Augen. Die fremde Krankenpflegerin überraschte ihn nicht, und doch schien etwas an ihr seine Aufmerksamkeit zu erregen, da er eine Weile unverwandt auf sie hinblickte. Von seinem Lager aus gesehen mußte sich der Kopf mit dem schönen Profil scharf gegen den lichten Hintergrund der Fensteröffnung abheben; auf dem gekräuselten Haare lag ein bläulicher

Schimmer. Das Bild an sich selbst konnte fesseln, aber es machte auch so wundere Erinnerungen rege – es war ihm fremd und doch nicht fremd. Er blickte immer darauf hin, schloß die Augen, um zu prüfen, ob er wache, und blickte wieder darauf hin. Ein freundlicher Zug verklärte sein Gesicht, er athmete rascher, legte die Hand aufs Herz. Wußte er, wen er vor sich sah – zweifelte er noch – wagte er nicht zu hoffen – fürchtete er, einen schönen Traum zu stören? Oder fühlte er, daß er es sich und ihr schuldig sei, sich erst innerlich zu beruhigen? Was ging in der Seele dieses Lebensmüden vor?

Camilla hatte ihn husten gehört, schnell zum Bett hingesehen, sein Erwachen bemerkt und nun unverwandt auf das Buch geblickt. Wie ihr das Herz schlug hoch bis in die Schläfen hinein! Sie hatte sich im voraus alles überlegt, wie sie mit dem Kranken umgehen und mit ihm sprechen wolle; jetzt aber hatte sie eigentlich gar keine Gedanken, sondern nur ein unbestimmtes Gefühl von Bangigkeit. Obgleich sie vor sich niedersah, hatte sie doch, wie durch das Auge vermittelt, die Empfindung, daß Köstling sie scharf anblicke und ihr Bild in sich aufnehme, etwa wie ein photographischer Apparat, und so schwindelte ihr denn auch der Kopf in ganz ähnlicher Weise, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, wenn der Photograph den Deckel vom Glase abhebt und sagt: nun! Sekunden lang verlor sie ganz das Bewußtsein, wo sie sich befand und was dieser Moment bedeutete. Viele, viele Jahre schienen wie ausgelöscht, und sie saß wieder mit dem Jugendfreunde zusammen in dessen traulichem

Zimmer im alten Köstlingschen Hause – ja, das war dasselbe Zimmer, das er wegen der Nähe des Gartens besonders liebte und für sich eingerichtet hatte. Da wurde sie durch den leisen Ruf ›Camilla!‹ geweckt, und ohne zu wissen, was sie that, antwortete sie wie so viele, viele Jahre früher gewöhnlich dieser bekannten Stimme: »Lieber Lorenz?« Dabei schaute sie um und sahnun den alten Mann halb aufgerichtet im Bette sitzen, das eben noch so bleiche Gesicht geröthet, die Augen leuchtend vor Freude.

»Du bist es!« rief er, »Du bist es wirklich!« und sank in die Kissen zurück.«

Camilla fand sogleich ihre Besinnung wieder; sie begriff, daß sie ihn jetzt nicht sich selbst überlassen, aber auch nicht durch eigene Erregtheit noch mehr erregen dürfe. Sie trat an das Bett und ließ sich zur Seite desselben auf die Kniee nieder, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte sanft: »Du mußt ganz ruhig sein, lieber Lorenz, ganz ruhig! Ich kann sonst nicht bei Dir bleiben und möchte es doch so gerne. Willst Du ganz ruhig sein?«

»Ich will, Camilla,« antwortete er mit bebender Stimme. »aber bleibe bei mir.«

»Wir haben einander ja auch nichts mehr zu sagen, Lorenz,« fuhr sie fort, seine Hand streichelnd. »In die Seele meines Sohnes haben wir beide versenkt, was uns kummerte, und da hat seine Liebe es geläutert und uns zurückgegeben, was unserem Herzen wohlthat. Ich weiß, daß ich nicht mehr um Vergebung zu bitten brauche, und Du weißt, daß ich meinen lieben Bruder nie vergessen

habe. Sprechen wir kein Wort weiter davon. Der Arzt erlaubt mir, das Pflegeamt bei Dir zu übernehmen, wenn er sieht, daß es Dir Freude macht und nicht schadet. Also still, lieber Freund!« Er lächelte ihr freundlich zu. »Ich habe Dich wieder, Camilla,« sagte er, »und mir ist's, als ob ich Dich nie verloren gehabt hätte. Ich habe Dich auch nie verloren – Du bist immer bei mir gewesen. Aber daß ich Dich nun vor meinem Ende auch noch mit leiblichen Augen schaue, das ist über alle Hoffnung, Camilla, das macht mir das Leben noch einmal lieb.«

»Sprich nicht von Deinem Ende,« bat sie. »Hoffentlich bist Du bald wieder gesund.«

»Ich bin krank gewesen,« antwortete er, »und jetzt fühle ich mich gesund. Mag's enden so früh oder so spät es will, ich habe guten Muth, zu leben und zu sterben.«

Camilla mußte sich zu ihm setzen und ihm ihre Hand reichen. Sie sprachen mit einander wie Freunde, die sich lange nicht gesehen und nun viel zu fragen und zu berichten haben. So fand sie Xaver. »Warum sind wir unserer nicht längst schon froh geworden?« fragte Köstling.

Der Arzt selbst war überrascht, wie ruhig der Puls des Kranken ging. »Ihre Frau Mutter wirkt besänftigend auf ihn,« bemerkte er zu Schönrade, »wir können unbesorgt die beiden Menschen sich selbst überlassen. Nur wünschte ich nicht, daß Sie sich zu der Annahme verleiten ließen, es könne an eine Besserung gedacht werden, da Sie seinen Zustand nun so erträglich sehen. So ein krankes Herz hört manchmal ganz plötzlich auf zu schlagen.«

Zwei Tage vergingen ohne merkliche Aenderung. Köstling erfuhr nach und nach alles, was auf das Verhältniß Xavers zu seinem Vater Bezug hatte, auch die jüngsten Ereignisse, die eine Versöhnung Camillas mit ihm herbeiführten. Am Morgen des dritten Tages, nach einer guten Nacht, kam der Kranke wieder darauf zu sprechen.

Camilla wollte ablenken, aber Köstling sagte: »Das kann ich nun hören ohne alle Eifersucht ich bin wirklich wieder ganz Dein Bruder. Wenn ich über Deine Hand zu verfügen hätte und der Graf forderte sie, ich würde gerne zustimmen. Nach allem, was ich über ihn höre, ist er jetzt Deiner würdig.«

Camilla schwieg darauf.

»Es geht mir eigen,« fuhr er fort. »Ich habe mir eingebildet, niemand eifriger zu hassen als den Grafen, und meine Empfindung gegen ihn war wirklich die feindseligste. Nun ich Dich aber mit ihm versöhnt weiß, ist es, als ob etwas von Deiner Milde auch aus mich überströmt. Ich kann nicht mehr unfreundlich an ihn denken. Und soll ich mein ganzes Gefühl aussprechen? Es ist mir, als hätte ich selbst gleichsam Deiner Verzeihung den Stempel aufzudrücken, damit sie vollgültig werde und kein Rest von Spannung zurückbleibe. Ja, ja! es wäre mir lieb, ihm noch einmal im Leben die Hand reichen zu können, damit die alte Feindschaft der beiden Häuser nicht über uns hinausreichte und Xaver ruhigen Besitz anträte – es wäre mir lieb.«

Camilla sprach darüber mit ihrem Sohne. Man kam überein, dem Grafen zu telegraphiren. Schon in der nächsten Nacht langte er an, am Morgen meldete ihn Xaver seiner Mutter und dem alten Freunde. »Ich habe im Traume eine lange Unterredung mit ihm gehabt,« äußerte der letztere. »Führen Sie ihn zu mir und sagen Sie ihm, daß ich alles weiß, was er auf dem Herzen hat – er solle mir vertrauen.«

Eine halbe Stunde später führte Xaver seinen Vater an das Krankenbett. Der Graf war sehr bewegt und konnte nur mit Mühe so viel Herrschaft über sich gewinnen, eine leidenschaftliche Bitte um Verzeihung zurückzuhalten. Auch Köstlings Hand zitterte in der seinen, und der Ton seiner Stimme war unsicher, als er sagte: »Lassen Sie uns das Buch schließen, dessen Blätter beschrieben sind mit der Feindschaft von Jahrhunderten – ich will in Frieden hinübergehen und es mit mir nehmen, um es vor Gottes Thron niederzulegen. Und daß wir die Ursache dieses – letzten Zwistes austilgen und Unrecht in Recht wandeln – empfangen Sie Camilla aus meiner Hand, Herr Graf. So erst wird sie ganz die Ihrige sein.« Er zog Camilla, die gegenüber am Bette stand und in ihr Tuch weinte, nahe an sich heran, küßte sie und vereinigte in seiner Hand ihre Hand und die des Grafen. »Seid wieder, was Ihr gewesen seid,« sagte er leise, »als Euch die Liebe verband. Gott segne Euch – wie ich Euch – von Herzen – gewiß von Herzen –«

Seine Worte wurden leiser und leiser, zuletzt bewegten sich die Lippen murmelnd, und der Kopf sank auf

die Brust. Xaver hatte ihn umfaßt und gestützt; er fühlte den Körper in seinem Arme schwer werden und ließ ihn auf die Kissen niedersinken. Noch ein verlöschender Blick streifte über Camilla hin, seine Finger schlossen sich noch einmal um die Hände, die er gefaßt hielt – dann stand das Herz still.

Minuten lang herrschte tiefes Schweigen im Zimmer, nur mitunter von einem schluchzenden Ton unterbrochen. Dann trat der Graf zu Camilla, legte den Arm um ihre Schulter und fragte: »Willst Du verstehen, was er von,uns forderte? Willst Du das Vermächtniß unsres Freundes ehren?«

Sie sank weinend an seine Brust. Xaver umarmte beide: »Mutter – Vater! Durch Kampf zum Frieden!«

XXXI.

Lorenz Köstling wurde auf dem Liebfrauenkirchhof neben seinen Vätern in dem alten Erbbegräbniß beigesetzt. Die halbe Stadt folgte seinem Sarge. Unter den nächsten Leidtragenden waren auch Moritz und Lena; sie gingen neben einander her, und jeder wußte nun, daß sie ein Paar seien.

Wenige Tage später wurde das Testament eröffnet. Es enthielt nur wenige Zeilen: Camilla war zur Universalerbin eingesetzt, der Stadt ein beträchtliches Legat vermacht, die alte Haushälterin der Erbin empfohlen. Die Befürchtung, daß sich eine Klausel wegen Erhaltung des alten Familienhauses darin finden würde, traf nicht zu.

»Er hatte vergeben, ehe wir es wußten,« sagte Xaver, »dieses Testament, das vor meiner Ankunft errichtet wurde, ist ein unantastliches Zeugniß seiner Großmuth. Gott sei Dank, niemand wird uns vorwerfen können, daß wir seine letzten Entschließungen beeinflußten.«

»Und das grüne Thor?« fragte Moritz, der dieserhalb nicht wenig in Besorgniß gewesen war, wenschon er sich aus zarter Rücksicht jeder Mahnung enthalten hatte, es von dem milder gestimmten alten Manne zu erbitten.

»Es gehört nun meiner Mutter,« antwortete er; »sie handelt gewiß im Sinne des Verstorbenen, wenn sie den Augen der Menschen ein Denkmal entzieht, das nur noch der Feindschaft Werth haben könnte.«

»Lösen wir sorgfältig die Inschriften und Bildwerke ab,« entschied Camilla, »um sie neben dem Sarge unseres Freundes niederzulegen. Was dann von dem alten Thor übrig bleibt, steht zu Eurer Verfügung.

So hatte nun alle Noth ein Ende. Das Thor konnte abgebrochen werden, die Straße war frei, das große Eisenbahnunternehmen gesichert, Moritz Amberger wieder ein Mann, vor dem alles an der Börse den Hut zog. Feinberg sah sich geschlagen und gab die Opposition auf. Man sprach allgemein davon, daß er beabsichtige, sein Geschäft nach einer andern Stadt zu verlegen und seinen künftigen Schwiegersohn als Kompagnon aufzunehmen. Man meinte, daß er ihn beständig unter Augen zu haben wünsche. Frau Feinberg und Sidonie blieben in Berlin; dort sollte in einem für das junge Paar angekauften

prächtigen Hause im Herbst auch die Hochzeit gefeiert werden.

Moritz Amberger unterzog sich sogleich der schwierigen Aufgabe, die eingeleiteten Geschäfte nach allen Richtungen hin in Gang zu bringen. »Nun laß mich zeigen, was ich gelernt habe und kann!« sagte er zu Xaver; »Du darfst ganz unbesorgt nach Florenz reisen, wohin Dich doch das Herz zieht.«

Der alte Vogelstein ließ sich erbitten, mit seiner Schwiegertochter und Enkelin in das Köstlingsche Haus überzusiedeln und Camillas reiche Erbschaft zu verwalten. In der Stadt konnte ja auch am besten für Lenas Ausstattung gesorgt werden. Sie mußte sich's gefallen lassen, daß der Graf, Camilla und Xaver wetteiferten, sie zu beschenken. »Machen Sie's nur meinem Moritz nicht gar zu leicht, ein armes Mädchen zu heirathen,« gab sie scherzend zu bedenken. Die Frau Wachtmeister war ganz Seligkeit. »Sie ist ein Glückskind!« wiederholte sie immer wieder, »aber sie verdient's auch um ihres braven Vaters wegen.«

»Eilt nur mit der Einrichtung,« bat Moritz, »damit der Brautstand nicht zu lange dauert. Auf meine Mutter müssen wir freilich warten – sie hat ja noch nicht einmal unserer Verlobung ihren mütterlichen Segen gegeben. – Dann aber ist jeder nächste Tag der beste zur Trauung; das soll zum Winter ein lustiges Leben werden im Ambergerschen Hause! Philipp mit seiner jungen Frau, ich mit meiner jungen Frau! und wenn der Herr Freiherr von Höneburg-Schönrade uns mit seiner jungen Frau zu

Weihnachten besuchen will, wird sich auch noch ein Unterkommen für sie finden.

»Höneburg-Schönrade!« rief Xaver lachend. »Diese Komposition lasse ich mir gefallen; sobald ich neue Visitenkarten brauche, sollen sie benutzt werden. – Wie denkst Du über die Gräfin Gleichenau-Bellarota?« sagte er seiner Mutter leise ins Ohr.

»Bösewicht!« antwortete sie ebenso. »Als ob ich von der Bühne weg zu heirathen beabsichtigte!«

Xaver wurde von Tage zu Tage ungeduldiger. Zwar verging nun keiner, an dem nicht ein Brief von Florenz anlangte und ein Brief nach Florenz abging, aber lieber hätte er sich doch selbst dorthin befördert. Seiner Reise wäre auch nichts im Wege gewesen, wenn nicht Camilla den Wunsch geäußert hätte, ihn zu begleiten, ohne doch ihre Zurüstungen eifrig zu betreiben. Endlich setzte er einen bestimmten Termin und kündete an, daß er ihn auch nach Florenz notifizirt habe. »Philipp und Lucia dürfen nicht länger warten,« setzte er gleichsam zur Entschuldigung hinzu.

Noch an demselben Tage hatten der Graf und Camilla mit einander ein langes Gespräch unter vier Augen, und dann bat wieder der Graf seinen Sohn um eine Unterredung ›über eine sehr wichtige Angelegenheit‹. Sie schloß mit einer Umarmung und mit der Versicherung von Seiten Xavers, daß alles aufs beste vorbereitet sein solle.

Der Graf fuhr nun nach Berlin zurück, um die nöthigen Formalitäten zu besorgen und Kunibert abzuholen. Xaver erklärte, inzwischen von der Höneburg förmlich Besitz ergreifen zu wollen. Er nahm einige Arbeiter mit hinaus und kehrte erst nach achtundvierzig Stunden wieder. »So!« sagte er, »nun ist die Burg zum Empfange meiner lieben Gäste bereit! Sie seien hiermit feierlich zu morgen eingeladen mein Vater und mein Bruder, die hoffentlich diese Nacht anlangen, meine Mutter, Herr Moritz Amberger und seine Lena, Freund Vogelstein und die Frau Wachtmeister; endlich noch der Archivar Dr. Sperling, der von der alten Burg mehr weiß, als wir alle zusammen, und der Pfarrer der Liebfrauenkirche, der an Lorenz Köstlings Sarg eine so ergreifende Rede gehalten hat. Die beiden letztgenannten Herren hole ich selbst ab; für die andern sollen die Equipagen am Ambergerschen und Köstlingschen Hause bereit stehen. Ich bitte um Festtoilette!«

Es war ein wunderherrlicher Morgen, der Himmel bis zum Horizont hinab so rein und tiefblau, als könne nie eine Wolke ihn verfinstern, die Luft unbewegt und doch nicht schwül. Die in den Wagen saßen, welche durch das grüne Thor und über die Brücke rollten, schauten seitwärts hinab in den Graben auf die Kieswege, die nicht mehr der alte einsame Mann im blauen Rock auf- und abwandelte. Ueber die Reibatten hin und durch die Gebüsche den Vögeln nach huschten die beiden Katzen, die sich nun auf eigene Hand verlustirten; Lena hatte

sie übrigens in ihre besondere Obhut genommen. Draußen auf der Haide trällerten die Lerchen; auf dem Treidelsteige am Fluß zogen Schiffsknechte an langer Leine einen Kahn, dessen rother Wimpel schlaff am Mast herabhing. Als der Haideweg in der Nähe der Burgruine enger und ungleicher wurde, stieg man aus und ging die kleine Strecke zu Fuß nach den Gartenanlagen hinauf.

In dem Augenblick, als die Gäste dieselben betraten, rauschte an einer hohen mit schönen Guirlanden umwundenen Stange von der Plattform des alten Wachturms eine Fahne auf und von Blechinstrumenten wurde aus der Höhe ein Choral angestimmt. Vor dem Damm, der durch den Graben nach der Eingangsthür führte, war eine mächtige Ehrenpforte errichtet und mit Fähnlein und Bändern geschmückt; eine zweite erhob sich über den steinernen Thürpfosten und eine dritte innen auf dem Hofe. Der Weg bis zum Hause zeigte sich mit Tannen, Schilf und Blumen bestreut, um Fenster und Thüren zogen sich Laubgehänge. Es war ein freundlicher Anblick.

Xaver empfing die überraschte Gesellschaft am Brunnen, der ebenfalls seinen Laubschmuck erhalten hatte. Er umarmte seine Mutter, die sehr bewegt war, lange aufs innigste, ergriff dann ihre und seines Vaters Hand und schüttelte beide kräftig, ohne ein Wort zu sagen; auch ihn übermannte die Rührung, da das Andenken an alles, was diese Burg erlebte, nun so nahe trat.

Er führte Vater und Mutter ins Haus. Als sie nach einer Viertelstunde wieder Arm in Arm hinaustraten, lag auf

Camillas schwarzem Haar ein kleiner Kranz von Orangeblüthen. Xaver schritt voran durch einen mit eingesteckten Stangen und Laubbogen angezeigten Gang nach den alten Bäumen an der Mauer, und winkte den andern im Zuge zu folgen. Ueber dem Altarstein, um den der Boden geebnet und mit weißem Sand bestreut war, erhoben sich die architektonischen Umrisse einer Kapelle, ebenfalls aus Laubwerk aufgeführt. Dort stand der würdige Geistliche im Talar und schaute freundlich dem Paar entgegen, das sich tief vor ihm verbeugte. Xaver legte seinen Arm um Kunibert; Moritz und Lena hielten einander fest bei der Hand.

Wieder tönte hoch vom Thurm her der Choral, alle Herzen tief erschütternd. Und dann nahm der Geistliche das Wort und erinnerte daran, daß man kürzlich an einer offenen Gruft gestanden und einen Mann eingesenkt habe, der viel kummervolles im Leben erfahren, aber im Frieden und Liebe geschieden sei, versöhnt mit denen, die ihm das schwerste Leid bereiteten. »Wir haben heute sein theuerstes Vermächtniß zu erfüllen,« fuhr er fort, »seiner Mahnung zu gehorchen; vergesset, wie ich vergessen habe – gedenket, wie ich gedenke! So umschwebe uns denn in diesem feierlichen Augenblicke sein Geist, der Geist des Friedens und der Liebe, und weihe unsere Gedanken. Nach Kampf und Streit sind auch Sie zum Frieden eingekehrt, und was Sie wieder vereinte, war ja das, worin Ihre Liebe stark geblieben war: der Sohn, dem Sie das Leben gaben und der es Ihnen nun reicher zurückgibt. So schließen Sie in Gedanken und Vergessen

nicht einen neuen Bund, sondern Sie festigen den alten vor diesen Zeugen, daß er nun unzertrennlich sei bis ans Ende. Das walte Gott!«

Nun verrichtete er die Ceremonie, legte ihnen segnend die Hände aufs Haupt und betete laut. Die Umstehenden stimmten ein, und der Schlußvers des Chorals endete die einfache und erhebende Feier.

Man konnte sich nicht entschließen, in das Haus einzutreten, wo in dem niedrigen Zimmer die Tafel gedeckt war. Ohne große Mühe ließ sich der Tisch hinaustragen unter die alte Linde am Brunnen und da saßen die frohen und glücklichen Menschen denn lange beim Hochzeitsmahl, das der Burgherr ihnen bereitet hatte. »Wir kehren zum Herbst wieder hier ein,« sagte der Graf, sein Glas erhebend, »wenn Xaver und Käthchen, Moritz und Lena ihre Doppelhochzeit feiern und verleben hier einige stille Wochen – nicht wahr, Camilla?« Sie stimmte nickend zu: »wenn Xaver das Häuschen nicht braucht!«

»O!« rief er, ich habe genug an dem Stübchen oben! Wir werden schon Platz finden.«

»Da siehst Du nun, Moritz, daß aus Deinem Versprechen nichts werden kann, mir die Burg zu kaufen,« schmollte Lena. »Ihr habt's ja auch so nahe von der Stadt hinaus,« begütete Xaver, »und ein Professor, das wißt ihr ja, hat nicht immer Ferien.«

Noch denselben Abend reiste das Ehepaar mit den beiden Söhnen ab. Das gemeinsame Ziel war Florenz. Aber schon in München, wo der Graf einen Rasttag zu halten für nöthig fand, trennte sich Xaver, um ohne Aufenthalt

Tag und Nacht weiter zu eilen. Die Sehnsucht nach seinem Käthchen war zu groß.

Das gab ein Wiedersehen! Frau Amberger führte ganz stolz ihre Katharina dem Freiherrn zu und meinte schmunzelnd, sie hätte doch gleich gedacht, daß in dem Professor etwas stecke. Philipp stellte seine Lucia vor. »Es war doch ein ungeheuer gescheidter Gedanke,« sagte er, dem Freunde die Hand schüttelnd, »daß wir es dem Zufall überließen, uns den richtigen Hotelwagen auszusuchen!« Der Professor drohte mit dem Finger: »Wenn Du nun aber elf statt zwölf gerathen hättest?«

Philipp schüttelte sich schauernd: »ich mag mir's gar nicht vorstellen, daß ich so dumm hätte sein können,« erwiderte er.

Kurze Zeit darauf saß man wieder an einer Hochzeitstafel, diesmal aber nicht unter freiem Himmel, sondern in dem schönen Saal des Palazzo Bellarota. Signor Uccello machte mit aller Würde die Honneurs. Als der Champagner im Glase perlte, faßte Xaver sein Käthchen um die Schulter, neigte ihren blonden Kopf zu seinem schwarzen, sah zur Decke hinauf und zog in der Luft mit dem Glase die Linien der Stuckverzierung nach. »Siehst Du,« sagte er, »wir führen das Glücksrad in unserm Wappen!«

Sie hauchte einen Kuß auf seine Wange, und Camilla nickte zärtlich hinüber.